

UNIVERSITAT DE VALÈNCIA
FACULTAT DE FILOLOGIA, TRADUCCIÓ I
COMUNICACIÓ
DEPARTAMENT DE FILOLOGIA ANGLESA I
ALEMANYA



VNIVERSITAT
DE VALÈNCIA

**Briefautobiographien von Frauen
in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts**

Tesis doctoral presentada por:
Nuria Carmen Arocas Martínez

Dirigida por:
Dra. Brigitte E. Jirku

Programa de doctorado:
646 155E Estudios literarios
en lengua inglesa y alemana

Valencia, 2015

*Cuando te pones a escarbar en la memoria
vas escogiendo del pasado aquellas cosas
que te apuntalan, que te afirman, que te enrocan,
que te protegen de alguna sombra...*

Canción pequeña (Víctor Manuel, 1996)

Quiero expresar mi profundo agradecimiento a la Dra. Jirku por el magnífico asesoramiento académico prestado durante años, por el tiempo y el esfuerzo dedicado a que esta investigación haya podido materializarse. Gracias, Brigitte, por tu paciencia y tu sabiduría. Gracias por haber despertado en mí el amor por la literatura y el compromiso por rescatar del olvido a mujeres que lucharon por abrirse un hueco en el mundo de las letras y sin las que hoy nuestro trabajo no sería posible. Gracias por haber sabido regar los brotes sin ahogarlos, por haber entendido cuando lo urgente e inmediato ha requerido mi dedicación y, pese a ello, no haberme dejado nunca de la mano. Gracias, en definitiva, por confiar en mí más que yo misma.

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
<u>Einleitung</u>	9
<u>1. Theoretischer Apparat und Kriterien</u>	15
1.1. Theorie der Autobiographie	15
<i>1.1.1. Die Entwicklung einer Gattung</i>	15
<i>1.1.2. Literaturwissenschaftliche Theorien über diese Gattung</i>	23
<i>1.1.3. Theoretische Auseinandersetzungen mit der Frauenautobiographie</i>	40
<i>1.1.4. Kritische Überlegungen zu den erläuterten Theorien</i>	49
1.2. Theorie des Briefes. Die Briefautobiographie	54
<i>1.2.1. Brieftheorien von den Anfängen bis zum 18. Jahrhundert</i>	54
<i>1.2.2. Die Blütezeit und die „Feminisierung“ des Briefschreibens im 18. Jahrhundert</i>	60
<i>1.2.3. Die Briefautobiographie als spezifisch weibliche Untergattung der Autobiographie</i>	66
1.3. Methodologischer Ansatz	69
<i>1.3.1. Arbeitsdefinition</i>	69
<i>1.3.2. Kriterien zur Analyse des Korpus</i>	70
<u>2. Autobiographien deutschsprachiger Autorinnen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts</u>	75
2.1. Literaturwissenschaftliches Interesse an Frauenautobiographien im deutschen Sprachraum	75
2.2. Vorläuferinnen der deutschsprachigen Frauenautobiographie	76
2.3. Merkmale der Frauenautobiographie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts	83
2.4. Beispiele deutschsprachiger Frauenautobiographien in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts	90
<i>2.4.1. Friderika Baldinger (1739-1786)</i>	90
<i>2.4.2. Angelika Rosa (1734-1790)</i>	94
<i>2.4.3. Johanna Isabella Eleonora von Wallenrodt (1740-1819)</i>	96
<i>2.4.4. Sophie von La Roche (1730-1807)</i>	99

2.4.5. <i>Friederike Brun (1765-1835)</i>	103
2.4.6. <i>Charlotte von Einem (1756-1833)</i>	106
3. <u>Zum Stand der Frau im soziokulturellen Kontext der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts</u>	109
3.1. „Gattin, Hausfrau und Mutter“. Rousseau, Campe und die Gegenstimmen	109
3.2. Zum Stand der Mädchen- und Frauenbildung: Von Töcherschulen, Lehrerinnen, Gouvernanten und Gelehrtinnen	113
3.3. Die belehrende Rolle der Frauenzeitschriften. Sophie von La Roches Beitrag als Herausgeberin der <i>Pomona</i>	118
4. <u>Die Briefautobiographie von Anna Louisa Karsch. Ihre vier autobiographischen Briefe an J.G. Sulzer</u>	123
4.1. Brief und Biographie	125
4.2. Analyse der Briefe	134
4.3. Andere autobiographische Zeugnisse der Karschin	146
4.4. Gattung und Rezeption ihrer autobiographischen Zeugnisse	151
5. <u>Elisa von der Reckes <i>Herzensgeschichten einer baltischen Edelfrau. Ihr Briefwechsel, ihre Autobiographie</i></u>	157
5.1. Reckes Kindheit und Jugend: ihre <i>Erinnerungen</i>	158
5.2. Recke als Gattin, Hausfrau und Mutter: ihre <i>Briefe</i>	163
5.3. Wahl der Briefform für die Schilderung ihres Erwachsenenlebens	178
6. <u>Erinnerungen für edle Frauen oder Elisabeth von Stägemann im Gespräch mit sich selbst</u>	183
6.1. Briefwechsel zwischen Elisabeth und Meta	185
6.2. Elisabeth: Dichtung oder Wahrheit?	192
6.3. Struktur und Auseinandersetzung mit der weiblichen Bestimmung	197
6.4. Textenteilung und Briefform	210
7. <u>Schlussfolgerungen</u>	213

8. <u>Resümée auf Spanisch der vorliegenden Arbeit</u>	223
9. <u>Bibliographie</u>	235
9.1. Primärliteratur	235
9.2. Sekundärliteratur	237
9.2.1. <i>Theoretischer Apparat</i>	237
9.2.2. <i>Zum soziokulturellen Stand der Frauen</i>	245
9.2.3. <i>Zu Autobiographien von deutschsprachigen Frauen</i>	246
9.2.3.1. Zu Anna Louisa Karsch	252
9.2.3.2. Zu Elisa von der Recke	255
9.2.3.3. Zu Elisabeth von Stägemann	256

Einleitung

Das 18. Jahrhundert hat sich als gattungsgeschichtlich entscheidender Zeitraum für die Autobiographie erwiesen. Gegen Ende des Jahrhunderts konsolidiert sich die Autobiographie als literarische Gattung. Zentral in diesem Rahmen ist der Einfluss des Pietismus, der neben dem Religiösen auch einen gesellschaftlichen Charakter hatte, und zwar seine Entstehung und Verbreitung läuft parallel zum allmählichen Starkwerden und zur Selbstbewusstseinsgewinnung des Bürgertums, was eine neue Phase in der Entwicklung der Autobiographie eröffnet, hauptsächlich dank der aktiv schriftlichen Tätigkeit, die die pietistischen Gläubigen zur Selbsterkenntnis und -analyse durchführten. Diese autobiographische Schriften dienten zunächst zur Reflexion über das eigene Leben, wobei man nach Gottes Willen fragen und nach Gottes Spuren suchen sollte. Nennenswert ist, dass die Wichtigkeit der Frauen im Kontext der pietistischen Frömmigkeit sich nicht nur auf die Niederschrift autobiographischer Texte beschränkte, sondern sie spielten innerhalb der pietistischen Hierarchie führende Rollen. Im Gegensatz zur ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts kennzeichnet sich die zweite durch die Säkularisierung der autobiographischen Schriften. Als Folge der Aufklärung erfährt der Vorgang der Selbstwahrnehmung eine wesentliche Zäsur. Der sich vollziehende geistesgeschichtliche Wandel führt dazu, dass der Mensch die Definition von sich selbst weniger im gesellschaftlichen Zusammenhang als in sich selbst sucht. Somit ist die Autobiographie in der Lage, einen Lebenszusammenhang darzustellen und zu deuten, ohne auf die Seelengeschichte zu weisen. Während es in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Autobiographie noch nicht als Gattung anerkannt ist, wird das Bewusstsein von der Autobiographie als einer eigenständigen literarischen Gattung in Deutschland in der Diskussion um die schon konsolidierte Gattung der Biographie vorbereitet. Die progressive Literarisierung der Autobiographie manifestiert sich u.a. in der Annäherung von Selbstzeugnissen an schon existierende literarische Gattungen, vor allem an den Roman.

Parallel hierzu erlebt der Brief in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Blütezeit, vor allem dank Gellerts Schriften über die Brieflehre aus den Jahren 1742 und 1751. Christian Fürchegott Gellert, der sogar als „Vater des deutschen Briefes“ bezeichnet wurde, setzt sich dafür ein, dass ein Wandel von den älteren Stilprinzipien der Kürze, Ordnung, Deutlichkeit, Zierlichkeit und Üblichkeit hin zu den jüngeren der

Angemessenheit, Natürlichkeit, Lebendigkeit und Individualität stattfindet. Frauen verkörpern Gellerts antinormative Form des Briefschreibens. Sein Konstrukt der Weiblichkeit spielt eine entscheidende Rolle bei der Entwicklung des bisher mangelhaften deutschen Briefs und im Prozess seiner Literarisierung.

Die Auswahl von Briefautobiographien von Frauen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als Untersuchungsstoff der vorliegenden Arbeit beruht auf den Zusammenfluss verschiedener Faktoren in dieser Zeit, die die Auseinandersetzung mit diesem Thema interessant machen. Relevant für die vorliegende Studie ist die Überlegung, in wie weit die Wichtigkeit des Briefes den Weg für die Frauen in die schreibende Tätigkeit geöffnet hat und welche Umstände dazu beigetragen haben, das Briefschreiben in der zweiten Jahrhunderthälfte zu fördern. Mit der Empfindsamkeit wurden von Frauen verfasste Werke, die sich mit ihren persönlichen Erfahrungen auseinandersetzen, als musterhaft für autobiographische Gattungen, wie z.B. Brief und Tagebuch, betrachtet. Das Briefschreiben wurde eine intellektuelle Tätigkeit, in der die Frauen eine immer wichtigere Rolle spielten und bei der sie einen Ort für die Betonung ihrer Gefühle fanden. Eine andere Leerstelle, in der Frauen als Schriftstellerinnen tätig werden konnten, war der Roman, ein neues und daher wenig anerkanntes Genre, das sich besonders mit häuslichen und gefühlsverbundenen Angelegenheiten beschäftigte.

Die gebildete Frau hatte Zugang zur Briefkultur und zur Niederschrift einiger Gattungen, wie z.B. Romane, aber das Genre der Autobiographie schien den Männern vorbehalten zu sein. Die Autobiographie ist traditionellerweise eine spezifisch männliche Schriftform, da man in den Autobiographien die Selbstzeugnisse von denjenigen Persönlichkeiten findet, deren öffentliche Rolle zur sozialen und historischen Entwicklung beigetragen hat. So war es für Frauen im 18. Jahrhundert notwendig, Strategien zu bilden, um das eigene Leben niederschreiben zu können, ohne ihre gesellschaftliche Stellung zu riskieren. Die Entwicklung des Briefschreibens hingegen zeigte, wie diese Gattung den Frauen Zugang zur Schrift gab. Dabei soll man nicht vergessen, dass die Zuerkennung des Briefes als eine Gattung, für die Frauen von der Natur her besonders begabt waren, erst mal eine Gelegenheit zum Schreiben war, aber gleichzeitig waren Frauen dadurch beschränkt, indem ihnen der Zugang zu anderen Gattungen vorbehalten war.

Die Kombination von diesen zwei Elementen führte zum Entstehen der Briefautobiographie. Da die Lektüre wie das Schreiben eines Briefes zeitlich begrenzt sind und jederzeit unterbrochen und fortgesetzt werden können, scheint der Brief, das geeignete Medium zu sein, ein gesellschaftlich und intellektuell aktives Leben zu führen, ohne gegen die weibliche Bestimmung zur Gattin, Hausfrau und Mutter zu stoßen. Ausgangspunkt dieser Arbeit ist der Gedanke, dass die Frauen, die ihre eigene Autobiographie verfassen wollen, dies in Form des Briefes tun, um den gewünschten Inhalt zu vermitteln, ohne den Schein der Bescheidenheit und der Beschränkung auf die private Sphäre zu riskieren.

Der Begriff der Briefautobiographie wurde von Kay Goodman geprägt. Im Jahre 1988 schrieb sie: „As far as I am aware, epistolary autobiography is unique to women.“¹ Und ein Jahr später äußerte sie: „Wie sollen Frauen, die sich nicht öffentlich zeigen dürfen, ihr Leben öffentlich erzählen? [...] Tatsächlich scheint die Briefautobiographie (zum Teil mit ausgeprägt romanhaften Zügen) eine den Frauen eigentümliche Form zu sein.“² Ortrun Niethammer arbeitete weiter in dieser Richtung und schrieb im Jahr 2000: „Insgesamt lässt sich feststellen, daß die Frauen – im Gegensatz zu den männlichen Kollegen – die reale oder fiktive Briefform gegen Ende des 18. Jahrhunderts in ihren Autobiographien bevorzugen.“³ Goodmans Gedanken bleiben im Bereich der Vermutung und Niethammers Argument beruht auf Günter Niggls Feststellung, bei Männern gebe es Ende des 18. Jahrhunderts keine Briefautobiographien, ihre Lebensbeschreibungen stünden in einer vornehmlich gelehrten oder abenteuerlichen Tradition und die prosaische Form werde eindeutig favorisiert. Niethammers Werk handelt trotz dieser Bemerkungen allgemein von der Autobiographie, so dass die mangelnde Darstellung spezifisch von Briefautobiographien von Frauen, auf die Goodman über ein Jahrzehnt früher deutete, noch ungelöst bleibt. Diese Frage soll in der vorliegenden Arbeit aufgegriffen werden und anhand von einigen spezifischen Beispielen erläutert werden.

¹ Goodman, Katherine R. „Elisabeth to Meta: Epistolary Autobiography and the Postulation of the Self“. In: Brodzki, Bella und Celeste Schenck (Hrsg.). *Life/Lines: Theorizing Women's Autobiography*. Ithaca: Cornell University Press, 1988, S. 317.

² Goodman, Kay. „Weibliche Autobiographien“. In: Gnüg, Hiltrud und Renate Möhrmann (Hrsg.). *Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Frankfurt: Suhrkamp, 1989, S. 291-294.

³ Niethammer, Ortrun. *Autobiographien von Frauen im 18. Jahrhundert*. Tübingen: Francke, 2000, S. 93.

Das erste Kapitel bietet eine theoretische Übersicht der Gattung Autobiographie aus einer dreifachen Perspektive. Im ersten Unterkapitel wird die historische Entwicklung von den Anfängen bis zur Konsolidierung der Gattung erläutert. Ziel dieser Darstellung ist die Kontextualisierung des Korpus in einer Zeit reger Auseinandersetzungen und Änderungen, die zu ihrem Höhepunkt beigetragen haben. In einem zweiten Schritt werden die literaturwissenschaftlichen Theorien über die Autobiographie dargestellt, die zum Kanon für diese Gattung geworden sind. Sie wurden fast ausschließlich von Männern konzipiert und beziehen sich vor allem auf Texte männlicher Autorschaft. Mit diesem Teil des Kapitels wird darauf gezielt, Begriffe fest zu machen, die allgemein für die Analyse jeder Autobiographie gültig sind, und andere zu entdecken, die wegen ihrer Ausschließung der weiblichen Perspektive im Rahmen dieser Forschung nicht beachtenswert zu sein scheinen. An dritter Stelle werden im Gegensatz zu diesen kanonischen Theorien die feministischen Theorien der Autobiographie erläutert, die für diese Studie hilfreich, zugleich jedoch in vielen Aspekten noch unscharf sind. Aus der Arbeit mit dem theoretischen Apparat folgen meine kritischen Überlegungen zu einigen der relevanten dargestellten Begriffe. Zuletzt bietet dieses Kapitel eine theoretische Darstellung der historischen Entwicklung des Briefes und über die Feminisierung des Briefschreibens im 18. Jahrhundert und geht zuletzt auf die hybride Form der Briefautobiographie ein.

Zur Erläuterung des theoretischen Apparats wurden drei Texte aus einem Korpus an Briefautobiographien ausgewählt, die zwischen 1762 und 1804 geschrieben wurden. Kapitel zwei und drei dienen zur Kontextualisierung dieser Texte. Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit anderen Autobiographien deutschsprachiger Autorinnen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wie Friderika Baldinger, Angelika Rosa, Johanna Isabella Eleonora von Wallenrodt, Sophie von La Roche, Friderike Brun und Charlotte von Einem. In diesem Kapitel wird auch dem Ursprung für das literaturwissenschaftliche Interesse an Frauenautobiographien im deutschsprachigen Raum nachgegangen sowie den Vorläuferinnen der deutschen Frauenautobiographie. Das dritte Kapitel schildert den Stand der Frau in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus einer soziokulturellen Perspektive.

Das vierte, fünfte und sechste Kapitel dieser Arbeit widmen sich der Analyse der Briefautobiographien von Anna Louisa Karsch, Elisa von der Recke und Elisabeth von Stägemann.

Als erstes zu untersuchendes Werk wurden die vier autobiographischen Briefe von Anna Louisa Karsch (1722-1791) an J.G. Sulzer ausgewählt. Es ist kein ausführlicher Briefwechsel zwischen beiden bekannt, sondern nur die hier zu analysierenden Briefe von Anna Louisa Karsch an Sulzer. Dieser wollte ihre *Auserlesenen Gedichte* herausgeben und bat die aus bescheidenen Verhältnissen stammende Karschin, ihm ihr Leben nachzuerzählen, so dass er einige Passagen in der Vorrede benutzen konnte. Als Antwort auf diese Bitte bekam er vier Briefe, von denen drei im Herbst 1761 und der vierte im September 1762 niedergeschrieben wurden. Einen interessanten Kontrast bieten der autobiographische Entwurf *Vorläufige Lebensbeschreibung der Dichterin Anna Luise Karschin, geb. Dürbach* und das autobiographische Gedicht *Belloisens Lebenslauff*. Beide wurden gegen Ende der 1780er Jahre niedergeschrieben, aber erst posthum veröffentlicht.

Im Gegensatz zur Karschin gehörte Elisa von der Recke (1754-1833) dem Adel an und sie spielte am Hof eine politische wichtige Rolle. Wie die Karschin war auch sie eine für ihre Zeit außergewöhnliche Frau. Elisa von der Reckes *Herzensgeschichten einer baltischen Edelfrau* besteht aus zwei Teilen: Die *Erinnerungen* schildern Reckes Leben von ihrer Geburt bis 1771 und die *Briefe* aus den Jahren 1771 bis 1778 sind die Fortsetzung des ersten Teils. In den *Erinnerungen* wird die Zeit von ihrer Geburt (sogar mit einer kurzen familiären Vorgeschichte) und Kindheit bis zu ihrer Heirat mit Georg von der Recke geschildert, eine Etappe, die Elisa von der Recke glücklich und ohne Konfrontation mit den gesellschaftlichen Normen erlebte. Der Autorin nach entstand der zweite Teil, die Briefsammlung, folgendermaßen: Sie selbst hatte ihre Briefe an ihre Freundin Karoline Stoltz als Dokumente ihres Lebenslaufs für den Druck gesichtet. Diese, die als Gouvernante für ihre jüngere Schwester im Elternhaus tätig war, wird in den Briefen als primäre Adressatin dargestellt. Im März 1793 besucht Recke das Haus ihrer Freundin und findet die Briefe wieder, sie liest sie durch, verbrennt eine ganze Reihe davon und kopiert die restlichen. Das daraus hervorgehende Manuskript konstituiert die uns vorliegende Sammlung.

Das sechste Kapitel untersucht die Briefautobiographie der wohl situierten Kaufmannstochter Elisabeth von Stägemann (1761-1835), *Erinnerungen für edle Frauen*. Hier handelt es sich um den fiktiven Briefwechsel von zwei Freundinnen:

Elisabeth und Meta. Der Briefwechsel beginnt, als Elisabeth von ihrer Mutter und der Freundin Meta in das Haus ihres Vaters zieht, der von der Mutter getrennt lebt. Indem die Autorin ihr Ich in zwei Figuren teilt, kann sie ein Gespräch über die Vor- und Nachteile der weiblichen Bestimmung führen. Dieses Gespräch – vor allem im zweiten Teil des Buches – kann nicht nur als Gespräch mit sich selbst verstanden werden, sondern auch als Aufstand gegen die Konventionen, die durch Meta verkörpert wird. Das Ende bleibt als Versöhnung mit der Gesellschaft, die die Herausgabe des Textes ermöglicht bzw. vereinfacht, da die Kritik an der gesellschaftlich aufgezwungenen weiblichen Bestimmung anscheinend auf die private Ebene der Briefe zweier Freundinnen beschränkt wird.

Im siebten Kapitel sind die Schlussfolgerungen zu finden, wo die im ersten Kapitel ausgearbeiteten Kriterien auf die drei Texte angewendet werden.

1. Theoretischer Apparat und Kriterien

1.1. Theorie der Autobiographie

1.1.1. Die Entwicklung einer Gattung

Geht man von einer Definition der Autobiographie aus, versteht man sie als „die Beschreibung (*graphia*) des Lebens (*bios*) eines Einzelnen durch diesen selbst (*auto*)“.¹ Von dieser Definition ausgehend, könnte man denken, dass Autobiographien zu finden sind, seitdem der Mensch schreiben kann. Trotz der Existenz von vorgehenden autobiographischen Schriften beinhaltet das 18. Jahrhundert eine Vielfalt von Prozessen, aus denen die Konsolidierung der Autobiographie als literarische Gattung hervorgeht.

Frühe Erscheinungsformen des Autobiographischen hat Georg Misch² schon in den alten Zivilisationen registriert, wie er in seiner *Geschichte der Autobiographie* (1907-49) erläutert. Die allererste Etappe in der historischen Entwicklung des Autobiographischen reicht bis in die Zeit um 3000 v.Chr. zurück mit den biographischen Inschriften in den ägyptischen Pyramiden. Im klassischen Griechenland finden sich Selbstzeugnisse unterschiedlicher Art, u.a. die Verteidigungsrede vor Gericht. Und die Überlegung über die öffentliche Rolle eines Einzelnen findet man in den Autobiographien der römischen Kaiser.³

Das Mittelalter ist keine besonders prägnante Epoche für die autobiographische Selbstreflexion. Die *Bekenntnisse* des Aurelius Augustinus konstituieren eine wesentliche Ausnahme, da sich sonst die Autobiographie erst in der Renaissance zu etablieren anfängt.⁴ In den *Bekenntnissen* hat die Autobiographieforschung gefunden, was sie für gattungskonstitutiv erachtete: „die kontinuierliche Darstellung eines Lebenszusammenhangs und die Reflexion des Schreibenden auf das eigene Ich.“ (Wagner-Egelhaaf, 107) Was das Mittelalter zur Entwicklung der Autobiographie

¹ Misch, Georg. „Begriff und Ursprung der Autobiographie“. In: Niggel, Günter (Hrsg.). *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998, S. 38.

² Dabei ist zu bemerken, dass Georg Misch in seiner Studie eine Vielfalt von autobiographischen Erscheinungsformen einschließt, die spätere Theoretiker in verschiedenen Gattungen der Selbstzeugnisse gruppieren werden und die daher keine prototypischen Autobiographien wären. Jedoch wird hier der Beitrag von Misch wegen seiner Wichtigkeit und seines Überblicks genannt, der für die Erforschung des Selbstbewusstseins aus historischer Perspektive sehr hilfreich resultiert.

³ Vgl. Wagner-Egelhaaf, Martina. *Autobiographie*. Stuttgart: Metzler, 2000, S. 102-106.

⁴ Vgl. Neumann, Bernd. *La identidad personal: autonomía y sumisión (Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie)*. Buenos Aires: Editorial Sur, 1973, S. 133.

beiträgt, ist die Einführung der religiösen Glaubenserfahrung in Form einer Steigerung des Ich-Gefühls z.B. im Fall der Nonnenmystik.⁵

Das 15. und 16. Jahrhundert, also die Zeit der Renaissance und des Humanismus, kennzeichnen sich durch ein größeres autobiographisches Interesse, das sich in Form einer Steigerung der Anzahl von Selbstbiographien materialisierte, jedoch entspringen diese Zeugnisse nicht aus dem „Bedürfnis nach Selbsterforschung und Seelenbekenntnis [...] – dieses Motiv spielte erst im 18. Jahrhundert wieder eine Rolle –, vielmehr hätten die Menschen ein ‚unmittelbares‘ Interesse an den Geschehnissen des eigenen Lebens gehabt“, (Wagner-Egelhaaf, 127) u.a. aufgrund der Familien- und Geschäftsbücher.

Erst das 18. Jahrhundert hat sich „als der gattungsgeschichtlich entscheidende Zeitraum [der Autobiographik] erwiesen“,⁶ gegen dessen Ende die Autobiographie ihre Blütezeit, ihre Konsolidierung als literarische Gattung und ihren Namen erreicht. Im Laufe des 18. Jahrhunderts ist auf die verschiedenen Prozesse zu achten, die zu diesem Ergebnis führten. Zentral ist der Einfluss des Pietismus, vor allem auf die bürgerlichen Intellektuellen des 17. und 18. Jahrhunderts.⁷ Als religiöse Bewegung war der Pietismus eine energische „Reaktion gegen eine dogmatisch erstarrte Obrigkeitskirche“ und für die Wiederherstellung einer „aus dem eigenen Herzen kommende[n], tief empfundene[n] Frömmigkeit“.⁸ Aber der Pietismus hatte auch einen gesellschaftlichen Charakter, und zwar seine Entstehung und Verbreitung läuft parallel zum allmählichen Starkwerden und zur Selbstbewusstseinsgewinnung des Bürgertums. Diese neue Selbstwahrnehmung,⁹ besonders von Seiten der Bürger, eröffnet eine neue Phase in der Entwicklung der Autobiographie,¹⁰ hauptsächlich dank der aktiv schriftlichen Aktivität, die die pietistischen Gläubigen zur Selbsterkenntnis und –analyse durchführten, z.B. in Form von Tagebüchern und Lebensüberblicken, die am jeweiligen Grab vorgelesen werden sollten.¹¹

⁵ Vgl. Wagner-Egelhaaf, S. 122-123.

⁶ Niggel, Günter. *Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert: Theoretische Grundlegung und literarische Entfaltung*. Stuttgart: Metzler, 1977, S. XIV.

⁷ Vgl. Neumann, S. 142.

⁸ Holdenried, Michaela. *Autobiographie*. Stuttgart: Reclam, 2000, S. 125.

⁹ „Erst mit dem Einfluß des Pietismus wird es dem Menschen möglich, sich von kirchlichen Dogmen zu befreien. Das persönliche Verhältnis des Herzens zu Gott markiert einen entscheidenden Einschnitt in der Selbstwahrnehmung und Selbstbestimmung des Individuums.“ Ramm, Elke. *Autobiographische Schriften deutschsprachiger Autorinnen um 1800*. „Es ist überhaupt schwer, sehr schwer, von sich selbst zu reden“ (*Sophie von La Roche*). Hildesheim: Olms-Weidmann, 1998, S. 12.

¹⁰ Vgl. Neumann, S. 142.

¹¹ Vgl. Holdenried (2000), S. 125.

Die pietistische Frömmigkeit wurde 1676 von Philipp Jacob Spener in seiner Programmschrift *Pia Desideria* begründet¹² und um 1730 hatte sie als kirchliche und religiöse Reformbewegung ihren Höhepunkt schon überschritten.¹³ Unter den Hauptforderungen gegenüber den pietistischen Gläubigen befinden sich „eine häufige Lektüre der Heiligen Schrift, besonders des Neuen Testaments“ (Grimminger, 252-253) und die Beschäftigung mit den eigenen Gefühlen, die sich schriftlich in Form von „Briefwechsel, Tagebuch, Autobiographie als literarische und vorliterarische Formen der Selbstdarstellung und intimen Mitteilung“ (Kaiser, 35) verwirklichen. Diese Texte waren aber nicht zur Veröffentlichung gedacht, sondern sie dienten zunächst zur „Reflexion über das eigene Leben“,¹⁴ wobei man nach Gottes Willen fragen und nach Gottes Spuren suchen sollte. Diese extrem privaten und intimen Texten sollten nicht nur für einen selbst aufbewahrt werden, sondern man konnte sie auch an enge Freunde weitergeben. Tatsächlich war eine vertiefte und verfeinerte Freundschaft¹⁵ eine der Hauptcharakteristiken des Pietismus, indem ihre Gläubigen sie als keine gesellschaftliche Konvention sondern „als die geistigere Form der Gemeinsamkeit“ (Kaiser, 36) verstanden. In dem dargestellten Kontext geht Reinhard Nickisch davon aus, dass der Pietismus eine wesentliche Rolle gespielt hat, die Gläubigen zum Schreiben zu bringen. Obwohl diese Tendenz des Glaubens sich bereits vor dem 18. Jahrhundert manifestierte, bekam sie in der zweiten Hälfte erneuten Schwung. Der wesentliche Grund dafür war die Übereinstimmung der pietistischen Versuche mit jenen der Aufklärung, „die Zivilisation in der Welt zu befördern, bessere Lebensbedingungen und allgemeine Bildung durchzusetzen“, (Grimminger, 606) in denen Grimminger sogar eine Allianz sieht. Dabei werden nicht nur verschiedene Gattungen berücksichtigt, u.a. Tagebuch und Briefwechsel, sondern auch verschiedene Geschlechterzugehörigkeiten der Verfasser, da sowohl Männer als auch Frauen an solchen Beschäftigungen, d.h. am religiösen Aufschreiben von Gedanken, teilnahmen:

Dem Pietismus, der bereits gegen Ende des 17. Jhs. aufgekommen war, ist nicht nur das Tagebuchschreiben zu verdanken, sondern auch der erste

¹² Vgl. Grimminger, Rolf. *Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution*. München: Hanser, 1984, S. 252.

¹³ Vgl. Kaiser, Gerhard. *Aufklärung, Empfindsamkeit, Sturm und Drang*. Tübingen: Francke, 1976 (1996), S. 33.

¹⁴ Jung, Martin H. (Hrsg.). „*Mein Herz brannte richtig in der Liebe Jesu*“. *Autobiographien frommer Frauen aus Pietismus und Erweckungsbewegung. Eine Quellensammlung bearbeitet, erläutert und herausgegeben von Martin H. Jung*. Aachen: Shaker, 1999, Vorwort S. IV.

¹⁵ Über den Freundschaftskult und seinen Beitrag zur Briefform im 18. Jahrhundert siehe Teil 2.2 von diesem Kapitel.

intensive briefliche Austausch gleich empfindender Seelen. Thematisch waren die pietistischen Briefwechsel, an denen Frauen einen sehr wichtigen Anteil hatten, von dem Verlangen bestimmt, sich selbst vor dem anderen bekenntnishaft, vertraulich und bußwillig auszusprechen, sich wechselseitig zu trösten und zu erbauen, sich glaubensmäßige Erleuchtungen mitzuteilen oder doch die Sehnsucht nach solcher Erleuchtung auszudrücken.¹⁶

Nennenswert ist, dass die Wichtigkeit der Frauen im Kontext der pietistischen Frömmigkeit sich nicht nur auf die Niederschrift autobiographischer Texte beschränkte, sondern sie spielten innerhalb der pietistischen Hierarchie führende Rollen: Sie leiteten Privaterbauungsstunden, sie traten in der Öffentlichkeit auf mit Ansprachen, Predigen und öffentlichen Gebeten; sie schrieben Bücher theologischer und erbaulicher Art und dichteten Lieder.¹⁷ Unter diesen Umständen soll man beispielhaft die von Sophie La Roche erworbene Erziehung betrachten, die für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts für eine Frau offensichtlich überdurchschnittlich war. Die Zugehörigkeit ihrer Familie zum pietistischen und zum großbürgerlichen Kreis mögen erklären, dass ihre Bildung im Gegensatz zu der großen Mehrheit der Mädchen damals eine akademische Komponente beinhaltete.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts steigt die Anzahl autobiographischer Schriften auffallend an, „doch kann von einem Gattungsbewußtsein zu Beginn des Jahrhunderts noch keine Rede sein.“ (Ramm 1998, 11) Die autobiographische Produktion in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts charakterisiert sich anhand von drei Merkmalen:

- (a) Der schon erwähnte Einfluss des Pietismus, wobei aber in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die pietistische Autobiographie ihr gattungsbestimmendes Gewicht verlieren wird.¹⁸
- (b) Die Öffentlichkeitsbestimmung: Neben dem intimen Charakter der Selbstzeugnisse haben sich einige autobiographischen Typen durchgesetzt, die der Öffentlichkeit gewidmet wurden, z.B. der Fall von Berufs- oder Gelehrtenautobiographien (Gelehrte, Künstler, Militärs),¹⁹ die dem Publikum gegenüber eine vorbildhafte Rolle spielen sollten.

¹⁶ Nickisch, Reinhard M.G. *Brief*. Stuttgart: Metzler, 1991, S. 45.

¹⁷ Vgl. Jung, Vorwort S. III.

¹⁸ Vgl. Müller, Klaus-Detlef. „Zum Formen- und Funktionswandel der Autobiographie“. In: Wessels, Hans-Friedrich (Hrsg.). *Aufklärung: Ein literaturwissenschaftliches Studienbuch*. Königstein: Athenäum, 1984, S. 144.

¹⁹ Vgl. Niggel (1977), S. 38.

- (c) Die Bewertung der Autobiographie aufgrund von faktischen, nicht literarischen Aspekten: „Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts [tritt] die Gattung der Selbstzeugnisse und speziell der Autobiographie nur hinsichtlich des Problems ihrer faktischen historischen Wahrheit ins Blickfeld der Theoretiker.“ (Niggel 1977, 5)

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts stellt nicht eine Stufe in einer Entwicklung sondern schon einen neuen Einsatz dar. Sie kann als Beginn tiefgreifender Veränderungen gesehen werden:²⁰

- (a) Sogar im Rahmen der pietistischen Selbstzeugnisniederschrift spricht man von „typologischer Säkularisation“, d.h. „neben der traditionellen reinen Bekenntnisform [etablieren] sich neue Mischformen, die es dem einzelnen Gemeindemitglied erlauben, für seine eigene Niederschrift unter mehreren Mustern das für sein individuelles Temperament und Schicksal passendste auszuwählen.“ (Niggel 1977, 62) Im Gegensatz zur ersten Jahrhunderthälfte kennzeichnet sich die zweite durch die Säkularisierung der autobiographischen Schriften, d.h. durch die „Verschiebung der Akzente von der religiösen Erfahrung zu größerer Welthaltigkeit“.²¹ Erst um die Mitte des Jahrhunderts ist die Autobiographie in der Lage, einen Lebenszusammenhang darzustellen und zu deuten, ohne auf die Seelengeschichte zu weisen, wobei „das eigene psychische Leben als das strukturbestimmende Hauptthema [behandelt]“ (Niggel 1977, 65) wird.
- (b) Analog zur psychologischen Säkularisierung der religiösen Selbstzeugnisse und analog zur gleichzeitigen Phase der Gelehrtenautobiographie erfährt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch die abenteuerliche Lebensgeschichte den Wandel vom Lebens- zum Erlebnisbericht.²² In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erfährt der Vorgang der Selbstwahrnehmung eine wesentliche Zäsur als Folge der Aufklärung. Der sich vollziehende geistesgeschichtliche Wandel führt dazu, dass der Mensch die Definition von sich selbst weniger im gesellschaftlichen Zusammenhang als in sich selbst sucht. „Die *Bekenntnisse* Jean Jacques Rousseaus sind beispielhafter Ausdruck dieser Entwicklung. [...] Die deutsche

²⁰ Vgl. Aichinger, Ingrid. „Probleme der Autobiographie als Sprachkunstwerk“. In: Niggel (1998), S. 196.

²¹ Müller, Klaus-Detlef. *Autobiographie und Roman. Studien zur literarischen Autobiographie der Goethezeit*. Tübingen: Niemeyer, 1976, S. 42.

²² Vgl. Niggel (1977), S. 80.

Selbstbiographie übernimmt das Rousseausche Muster schonungsloser Offenbarung, wie das Beispiel *Anton Reiser* von Karl Philipp Moritz zeigt.“ (Ramm 1998, 13) Augustins Einfluss lässt sich hier 14 Jahrhunderte später auch erkennen, da in Rousseaus Autobiographie „das Formmuster der Augustinischen Bekenntnisse zum empfindsamen Roman des eigenen Lebens säkularisiert [war]“. (Müller 1984, 148)

- (c) Während es in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Autobiographie noch nicht als Gattung anerkannt ist, wird das Bewusstsein von der Autobiographie als einer eigenständigen literarischen Gattung in Deutschland in der Diskussion um die schon konsolidierte Gattung der Biographie vorbereitet.²³ Die progressive Literarisierung der Autobiographie manifestiert sich u.a. in der Annäherung von Selbstzeugnissen an schon existierende literarische Gattungen, vor allem an den Roman. Diese Tendenz zeigt sich seit etwa 1770, als der Roman sich in Gestalt der „wahren Geschichte“ als Zweckform durchgesetzt, die Elemente des Abenteuerlichen und Phantastischen also grundsätzlich hinter sich gelassen hatte.²⁴

Zweifelsohne hat in der Entwicklung dieser Tendenzen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Aufklärung eine wesentliche Rolle gespielt. Die Prinzipien der Aufklärung erheben das rationalistische Wissen und den darauf ausgerichteten Verstand zum obersten Seelenvermögen des Menschen. Sie versetzen das Individuum in die Lage, sich von Vorurteilen und überkommenen Grundsätzen zu befreien.²⁵

Allgemein könnte man sagen, „in der literaturwissenschaftlichen Forschung ist man sich darüber einig, dass die Gattung Autobiographie im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichte.“²⁶ Mit kleinen Schwankungen in der chronologischen Fixierung sind sich viele Literaturwissenschaftler darin einig, dass in den letzten Jahrzehnten des 18. und in den ersten des 19. Jahrhunderts die Autobiographie ihre Blütezeit erlebt. Klaus-Detlef Müller z.B. ist der Meinung, dass erst im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts von der Autobiographie im eigentlichen Sinne die Rede sein kann, was er als „klassische Zeit“ (Müller 1976, 27) bezeichnet, obwohl er

²³ Vgl. Niggel (1977), S. 36 und 41.

²⁴ Vgl. Müller (1976), S. 82.

²⁵ Vgl. Ramm (1998), S. 12-13.

²⁶ Ramm, Elke. „Der Name allein genügt, um in der Welt zu sein“. Autobiographische Schriften deutschsprachiger Autorinnen um 1800“. In: Caemmerer, Christiane, Walter Delabar und Marion Schulz (Hrsg.). *Autorinnen in der Literaturgeschichte. Konsequenzen der Frauenforschung für die Literaturgeschichtsschreibung und Literaturdokumentation*. Osnabrück: Zeller, 1999, S. 63.

selbst die „Blütezeit“ (Müller 1976, 29) bis 1830 ausdehnt. Müller selbst weist auf die chronologische Fixierung von Seiten anderer Theoretiker: Monika Schüz führt aus, dass nur zwischen 1790 und 1830 die geistesgeschichtlichen Idealbedingungen für die Gattung gegeben waren, während Neumann die eigentliche Gattungsgeschichte auf den Zeitraum zwischen 1780 und 1870 ausdehnt.²⁷

Die oben grob skizzierten Tendenzen und Prozesse im Laufe des 18. Jahrhunderts gliedert Günter Niggel detailliert in folgende Schritte:

Bis etwa 1720 leben die Traditionen der Gattung aus dem 16. und 17. Jahrhundert noch ungebrochen fort. [...]

In den folgenden Jahrzehnten (1720-1760) bahnt sich zwischen der privaten und der öffentlichen Lebensdarstellung ein Ausgleich an. Das Selbstbewußtsein *aller* Autobiographen wächst. [...]

In den Jahren 1760-1780 gewinnt dieser Individualitätsgedanke in der deutschen Autobiographik rasch Kontur, nicht zuletzt dank der nun einsetzenden theoretischen Beschäftigung mit dieser Sondergattung. [...]

Im darauffolgenden Jahrzehnt (1780-1790), nach dem Abklingen der Empfindsamkeitsbewegung und mit der Zuspitzung der gesellschaftspolitischen Krise in Europa, betont Herder in seiner theoretischen Beschäftigung mit der Autobiographie nicht mehr so sehr ihre psychologische Erkenntnishilfe als vielmehr den praktisch-pädagogischen Zweck ihrer Selbst- und namentlich ihrer Umweltdarstellung. [...]

Das Jahr 1790 erweist sich so in dreifacher Hinsicht als ein wichtiges Datum für die Geschichte des Gattungsbewußtseins. Dessen volles Erwachen dokumentiert sich zu dieser Zeit

1. im erstmaligen Anregen und Verwirklichen einer historischen Sammlung autobiographischer Zeugnisse aus allen Jahrhunderten,
2. im erstmaligen Versuch einer Typologie der Gattung,
3. in der Formulierung eines neuen und endgültigen Namens für die ganze Gattung in Form eines knappen Kompositums, das ihren genauen Ort im literarischen System bezeichnet. (Niggel 1977, 96-104)

Aus Niggels deutlicher Darstellung lässt sich eine Pendelbewegung vom Individuellen zum Gesellschaftlichen in Bezug auf die Autobiographie erkennen: Im Gegensatz zu Rousseau verteidigt Herder einen pädagogischen Zweck, eine Versachlichung in den Autobiographien, die eine historische Betrachtungsweise auf die Darstellung der eigenen Gegenwart überträgt, so dass „um 1800 eine erst vor einem Menschenalter geschriebene Autobiographie bereits wie ein Geschichtsbuch gelesen werden [kann]“. (Niggel 1977, 111) Das detaillierte Beschreiben der Einzelpersönlichkeit weicht der Darstellung kulturgeschichtlicher und gesellschaftlicher Begebenheiten, die auf das Individuum

²⁷ Vgl. Müller (1976), S. 28.

einwirken bzw. auf die das Individuum einwirkt. Wieder findet eine Pendelbewegung in der entgegengesetzten Richtung am Anfang des 19. Jahrhunderts statt.

Die erste Auseinandersetzung in diesem Sinne wird durch Wieland ermöglicht, der im Unterschied zu den Historikern durch persönliche Anlässe auf die Gattung Autobiographie zu sprechen kommt und sie von Anfang an als eine selbständige literarische Form versteht.²⁸ Die definitive Wende zu dieser Tendenz findet ihren Ausdruck bei Johann Wolfgang von Goethe. Er empfindet Leben und Bedeutung des Künstlers als eine Einheit und empfiehlt daher, in einer Autobiographie die Entstehungs- und Wirkungsgeschichte der einzelnen Arbeiten als zentrales Mittel der Selbstdarstellung zu wählen, was er als Paradigma seiner eigenen Autobiographie nimmt, was sich 1812 mit dem ersten Erscheinen von *Dichtung und Wahrheit* zeigt.²⁹ Hiermit wird zur stärker memoirenhaften Schreibweise des 19. Jahrhunderts übergeleitet.³⁰ Erst mit Goethes Selbstzeugnis, so Müller, sei in Deutschland der Übergang von der literarisierten Zweckform zur literarischen Form der Autobiographie vollzogen.³¹

Dargestellt wurden bis jetzt konkrete Schritte, die zur Konsolidierung der Autobiographie als neue literarische Gattung beigetragen haben, „die sich bis auf unsere Tage in ununterbrochenem Strome fortsetzt und regster Teilnahme erfreut: die moderne Selbstbiographie.“³² Aus der Tatsache, dass erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts überhaupt ein Gattungsbewusstsein der Autobiographie entstand, resultieren auch die Schwierigkeiten einer definitorischen Annäherung und der Prägung eines Begriffs.³³ Dieser ist „eine künstliche Wortbildung, wie die technischen Ausdrücke der Naturwissenschaft mit Anleihen aus der toten griechischen Sprache gebildet [sind]“ (Misch 1998, 38) und taucht gegen Ende des 18. Jahrhunderts zuerst in der deutschen, dann in der englischen Literatur, bis er sich gegenüber dem französischen Ausdruck „Memoiren“ durchsetzt.³⁴ Die definitive Form „Autobiographie“ wird als Verbesserung der hybriden Form „Selbstbiographie“, die erst mal 1796 erschienen ist. Es gibt Einigkeit im Datum aber Unklarheiten über die Identität des Urhebers von diesem

²⁸ Vgl. Niggli (1977), S. 46.

²⁹ Vgl. Niggli (1977), S. 112.

³⁰ Vgl. Ramm (1998), S. 14.

³¹ Vgl. Müller (1976), S. 242.

³² Glagau, Hans. „Das romanhafte Element der modernen Selbstbiographie im Urteil des Historikers“. In: Niggli (1998), S. 55.

³³ Vgl. Holdenried (2000), S. 22.

³⁴ Vgl. Neumann, S. 15.

Begriff. Nach einer Theorie verdanken wir ihn Herder,³⁵ nach anderen Forschungsergebnissen erscheint die Bezeichnung „Selbstbiographie“ erst mal „im Titel einer von dem Tübinger Literaturhistoriker Seybold herausgegebenen Sammlung“. (Holdenried 2000, 19) Für die definitive Form „Autobiographie“ wird generell das Jahr 1809 angegeben,³⁶ u.a. im Oxford English Dictionary, der Southey den Begriff zuordnet.³⁷ Dagegen reklamiert die Encyclopaedia Britannica die erstmalige englische Verwendung „autobiography“ durch William Taylor für das Jahr 1797 als Folge des Interesses in Rousseaus *Bekenntnisse* und „als terminologischer Verbesserungsvorschlag gegenüber der Verbindung ‚self-biography‘, die man als hybride Form ablehnte“. (Holdenried 2000, 19)

Aus der Darstellung der Entwicklung und Konsolidierung der Autobiographie als Gattung im 18. Jahrhundert und der Prägung eines definitiven Begriffs erst um die Jahrhundertwende lässt sich folgern, dass die Texte, die im Rahmen dieser Studie analysiert werden, mitten im Prozess der Selbstbewusstwerdung des Autobiographischen entstanden, bevor sie noch als Autobiographien bezeichnet werden konnten.

1.1.2. Literaturwissenschaftliche Theorien über diese Gattung

Das späte Interesse an der Autobiographie aus einer terminologischen und theoretischen Perspektive manifestiert sich auch in der Tatsache, dass erst am Anfang des 20. Jahrhunderts die ersten theoretischen Auseinandersetzungen der Literaturwissenschaft zum Thema veröffentlicht wurden.

Die wissenschaftliche Erforschung der Autobiographie beginnt mit der historisch-philosophischen Theorie von Wilhelm Dilthey in seinem Werk *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften* (1906),³⁸ auf den „die Anerkennung der Autobiographie als selbständige literarische Form, als individuelles Zeugnis historischen Bewusstseins und als Dokument geistesgeschichtlicher Vorgänge“ (Ramm 1998, 19) zurück zu führen ist. Dilthey geht davon aus, dass die Einheit des

³⁵ Vgl. Sprinker, Michael. „Ficciones del ‚yo‘: el final de la autobiografía“. In: Loureiro, Ángel G. (Hrsg.). *La autobiografía y sus problemas teóricos: estudios e investigación documental*. Barcelona: Anthropos, 1991, S. 120.

³⁶ Vgl. Tarot, Rolf. „Die Autobiographie“. In: Weissenberger, Klaus (Hrsg.). *Prosa ohne Erzählen. Die Gattungen der nicht-fiktionalen Kunstprosa*. Tübingen: Niemeyer, 1985, S. 27.

³⁷ Vgl. Sprinker, S. 120.

³⁸ In einer früheren Fassung dieser Untersuchung (*Einleitung in die Geisteswissenschaften* von 1883) hatte er schon seine Meinung über das (Auto-)Biographische erläutert. „Das (Auto-) Biographische wird zu dem paradigmatischen Modell des ‚Verstehens‘ erhoben – damit von seiner bloßen Hilfsdienstleistung für eine literarische Anthropologie entbunden und zur ästhetischen Totalität aufgewertet.“ (Holdenried 2000, 15)

Bewusstseins im Erlebnis der Selbsterfahrung liegt. Indem das Ich Erfahrungen macht und diese ins Bewusstsein transportiert, ist das Individuum als kleinste stützende Einheit des gesellschaftlichen Ganzen anzusehen. Aus diesem Grund schlägt Dilthey vor, die Autobiographie soll als die wesentliche Auffassungsform von den organisatorischen Prinzipien der Erfahrung, von den Interpretationswegen der von uns erlebten historischen Wirklichkeit verstanden werden. Diltheys Ansatz ist daher, die autobiographischen Texte als Ausgangspunkt für das Verstehen der Geschichte zu nehmen, die von der Perspektive des Einzelnen aus rekonstruiert werden kann. Dilthey scheint ein Modell des Geschichtsverfahrens gefunden zu haben, „das es dem Historiker gestattet, ohne bei den geschichtsfremden Abstraktionen der Geschichtsphilosophen oder Naturwissenschaftler eine ‚tumultuarische‘ Anleihe zu machen, im geschichtlichen Geschehen selbst die Dimension von ‚Sinn und Bedeutung‘ zu erkennen.“³⁹ Das Verstehen des Lebens eines Menschen, das unabänderlich vom historischem Kontext stark beeinflusst wird, wird durch das Mittel der Autobiographie ans Licht gebracht. In Diltheys Worten heißt es: „Die Selbstbiographie ist nur die zu schriftstellerischem Ausdruck gebrachte Selbstbesinnung des Menschen über seinen Lebensverlauf.“⁴⁰ Als beinahe idealtypisches Modell von dieser Mischung von selbstreflexiver Geschichtsbetrachtung und immanenter Lebens- bzw. Geschichtsinterpretation deutet Dilthey auf Goethes *Dichtung und Wahrheit*.⁴¹

Sein Nachfolger Georg Misch setzte Diltheys historizistische Richtung mit seinem monumentalen Werk *Geschichte der Autobiographie* (1907/49) fort, mit dem die Autobiographie einen Stellenwert im Kanon der Gattungen gewann, der sie überhaupt erst als theoriefähig erscheinen lässt.⁴² In diesem Werk untersucht Misch die Formen autobiographischen Schreibens in verschiedenen Kulturen vom Altertum bis zum 19. Jahrhundert. Er vertritt die These, dass die progressive Entwicklung der abendländischen Geschichte in den Lebensläufen der Menschen, die zu ihrem Verlauf beigetragen haben, zu lesen ist.⁴³ Er behandelt autobiographische Schriften „als Zeugnisse für die Entwicklung des Persönlichkeitsbewußtseins der abendländischen Menschheit“ und will die Geschichte der Autobiographie als Geschichte des menschlichen Selbstbewusstseins

³⁹ Jaeger, Michael. *Autobiographie und Geschichte: Wilhelm Dilthey, Georg Misch, Karl Löwith, Gottfried Benn, Alfred Döblin*. Stuttgart: Metzler, 1995, S. 51-52.

⁴⁰ Dilthey, Wilhelm. „Das Erleben und die Selbstbiographie“. In: Niggel (1998), S. 29.

⁴¹ Vgl. Jaeger, S. 59.

⁴² Vgl. Holdenried (2000), S. 14.

⁴³ Vgl. Smith, Sidonie. *A Poetics of Women's Autobiography. Marginality and the Fictions of Self-Representation*. Bloomington: Indiana University Press, 1987, S. 4.

verstanden wissen.⁴⁴ Problematisch in Mischs Werk ist meiner Meinung nach die undifferenzierte Aufnahme von allen möglichen Formen von Ich-Aussagen. Die oben angegebene Definition von Georg Misch über das Autobiographische als „die Beschreibung (*graphia*) des Lebens (*bios*) eines Einzelnen durch diesen selbst (*auto*)“ ist so unbegrenzt, dass dadurch viele Selbstzeugnisse, die nach anderen Kriterien keine Autobiographien wären, in seinem Werk eingeschlossen werden. Das wird dadurch möglich, dass Misch die Autobiographie in zweifacher Hinsicht betrachtet, „als eine eigene Literaturgattung und als eine elementare, allgemein menschliche Form der Aussprache der Lebenserfahrung“. (Misch 1998, 36) Diese beiden Tendenzen, die dichterische und die rein menschliche, werden im Werk undifferenziert angegeben. Alle möglichen Formen des Selbstzeugnisses sind in Mischs *Geschichte der Autobiographie* zu finden:

Gebet, Selbstgespräch und Tatenbericht, fingierte Gerichtsrede oder rhetorische Deklamation, wissenschaftlich oder künstlerisch beschreibende Charakteristik, Lyrik und Beichte, Brief und literarisches Porträt, Familienchronik und höfische Memoiren, Geschichtserzählung rein stofflich, pragmatisch, entwicklungsgeschichtlich oder romanhaft, Roman und Biographie in ihren verschiedenen Arten, Epos und selbst Drama – in all diesen Formen hat die Autobiographie sich bewegt. (Misch 1998, 37)

Jedoch ist Misch sich bewusst, dass es neben dem allgemein Autobiographischen eine spezifische Gattung Autobiographie existiert, die gegenüber anderen ähnlichen Formen gewisse unterscheidende Merkmale besitzt, wie er im folgenden Zitat gegenüber den Memoiren zeigt:⁴⁵

In Memoiren ist dies Verhältnis passiv, da die Memoirenschreiber [...] sich meist nur als Zuschauer der Vorgänge und Aktionen einführen, von denen sie erzählen. [...] Der Autobiograph dagegen befaßt sich mit der Umwelt nur, soweit es für das Verständnis seiner eigenen Lebensgeschichte notwendig ist. (Misch 1998, 50)

Die Generation von Literaturtheoretikern, die sich mit der Autobiographie dem Weg Diltheys und Mischs folgend befassten, setzen die historizistische Perspektive fort, aber führten zum Teil einige neue Aspekte ein. Hans Glagau geht davon aus, dass „der Selbstbiograph auch seine Epoche und die Zeitgenossen [schildert]“. (Glagau, 55) Neben

⁴⁴ Vgl. Ramm (1998), S. 19.

⁴⁵ Die Gegenüberstellung von Autobiographie und Memoiren wird nach Misch von weiteren Autoren behandelt werden. Eine detaillierte Untersuchung von Memoiren ist keine Absicht dieser Studie, aber die Anwendung der einen oder der anderen Gattung von Seiten des Autors lässt ein größeres oder kleineres Selbstbewusstsein erkennen, wie es im Zitat Mischs zu lesen ist.

dieser „ererbten“ Behandlung der Autobiographie als Geschichtsschreibung konzentriert sich Glagau auf den literarischen Wert dieser Texten, vor allem in Bezug auf den Roman, „und eben dieses Verhältnis ist für ihre quellenkritische Behandlung von größter Bedeutung“. (Glagau, 58) Tatsächlich ist der Roman eine schon so verbreitete Literaturform im späten 18. Jahrhundert, dass die romanhaften Bestandteile in Autobiographien „bewußt oder unbewußt“ (ebd.) in den Texten beigemischt werden. Als paradigmatisches Beispiel vom Zusammenleben zwischen objektiver Darstellung des historischen Kontexts und persönlicher Bewusstseinswerdung zeigt Glagau auf zwei der schon genannten Meisterwerke dieser Gattung. Rousseau – obwohl dieser seiner Lebensbeschreibung einen objektiven, geradezu wissenschaftlichen Charakter beimessen wollte – und Goethe haben ihre Lebensgeschichten poetisch umgeformt und romanhafte Elemente eingeführt.⁴⁶ Bei der Auseinandersetzung mit der bewussten oder unbewussten Einschleicherung von romanhaften Elementen in den autobiographischen Schriften führt Glagau die Rolle des Gedächtnisses und der Einbildungskraft aus, ein Thema, mit dem sich viele spätere Kritiker der Autobiographie beschäftigen werden.⁴⁷

Werner Mahrholz schreibt auch über die Übernahme von romanhaften Techniken von Seiten der Autobiographen. Im Gegensatz zu Glagau verteidigt Mahrholz die These, dass es sich um keinen unbewussten Prozess handelt sondern um „die deutlichste Spiegelung der letzten Einstellungen des Menschen zu seiner Umgebung, zu seiner Zeit, zu den sie beherrschenden Gedanken und Gefühlen“.⁴⁸ Das Zusammenleben von Geschichte und Individuum aus Mahrholz' Perspektive ist mit der Definition von Autobiographien als „Spiegelbilder vom Lebensgefühl einer Epoche“ (Ramm 1998, 20) zu erläutern. Dazu versteht Mahrholz die Herausbildung einer entwickelten Autobiographie in Verbindung mit der Macht- und Bewusstseinsgewinnung des städtischen Bürgertums,⁴⁹ was wiederum auf das 18. Jahrhundert deutet.

Nach dieser Anfangsphase der theoretischen Diskussion um die Autobiographie sind erst in den 1950er Jahren neue nennenswerte Beiträge zu finden. Wayne Shumaker konzentriert sich in seinem Werk *English Autobiography: Its Emergence, Materials and Form* (1954) auf die Erscheinungsformen dieser Gattung im englischen Sprachraum. Jedoch sind einige seiner Überlegungen von allgemeinem Interesse im abendländischen Raum, u.a. die Gliederung der autobiographischen Schriften in drei Gruppen, die an die

⁴⁶ Vgl. Glagau, S. 61-64.

⁴⁷ Vgl. Glagau, S. 67.

⁴⁸ Mahrholz, Werner. „Der Wert der Selbstbiographie als geschichtliche Quelle“. In: Niggel (1998), S. 73.

⁴⁹ Vgl. Neumann, S. 136.

historischen Veränderungen des Subjektbewusstseins gebunden sind: *res gestae* (Memoiren), *reminiscence* (Erinnerung) und *subjective autobiography* (eigentliche Autobiographie).⁵⁰ Shumaker befasst sich außerdem mit der Literarisierung der Form, wobei er eine Tendenz der Autobiographie zur Übernahme von Darstellungsmöglichkeiten des Romans konstatiert, und an ihrer Abgrenzung gegenüber anderen schriftlichen Selbstzeugnissen, u.a. „Tagebuch, Brief, autobiographischem Roman, Biographie, Memoiren“. (Ramm 1998, 20-21)

Ein weiterer relevanter Theoretiker dieses Jahrzehnts zum Thema ist George Gusdorf mit der Veröffentlichung der Studie *Conditions et limites de l'autobiographie* (1956). Dabei achtet er nicht auf definitorische oder gattungsunterscheidende Aspekte der Autobiographie, sondern auf ihre Fähigkeit, die Vergangenheit zu rekonstruieren. In diesem Sinne folgt Gusdorf nicht der historizistischen Denkweise von Dilthey und Misch, sondern er konzentriert seine Überlegungen auf die Rolle des Gedächtnisses des Autobiographen. Die Autobiographie kann keineswegs einen objektiven Wiederaufbau des Geschehenen erreichen, sondern sie bedeutet die Lektüre des eigenen Daseins von Seiten des Schreibenden, eine Lektüre, die wahrer als die einfache Erinnerung ist, indem beim Autobiographie-Schreiben zu der Erfahrung das Bewusstsein dieser Erfahrung dazu getan wird.⁵¹ In Gusdorfs Worten heißt es: „Die Autobiographie [ist] eine zweite Lesung des Erlebens – und eine, die der Wahrheit näher kommt als die erste, da sie dieses Erleben bewußt macht“.⁵² Für Gusdorf steht der Verfasser der Autobiographie im Mittelpunkt, es geht in erster Linie um den schreibenden Menschen. Dabei erscheint die Wahrheit der Fakten gegenüber der Wahrheit des Menschen untergeordnet.⁵³ Die objektiven Etappen einer Laufbahn vor Augen zu führen sei die Aufgabe des Biographen, des Historikers. Im Gegensatz dazu besteht das Bemühen eines Autors darin, seiner eigenen Legende einen Sinn zu geben.⁵⁴ „Es geht ihm darum, die verstreuten Elemente seines persönlichen Lebens zu sammeln und sie in einer Gesamtskizze geordnet darzustellen.“ (Gusdorf 1998, 130) Die globale Perspektive, die als Voraussetzung notwendig ist, um den erwähnten Prozess durchzuführen, empfiehlt,

⁵⁰ Vgl. Müller (1976), S. 17.

⁵¹ „Gusdorf señala [...] que al igual que no se puede reconstruir el pasado como fue, tampoco la autobiografía puede alcanzar la recreación objetiva del pasado, sino que consiste en una lectura de la experiencia, lectura que es más verdadera que el mero recuerdo de unos hechos, por cuanto al escribir una autobiografía se da expresión a un ser más interior, afirma Gusdorf, al añadir a la experiencia la conciencia de esa experiencia.“ Loureiro, Ángel G. „Problemas teóricos de la autobiografía“. In: Loureiro, S. 3.

⁵² Gusdorf, George. „Voraussetzungen und Grenzen der Autobiographie“. In: Niggel (1998), S. 134.

⁵³ Vgl. Gusdorf (1998), S. 140.

⁵⁴ Vgl. Gusdorf (1998), S. 147.

dass man erst autobiographisch über eine schon abgeschlossene Etappe schreibt, von der man schon Distanz genommen hat. Diese Perspektive haben vor allem ältere Menschen, wobei eine Autobiographie als Ausdruck einer mehr oder weniger angstvollen Sorge verstanden werden kann, indem der Schreibende sich fragen kann, „ob sein Leben, das in zufälligen Begegnungen vergeudet wurde, nicht vergebens gelebt worden ist und ob es nicht mit einem völligen Scheitern endet.“ (Gusdorf 1998, 135) Die entgegengesetzte Stellung, d.h. der Mangel an Perspektive des Lebens als zu interpretierende Einheit, nimmt der Verfasser eines intimen Tagebuchs ein, der Tag für Tag seine Eindrücke und Stimmungen niederschreibt und dadurch das Bild seiner tagtäglichen Wirklichkeit festhält, ohne sich im geringsten um die Kontinuität zu kümmern.⁵⁵ Außerdem trägt Gusdorf zu der wissenschaftlichen Auseinandersetzung um die Autobiographie bei, dass neben ihrem Wert als Werk der Erbauung „jede Autobiographie ein Kunstwerk [ist]“. (Gusdorf 1998, 143)

Für die Analyse der Korpustexte sind zweifelsohne die Beiträge von Gusdorf von großer Wichtigkeit, vor allem in der Suche nach der Sinnggebung des eigenen Lebens. Insofern ist Susan Stanford Friedmans Aussage zuzustimmen:

His contributions are undeniable, especially his assertion that autobiographical selves are constructed through the process of writing are therefore cannot reproduce exactly the selves who lived.⁵⁶

Jedoch sind einige Aspekte der Überlegungen Gusdorf über die Autobiographie meiner Meinung nach veraltet und schließen das nicht Kanonische aus. An erster Stelle tritt die Tatsache hervor, dass Gusdorf beim Selbstzeugnis drei Aspekte im Auge behält, „Leben, Werk und Autobiographie“, (Gusdorf 1998, 146-147) wodurch nur die autobiographischen Schriften von Autoren bzw. Gelehrten, deren Werk eine öffentliche Dimension erreicht, von ihm berücksichtigt werden. An zweiter Stelle reduziert Gusdorf die anerkannten Autobiographien auf „bedeutende – und selbst weniger bedeutende“ Männer, deren Lebenszeugnisse immer wieder von einer Epoche zur anderen ein aufmerksames Lesepublikum finden, d.h. „Staatsmänner oder Heerführer, Minister, Naturforscher und Männer der Wirtschaft“. (Gusdorf 1998, 121) Nach diesem Kriterium Gusdorfs sind die in dieser Arbeit zu analysierenden Texte keine Autobiographien, da

⁵⁵ Vgl. Gusdorf (1998), S. 130.

⁵⁶ Stanford Friedman, Susan. „Women’s Autobiographical Selves. Theory and Practice“. In: Benstock, Shari (Hrsg.). *The Private Self. Theory and Practice of Women’s Autobiographical Writings*. Chapel Hill & London: The University of North Carolina, 1988, S. 35.

sie von Frauen, die als inhärentes Merkmal ihres Geschlechts auf das Handeln in der privaten Sphäre beschränkt waren, verfasst wurden.

Eine ähnliche Forschungsrichtung wie die von Gusdorf wird von Roy Pascal schon im nächsten Jahrzehnt, in den 1960er Jahren, aufgenommen, da er der Meinung ist, die Autobiographie diene als Mittel, sich einen Lebensüberblick zu verschaffen. Das Ziel liege nicht eigentlich darin, anderen über sich selbst etwas zu erzählen, sondern vielmehr darin, mit sich selbst ins Reine zu kommen und sich als Ganzes zu begreifen.⁵⁷ Das Ziel der Autobiographie liegt daher im Bereich der „Lebensweisheit“.⁵⁸ Die Ähnlichkeit bzw. Überlappungen mit Gusdorfs Arbeit setzen sich fort, wie es sich auch in Pascals Definition von Autobiographie betrachten lässt, in der er Gusdorf wörtlich zitiert:

Es ist nicht die Geschichte eines Lebens, sondern eine Art Zusammenwirken von Vergangenheit und Gegenwart im Bewusstsein des Autors, eine Bewältigung des Lebenssinns, was Gusdorf als „Projektion des Innenlebens in die Außenwelt“ bezeichnet hat.⁵⁹

Roy Pascal stellt in *Design and Truth of Autobiography* (1965) die Frage nach der Struktur der Wahrheit und entwickelt Kriterien, die echte, wahre Autobiographie von anderen literarischen Formen zu unterscheiden. Als Beispiel hierzu nennen wir das Tagebuch,⁶⁰ da es auch von Gusdorf in ähnlicher Weise schon definiert wurde:

Ich lasse das Tagebuch weg, denn ihm fehlt das einigende Prinzip eines Autors, der seine Lebensgeschichte von einem bestimmten Standpunkt aus gestaltet. [...] Die eigentliche Autobiographie, so wie ich sie sehe, ist die Geschichte der *Gestaltung* einer Persönlichkeit; sie beginnt mit der Kindheit und führt zumindest zu dem Punkt, an dem die Persönlichkeit ihre ureigenste Prägung erhält. (Pascal 1965, 20)

Die Unterscheidung zwischen Roman und Autobiographie und ihre gegenseitige Einflüsse, so wie die Frage nach der Wahrheit – die nicht nur vom Leser erwartet wird, sondern „auch die Autobiographen selbst machen mehr oder weniger erfolgreiche Anstrengungen, an die Wahrheit heranzukommen, an ihr festzuhalten, oder sie versuchen wenigstens, uns davon zu überzeugen, daß sie es tun“ (Pascal 1965, 103) – öffnet den Weg für die Kritiker der Autobiographie der 1970er Jahre, vor allem bei Klaus-Detlef Müller wird diese Forschungsrichtung fortsetzen.

⁵⁷ Vgl. Ramm (1998), S. 21.

⁵⁸ Pascal, Roy. *Die Autobiographie: Gehalt und Gestalt*. Stuttgart: Kohlhammer, 1965, S. 207.

⁵⁹ Pascal, Roy. „Die Autobiographie als Kunstform“. In: Niggel (1998), S. 156.

⁶⁰ Eine genaue Analyse der Memoiren und hier des Tagebuchs ist nicht Endzweck dieser Studie, jedoch sind diese Gattungen nennenswert, da sie durch Gegenüberstellungen die Autobiographie zu profilieren helfen.

Mit Georges Gusdorf und mit anderen Autoren der 1970er Jahre teilt Pascal das Interesse der Autobiographie als Kunstwerk,

d.h. den literarisch und ästhetisch am weitesten entwickelten Werken, die aus ihrer eigenen Tradition herausgelöst und zu einer unhistorischen Traditionskette idealer Art verbunden werden, wobei der Kanon der zu berücksichtigenden Werke weitgehend festlegt. (Müller 1976, 24)

Trotz der zahlreichen Ähnlichkeiten mit Gusdorf bemerkt Pascal, dass man nur als kanonische Autobiographien diejenigen von Männern anerkannter Größe und Würde zählt, was die Gültigkeit dieser Studie verneinen würde. Pascal schreibt sogar die Frage: „(Sollte man glauben dürfen, daß aus diesem Grunde große Autobiographien von Frauen geschrieben worden sind?)“. (Pascal 1998, 150) Pascal setzt die Überlegung in Klammer und entgeht daher der Verpflichtung, auf sie einzugehen. Jedoch scheint Pascal einen Kompromiss mit der Tradition zu finden, ohne ihr direkt zu widersprechen, indem er den Wert des Textes unabhängig vom Autor schätzt: „Es will mir scheinen, daß die Autobiographie nur dann zum Kunstwerk wird, wenn sie in sich selbst ruht, wenn sie lediglich um ihrer selbst willen gelesen werden kann.“ (Pascal 1998, 149) In diese etwas lockere Definition der Gattung passen schon die für diese Studie ausgewählten Texte.

Ende der 1960er Jahren bearbeitet Wulf Segebrecht einige der hier schon erwähnten Aspekte der Autobiographie, wie die Ähnlichkeit zum Roman oder die Rolle des Gedächtnisses. Sein wichtiger Beitrag – der hauptsächlich von Lejeune in den 1970er Jahren wiederaufgenommen wird – ist, dass er zum ersten Mal die Aufmerksamkeit auf den Leser richtet, d.h. die Autobiographie wird als Niederschrift verstanden, in der der Autor nicht nur über das eigene Leben nachdenkt, sondern einem Publikum von seinem Leben berichtet, „wobei der gegenüber beispielsweise dem Roman verringerte Fiktionsgrad mit dem Leser einhergeht“.⁶¹ Diese Aussage führt zu der Überlegung über die Beziehung zwischen Roman und Autobiographie. Diese Beziehung ist nicht nur einseitig verlaufen – d.h. nicht nur hat der Roman zur Literarisierung der Autobiographie beigetragen –, sondern es gibt auch die gegenseitige Richtung: Nach diesem Gedanken besteht die Möglichkeit, dass Autoren fiktiver Gattungen sich den Mitteln des Autobiographischen aneignen, um den Willen des Publikums zu gewinnen, z.B. im Fall des Briefromans.

In den 1970er Jahren fand eine rege Auseinandersetzung über den Begriff der Autobiographie von literaturwissenschaftlicher Seite statt. Ingrid Aichinger setzte die

⁶¹ Segebrecht, Wulf. „Über Anfänge von Autobiographien und ihre Leser“. In: Niggel (1998), S. 169.

von Gusdorf angefangene und von Pascal gefolgte Richtung fort. Für Aichinger steht der Schreibende im Mittelpunkt des Texten, sein Leben ist Stoff der Autobiographie. Es wird aber nicht von einem anderen, sondern von ihm selbst beschrieben, da er eine privilegierte Perspektive des eigenen Lebens besitzt:

Niemand als der selbst weiß über seine Erlebnisse, Gefühle und Empfindungen besser Bescheid, keinem anderen sind sie so unmittelbar zugänglich; er allein kennt die inneren Zusammenhänge, er allein kann sagen, in welcher Weise ihm seine Vergangenheit nun erscheint, was sie ihm damals bedeutet hat, welchen Sinn er heute in ihr sieht. (Aichinger, 183)

Aus diesem Zitat ist festzustellen, dass der Schreibende sich in einer privilegierten Lage in einem doppelten Sinne befindet. Einerseits sieht er das Leben oder die erzählte Lebensetappe als schon beendet und kann von einer sinngebenden Distanz schreiben. Diese sinngebende Distanz unterscheidet die Autobiographie vom Tagebuch – sonst sind sie verwandt, da alle zwei von intimen Lebenserfahrungen handeln –, denn es „[fehlt] der Zusammenhang des Ganzen freilich in ihm [im Tagebuch] ebenso wie die einheitliche Komposition und historische Schau“. (Aichinger, 195) Andererseits kann keiner Ereignisse, Erfahrungen und Gegebenheiten besser als der Schreibende selbst kennen. Jedoch hat dieser Aspekt einen Nachteil, der für die Autobiographie ein wesentliches Merkmal ist, und zwar, dass die Hauptquelle des Autors sein Gedächtnis bildet, wobei man von keiner objektiven oder realitätsnahen Rekonstruktion der Vergangenheit ausgehen kann, sondern der psychologische Vorgang des Erinnerns bewahrt nur bestimmtes Material, während manches für immer verloren ist. Aichinger beschreibt diesen Prozess ausführlich und gliedert ihn in drei Stufen:

1. Kein Erlebnis ist so, wie es erlebt wurde, zu wiederholen, die frühere Erlebniswirklichkeit daher niemals adäquat reproduzierbar.
2. Was bewahrt wird, ist nicht das Erlebnis selbst, sondern nur die Vorstellung davon, die keineswegs die Fülle des Damaligen umschließt.
3. Nicht nur diese Vorstellung, auch die mit ihnen verbundenen Bedeutungsgefühle unterliegen einer ständigen Wandlung. Es finden immer wieder Perspektivenverschiebungen und Akzentverlagerung statt, weil das Individuum sich ununterbrochen verändert. (Aichinger, 180-181)

Bei der Korpusanalyse wird notwendigerweise auf die Beschreibung dieser psychologischen Prozesse von Aichinger geachtet werden, jedoch werden wir auch im Auge behalten, dass andere Theorien darauf hinweisen, dass auch der Fall vorkommen kann, in dem Autobiographen bewusst einige Passagen ihres Lebens auslassen oder andere dagegen emphatisieren. Ein anderer relevanter Aspekt von Aichingers Theorie ist

die Tatsache, dass sie – im Gegenteil zu Gusdorfs strikt kanonischer Aufnahme von Texten in die Gattung – der Autobiographie ein breiteres Spektrum an Funktionen zuordnet:

Die Autobiographie kann [...] unter dreifachem Aspekt gesehen werden: 1. als Sach- und Dokumentationsbericht eines Lebens, 2. als Sprachkunstwerk, das aber nicht alle Züge des Dichterischen aufweist, 3. schließlich als Dichtung, d.h. als sprachkünstlerische Gestaltung einer autonomen Wirklichkeit. (Aichinger, 186-187)

Die Autobiographie definieren viele Kritiker, indem sie diese gegenüber anderen Gattungen abgrenzen. Auch Bernd Neumann argumentiert, dass die Autobiographie nach dem Brief und dem Tagebuch die direkteste Übersetzung des Lebens in die Literatur sei. Dem Tagebuch, obwohl es reicher an Unmittelbarkeit sei, fehle allerdings synthetischer Charakter. Tagebuchpassagen seien immer analytische Momentaufnahmen, die ihren fragmentarischen Charakter nicht verleugnen können.⁶² Interessanter ist bei Neumann die Erwähnung des Briefes, weil er als erster die Briefe für ihren Wert als Selbstzeugnisse ans Licht bringt. Briefe hätten – trotz ihres intimen Charakters –⁶³ fast immer die Funktion, die Anpassung und das gute Verhalten des Individuums in der Gesellschaft zu dokumentieren.⁶⁴ Daher seien Briefzitate kein stilistisches Mittel der Autobiographie, sondern der Memoiren. Die Gegenüberstellung von Autobiographie und Memoiren steht im Mittelpunkt von Neumanns Werk *Identität und Rollenzwang*, mit dem er der theoretischen Diskussion um diese Gattung einen sozialpsychologischen Akzent gibt.⁶⁵ Neumanns leitet die Unterscheidung zu den Memoiren folgendermaßen ein:

Die Autobiographie beschreibt das Leben des noch nicht sozialisierten Menschen, die Geschichte seines Werdens und seiner Bildung, seines Hineinwachsens in die Gesellschaft. Memoiren setzen eigentlich erst mit dem Erreichen der Identität ein, die Autobiographie endet dort. (Müller 1976, 20)

Einen wesentlichen Beitrag zur literaturwissenschaftlichen Studie der Autobiographie leistete Philippe Lejeune in den 1970er Jahren. Die Definition, die Lejeune von der Autobiographie gibt, ist viel konkreter als die vorigen, wobei die

⁶² Vgl. Neumann, S. 59 und 61.

⁶³ Dabei ist zu berücksichtigen, dass Briefe erst ab dem 19. Jahrhundert als rein intim bezeichnet werden konnten. Bis zu diesem Punkt war die Lektüre von Briefen eine familiäre oder soziale Angelegenheit. Das Kapitel über Elisa von der Reckes Briefautobiographie zeigt dieses Phänomen.

⁶⁴ Vgl. Neumann, S. 64.

⁶⁵ Vgl. Ramm (1998), S. 22.

Unklarheiten in der Abgrenzung gegenüber anderen von sich selbst zeugenden Gattungen direkt ausgeschlossen werden:

Rückblickender Bericht in Prosa, den eine wirkliche Person über ihr eigenes Dasein erstellt, wenn sie das Hauptgewicht auf ihr individuelles Leben, besonders auf die Geschichte ihrer Persönlichkeit.⁶⁶

Aus dieser Definition lassen sich verschiedene Aspekte lesen, die von anderen Theoretiker der Autobiographie schon isoliert behandelt wurden und die Lejeune zu einer Einheit macht: (1) Der Autobiograph schreibt über sein Leben aus einer rückblickenden Perspektive, von der er aus das ganze Leben bzw. die berichtete Lebensetappe einen Sinn oder eine holistische Interpretation zu geben versucht, z.B. im Gegensatz zum Tagebuch. (2) Die Einschränkung der Autobiographie auf den Bericht in Prosa beweist die These, die Autobiographie habe neben ihrem Wert als Zeugnis eines Lebens auch Gewicht in einem literarischen System, sie sei als ein Kunstwerk zu betrachten.⁶⁷ (3) Der Autor schreibt über sich selbst, wie es schon der frühen Definition Georg Mischs zu lesen war. (4) Im Zentrum des Stoffes befindet sich das individuelle Leben des Schreibenden und nicht so sehr seine gesellschaftliche Rolle. In Neumanns Worten hieß es der unsozialisierte Mensch, während der schon sozialisierte erst in den Memoiren auftritt. (5) Der Autobiograph schreibt über die Geschichte seiner Persönlichkeit, d.h. diese bzw. die Identität wird nicht als statisch verstanden, sondern sie erfährt einen ständigen Wandel. Dazu Lejeunes Überlegung: „Ist das wirklich dieselbe Person, jenes Baby, das in der Klinik zu einem Zeitpunkt geboren wurde, von dem ich überhaupt keine Erinnerung habe – und ich?“ (Lejeune 1998, 223)

Trotz der Einbeziehung von verschiedenen Aspekten in dieser Definition sind die Hauptbegriffe für Lejeunes Theorie in ihr nicht enthalten, und zwar die Rolle des Lesers und der Fiktionalisierungsgrad. Beide behandelt Lejeune in seiner Studie *Le pacte autobiographique*, indem er der Instanz des Lesers eine herausragende, gattungsdefinierende Bedeutung anerkennt. Es sei die Sicht des Lesers, die bestimme, was die Autobiographie sei und was nicht, was wahr sei und was nicht.⁶⁸ Das alles erreicht Lejeune durch den von ihm bezeichneten autobiographischen Pakt, der in der

⁶⁶ Lejeune, Philippe. „Der autobiographische Pakt“. In: Niggel (1998), S. 215.

⁶⁷ „Lo que llamo autobiografía puede pertenecer a dos sistemas diferentes: un sistema de referencia ‚real‘ (en el que el compromiso autobiográfico, aunque pase por el libro y la escritura, tiene valor de acto), y un sistema literario en el que la escritura ya no aspira a la transparencia pero puede perfectamente imitar, movilizar las creencias del primer sistema.“ Lejeune, Philippe. *El pacto autobiográfico y otros estudios*. Madrid: Megazul-Endymion, 1994, S. 133.

⁶⁸ Vgl. Ramm (1998), S. 25.

Bestätigung im Text der Identität von Autor – Erzähler – Figur besteht, „in letzter Instanz zurückweisend auf den Namen des Autors auf dem Titelblatt“. (Lejeune 1998, 231) Von der These ausgehend, dass die Autobiographie nicht graduierbar ist,⁶⁹ liegt es in den Händen des Lesers, ob er das berichtete Leben für wahrhaftig hält oder nicht, aber an dessen Identität darf er nicht zweifeln, wenn der autobiographische Pakt schon abgeschlossen ist.⁷⁰ Lejeune erklärt auch, es gebe einige Fälle, in denen diese Identität nicht explizit wird, wobei aber der autobiographische Pakt gültig bleibt. Die erste Möglichkeit heißt in Lejeunes Worten: „Die Figur hat innerhalb der Erzählung keinen Namen, aber der Autor hat in einem Einleitungspakt ausdrücklich seine Identität mit dem Erzähler [...] erklärt.“ (Lejeune 1998, 235)

Die andere Möglichkeit für die Aufrechterhaltung eines nicht expliziten autobiographischen Paktes ist die Anwesenheit eines Pseudonyms des Autors. Dieses sei eine Aufspaltung des Namens, das aber die Gültigkeit der Identität nicht ändert.⁷¹

Lejeune berücksichtigt auch die Möglichkeit, die Figur hätte „einen von dem des Autors verschiedenen Namen“. (Lejeune 1998, 233) Aus dieser Prämisse resultiert der sogenannte romaneske Pakt, der sich materialisiert, wenn sich beim Leser der Verdacht bilden kann, dass es doch eine Identität zwischen Autor und Figur gibt, obwohl der Autor sie nicht zugeben wollte oder sie sogar verleugnet hat. Das wäre der Fall der autobiographischen Romane.⁷² Für einen Überblick zur Unterscheidung zwischen dem autobiographischen und dem romanesken Pakt schlägt Lejeune eine tabellarische Darstellung vor. (Lejeune 1998, 234)

<i>Name der Figur</i> → <i>Pakt</i> ↓	≠ Name des Autors	= 0	= Name des Autors
romanesk	ROMAN	ROMAN	
= 0	ROMAN	unbestimmt	AUTOBIOGRAPHIE
autobiographisch		AUTOBIOGRAPHIE	AUTOBIOGRAPHIE

Lejeune befasst sich auch mit dem vor allem bei Ingrid Aichinger behandelten Thema des Gedächtnisses. Dabei macht Lejeune darauf aufmerksam, dass es natürlich scheint, ein Leben als eine chronologisch geordnete Reihenfolge zu erzählen, obwohl es

⁶⁹ Vgl. Lejeune (1994), S. 63.

⁷⁰ Vgl. Lejeune (1994), S. 64.

⁷¹ Vgl. Lejeune (1994), S. 62.

⁷² Vgl. Lejeune (1994), S. 63, 65 und 66.

nicht der natürliche Vorgang des Gedächtnisses ist.⁷³ Aus der von Lejeune erwähnten Tatsache, dass neun von jeden zehn Autobiographien unvermeidlich mit der Nacherzählung der eigenen Geburt beginnen und dann chronologisch fortgesetzt werden, lassen sich zwei Inkongruenzen gegenüber dem üblichen Verlauf des Gedächtnisses schließen: Einerseits die erzwungene chronologische Reihenfolge; andererseits die Unmöglichkeit, sich an die eigene Geburt (in einigen Fällen sogar die Vorgeschichte der Familie) zu erinnern, wobei man eigentlich sich auf fremde Erinnerungen stützen muss. Die einzige Erklärung dafür sei die allmähliche Übernahme der literarischen Mittel der Fiktion.⁷⁴

Im Gegensatz zu der Auseinandersetzung Lejeunes um die Gattung der Autobiographie erscheint Ralf-Rainer Wuthenows Beitrag aus geistesgeschichtlichem Aspekt irrelevant, denn er nimmt in seinem Werk *Das erinnerte Ich* (1974) die gattungshistorische Betrachtungsweise Diltheys und Mischs wieder auf.⁷⁵

Dagegen führt Elizabeth Bruss' Beitrag einen innovativen Blick auf die Autobiographie ein, obwohl sie von schon bekannten Voraussetzungen ausgeht, die sie in den folgenden Regeln für den Autobiographen zusammenfasst:

1. Regel: Ein Autobiograph übernimmt eine Doppelrolle. Er ist Ursprung des Textgegenstands und zugleich Ursprung der Struktur, die sein Text aufweist. [...]
2. Regel: Die Information und die Ereignisse, über die im Zusammenhang mit der Autobiographie berichtet wird, müssen unbedingt wahr sein, wahr gewesen sein oder hätten wahr sein können. [...]
3. Regel: Gleichgültig, ob das Mitgeteilte als falsch erwiesen werden kann oder nicht, ob es von irgendeinem anderen Standpunkt aus neu formuliert werden kann oder nicht: man erwartet von dem Autobiographen, daß er von seinen Aussagen überzeugt ist.⁷⁶

Bruss' Innovation besteht in ihrer Perspektive über die Autobiographie als literarischer Akt. Sie ist der Meinung, die Autobiographie als solche hat keine Merkmale, sogar keine eigene Existenz außerhalb der gesellschaftlichen und literarischen Konventionen.

Was die Autobiographie recht eigentlich ist, kann man nicht sagen, ohne die Aktivitätsdimensionen, die den autobiographischen Text unausgesprochen umgeben, ebenso wie die explizit im Text vorhandenen Charakteristika zu erforschen. (Bruss 1998, 263)

⁷³ Vgl. Lejeune (1994), S. 378.

⁷⁴ Vgl. Lejeune (1994), S. 137.

⁷⁵ Vgl. Ramm (1998), S. 22.

⁷⁶ Bruss, Elizabeth W. „Die Autobiographie als literarischer Akt“. In: Niggel (1998), S. 273-74.

Erst die Gegenüberstellung der Autobiographie mit anderen Gattungen und die gegenseitige Fluktuation von Funktionen geben ihr definatorische Charakteristika. Im Rahmen dieser Studie steht die Beziehung zwischen Brief und Autobiographie im Mittelpunkt. Für diese gegenseitige Beziehung im 18. Jahrhundert schreibt Bruss:

So kann einerseits in dem Moment, da der literarische Brief aus der Mode kommt, die Autobiographie bestimmte Funktionen übernehmen, die diesem zuvor zufielen, wie etwa die Vertraulichkeit und die Spontaneität. Andererseits kann das Aufkommen der lyrischen Dichtung als rivalisierende Gattung der Autobiographie einen Teil ihrer ursprünglichen Funktion als einziges Mittel persönlichen Ausdrucks entziehen. (Bruss 1998, 269)

Die schon mehrmals erwähnten Beziehungen zwischen Brief und Roman behandelt Klaus-Detlef Müller in monographischer Weise. In seinem Werk *Autobiographie und Roman. Studien zur literarischen Autobiographie der Goethezeit* (1976) achtet er an erster Stelle auf die Prozesse, die im 18. Jahrhundert zur Konsolidation dieser Gattung geführt haben. Von den verschiedenen Aspekten, die Müller bearbeitet, bleiben wir diesmal bei der Aussage, dass „die Literarisierung des Romans und die Literarisierung der Autobiographie synchron [erfolgten] und sich wechselseitig [beeinflussten].“ (Müller 1976, 74) Nach Müller sei die Annäherung der Autobiographie an die Darstellungstechniken des zeitgenössischen literarischen Erzählens möglich gewesen als Folge der Erneuerung des Romans im Zeichen eines verschärften Wirklichkeitsanspruchs.⁷⁷ Aus diesem Grunde habe der Roman die Zweckformen als Darstellungsmuster aufgegriffen, um die Grenze zwischen Realitätsanspruch und Fiktion zu verwischen.⁷⁸ Diese Autobiographiefiktion – diese Bezeichnung stammt von Müller – hat Gellert als erster erfolgreich in seinem Roman *Leben der schwedischen Gräfin von G* (1747) verwendet. „Trotz der autobiographischen Erzählkonstellation besteht der Romaninhalt vornehmlich aus den Erlebnissen anderer, nicht der Gräfin selbst, die zwar immer indirekt betroffen ist, selbst aber vergleichsweise wenig erlebt.“ (Müller 1976, 97) Meiner Meinung nach resultiert dieses aus der Schwierigkeit von Seiten Gellerts, sich an die Stelle einer Frau zu stellen und aus dieser Perspektive schreiben zu können. Obwohl einigen Passagen Sensibilität oder sogar Realismus fehlt, war dieser Roman einer der ersten mit einer weiblichen Protagonistin, die das Wort ergreift, und er öffnete hiermit die Türen für eine ganze Generation von

⁷⁷ Vgl. Müller (1976), S. 74.

⁷⁸ Vgl. Müller (1976), S. 61.

Autorinnen (beispielhaft davon ist das Werk *Sophie* von La Roches), die durch ihre Heldinnen ihre eigenen Lebenssorgen und -verfassungen äußern konnten.

Bei der Beziehung zwischen Autobiographie und Roman muss im Auge behalten werden, dass es nach Müller zu klären bleibt, „in welcher Weise und in welchem Umfang sich die Autobiographie als Wirklichkeitsaussage Erzähltechniken der Fiktion aneignen kann, ohne selbst zur Fiktion zu werden.“ (Müller 1976, 53) Müller gibt keine definitive Antwort dafür, aber aus seinen Worten sind einige zu folgenden Hinweise zu entdecken, u.a. was als Erzählgegenstand fungieren soll:

Ihr [der Autobiographie] Erzählgegenstand ist mithin authentisch und des weiteren historisch, so daß sie eine Form von Wirklichkeitsaussage und als ein Medium der Welterfassung zu kennzeichnen ist. [...] sie [ist] eine individuell subjektive Form der Geschichtsschreibung. (Müller 1976, 35)

Die zeitliche Struktur ist in Müllers Augen auch ein Kennzeichen der Autobiographie, indem „sie ein Kontinuum der Realität zur Schreibgegenwart hin voraussetzen kann, d.h. vom wirklichen Ende der Erzählung ausgeht.“ (Müller 1976, 55)

Der nächste Autor in diesem chronologischen Überblick über die Theorie der Autobiographie ist Günter Niggel mit seiner relevanten *Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert*, ein wesentliches Nachschlagewerk jedes Autobiographieforschers. Sein Beitrag konstituiert einen gründlichen Baustein für die geschichtliche Rekonstruktion der Gattung. Aus diesem Grund haben die Hauptinformationen von dieser Studie schon zur Dokumentation des ersten Teils dieses Kapitels fungiert, weswegen ich an diesem Punkt nicht noch mal auf Niggels Arbeit eingehe.

Ende der 1970er Jahre erscheint auch die Studie von Karl Joachim Weintraub über die Autobiographie, in der er auf die Unterscheidung dieser gegenüber anderen Gattungen mit selbstreferentiellen, aber fragmentarischem Charakter (z.B. Tagebuch, Brief, Gedicht) besteht.⁷⁹ Weintraub meint, der autobiographische Instinkt wäre dem Menschen inhärent, obwohl der Wert der Autobiographie erst ab 1800 zugegeben wurde.⁸⁰ Den Grund dafür sieht er in der Tatsache, dass gewisse soziokulturelle Voraussetzungen, wie die Konsolidierung des Romans und die Selbstbewusstwerdung des Bürgertums, erst im ausgehenden 18. Jahrhundert zustande kamen.

⁷⁹ Vgl. Weintraub, Karl J. „Autobiografía y conciencia social“. In: Loureiro, S. 18 und 21.

⁸⁰ „Aunque el instinto autobiográfico puede que sea tan antiguo como la escritura, el hombre occidental empezó a valorar la autobiografía sólo a partir de 1800.“ (Weintraub, 18)

Die 1980er Jahre beginnen mit einem renovierten Interesse an einem schon von früheren Autoren und in dieser Untersuchung behandelten Thema, der Rolle des Gedächtnisses beim Schreiben einer Autobiographie. James Olney – dabei geht er von einer existierenden Objektivität aus – betrachtet das Gedächtnis als eine deformierende und transformierende Kraft, die alles macht außer dem, was sie eigentlich machen sollte: auf die Begebenheiten der Vergangenheit zurück blicken und sie treu nach ihrem Geschehen wiedergeben.⁸¹ Die Erinnerungen und die gegenwärtige Wirklichkeit etablieren eine fortlaufende und gegenseitige Beziehung, sie beeinflussen einander und bestimmen sich ununterbrochen. Die Erinnerungen sind durch den jetzigen Moment und durch den spezifischen psychischen Eindruck der individuellen Erinnerung gestaltet, so wie der jetzige Moment durch Erinnerungen gestaltet ist.⁸² Dieser Beitrag Olneys erscheint im Rahmen dieser Studie nützlich, da bei der Textanalyse demnach die Rolle des Gedächtnisses betrachtet werden soll, indem wir vom Standpunkt des gegenwärtigen Moments des Schreibens ausgehen. Dagegen ist für mich Olneys Auseinandersetzung mit der Entwicklung der autobiographischen Erscheinungsformen abzulehnen:

There is no evolving autobiographical form to trace from the beginning through history to its present state because man has always cast his autobiography and has done it in that form to which his private spirit impelled him.⁸³

Dieses Zitat widerspricht der im Teil 1.1. dieses Kapitels dargestellten Entwicklung der Gattung. Offensichtlich kann man davon ausgehen, der autobiographische Instinkt sei so alt wie das menschliche Selbstbewusstsein des Schreibenden, aber das kann keineswegs von der historischen und persönlichen Entwicklung isoliert werden. Tatsächlich gibt es historische Etappen, die zur Bildung eines starken Selbstbewusstseins beigetragen haben, z.B. die Aufklärung und die konsequente Gewichtgewinnung des Bürgertums, und in denen der gegenseitige Einfluss zwischen den Gattungen ihre spezifische Erscheinungsformen abändert. Nach Olneys Sichtpunkt wäre die vorliegende Untersuchung zwecklos, da er die Überlappung von Autobiographie und Brief als zeitspezifisch nicht berücksichtigt.

⁸¹ „La memoria deforma y transforma. [...] En realidad, la memoria hace virtualmente de todo menos lo que se supone que debe hacer, esto es, mirar hacia los hechos del pasado y verlos tal como ocurrieron.“ Olney, James. „Algunas versiones de la memoria / Algunas versiones del *bios*: la ontología de la autobiografía“. In: Loureiro, S. 41.

⁸² Vgl. Olney, S. 37.

⁸³ Zitiert in: Radstone, Susannah. „Autobiographical times“. In: Cosslett, Tess, Celia Lury und Penny Summerfield (Hrsg.). *Feminism and Autobiography. Texts, Theories, Methods*. London & New York: Routledge, 2001, S. 202.

Michael Sprinker beschäftigt sich weiter mit der Bearbeitung der Rolle des Gedächtnisses, aber diesmal von einer Sigmund Freud folgenden psychoanalytischen Perspektive. Parallel zu Freud wird eine Grenze etabliert, über die die Interpretation nicht weiter gehen kann und zu der die Interpretation immer wieder zurückkehrt, um sich selbst zu konsolidieren. Dabei befindet sich die Autobiographie innerhalb der Grenzen von der Textproduktion. Der Ursprung und das Ende der Autobiographie konvergieren im Akt des Schreibens.⁸⁴

Auch von der Analyse der Gedächtnisleistungen ausgehend folgt Rolf Tarot, dass die Anwendung gewisser literarischen Techniken von der Autobiographie bevorzugt ausgelassen werden, weil diese die Glaubwürdigkeit des Textes in den Augen des Lesers beeinträchtigen würden, z.B. die direkte Rede.

Die meisten Autobiographen sind außerordentlich zurückhaltend in der Verwendung der direkten Rede bei Zitaten einzelner Sätze und mehr noch bei der Verwendung des Dialogs. Vielfach machen Kritiker als Grund geltend, es übersteige die Gedächtnisleistung des Menschen – zumal aus großer zeitlicher Distanz –, Wechselreden zwischen Personen wörtlich wiederzugeben. (Tarot, 35)

Die schon mehrmals erwähnte wechselseitige Beziehung zwischen Autobiographie und Roman, wenn man die Glaubwürdigkeit des Erzählten vor dem Publikum – u.a. mit Rücksicht auf das letzte Zitat – aufzubewahren versucht, verursacht in manchen Fällen, dass es zwischen einer echten Autobiographie von einem schon romanhaften Gebilde nicht unterschieden werden kann, wenn man über textexterne zusätzliche Informationen nicht verfügt.⁸⁵ Auf diesen Fall hatte sich Philippe Lejeune schon bezogen und ihn mit Hilfe des autobiographischen Paktes gelöst.

Paul John Eakin besteht auf die Verfassung der Autobiographie als einen Prozess, der dem ganzen Leben einen Sinn zu geben sucht. Dieser Prozess ist erst durch die Schrift möglich und unterscheidet den Menschen von den Tieren.⁸⁶ Eakin versteht die Niederschrift einer Autobiographie nicht nur als Rückblick in die Vergangenheit, sondern auch als Projektion der Selbstdefinition in die Zukunft:

El acto de composición puede concebirse como un término que media en la aventura autobiográfica, volviendo sobre el pasado, no solamente para reconquistar, sino para repetir los ritmos psicológicos de la formación de la identidad, y extenderse al futuro para fijar la estructura de esta identidad en

⁸⁴ Vgl. Sprinker, S. 127.

⁸⁵ Vgl. Tarot, S. 37-38.

⁸⁶ Vgl. Eakin, Paul John. „Autoinvención en la autobiografía: el momento del lenguaje“. In: Loureiro, S. 83.

una existencia permanente hecha a sí misma y como texto literario. Estas afirmaciones sirven para entender la escritura de la autobiografía, no meramente como el recuerdo pasivo y diáfano de un ya terminado yo, sino más bien como una fase integral, y a menudo decisiva, del drama de la autodefinición. (Eakin 1991, 91)

Mit den 1980er Jahren scheint die Materie der theoretischen Auseinandersetzung mit der Autobiographie vorübergehend ausgeschöpft zu sein. Eakin selbst gibt 1995 zu: „The serious and sustained study of women’s autobiography [...] is the single most important achievement of autobiography studies in the last decade.“⁸⁷ Helmut Finck teilt die Meinung Eakins, in der Entwicklung einer Poetik der weiblichen Autobiographie bestehe der Schwerpunkt der theoretischen Forschung der 1990er Jahre, und gibt dazu seine Erklärung für das Fehlen weiblicher Autobiographien in der Tradition dieser Gattung:

Im traditionellen Kanon fehlen Texte von Frauen fast völlig, weil man ihnen aufgrund patriarchaler Vorstellungen von der Natur des Weiblichen und den daraus resultierenden Rollenzuweisungen allein schon die lebensweltliche Voraussetzung zum Schreiben einer Autobiographie absprach.⁸⁸

Tatsächlich sind die ab den 1990er Jahren erschienenen Publikationen rein geschichtliche Überblicke der Entwicklung der Autobiographie als Gattung und der literaturwissenschaftlichen Studien zu diesem Thema, z.B. Michael Jaegers *Autobiographie und Geschichte: Wilhelm Dilthey, Georg Misch, Karl Löwith, Gottfried Benn, Alfred Döblin* (1995). Andere Werke in einer ähnlichen Richtung sind die Martina Wagner-Egelhaafs und Michaela Holdenrieds, beide mit dem Titel *Autobiographie* und im Jahr 2000 veröffentlicht. In diesen beiden Werken ist als Erneuerung gegenüber allen anderen erwähnten Studien ein Kapitel der Frauenautobiographie aus einer theoretischen Perspektive zu finden. Diese Forschungsrichtung, die wie Eakin zugegeben hat, vor allem in den 1980er Jahren an Bedeutung gewann, wird Stoff des nächsten Teils dieses Kapitels sein.

1.1.3. Theoretische Auseinandersetzungen mit der Frauenautobiographie

Obwohl in einer relativ frühen Etappe des 20. Jahrhunderts, fast simultan zu Diltheys und Mischs Arbeit, schon das erste Zeugnis von dem

⁸⁷ Zitiert in: Smith, Sidonie und Julia Watson (Hrsg.). *Women, Autobiography, Theory. A Reader*. Madison: The University of Wisconsin Press, 1998, S. 16.

⁸⁸ Finck, Almut. „Subjektbegriff und Autorschaft: Zur Theorie und Geschichte der Autobiographie“. In: Pechlivanos, Milos et al. (Hrsg.). *Einführung in die Literaturwissenschaft*. Stuttgart: Metzler, 1995, S. 291.

literaturwissenschaftlichen Interesse an weiblichen Autobiographien zu finden ist, und zwar mit Felicitas Jelineks Dissertation 1921 über Texte des 18. Jahrhunderts,⁸⁹ kann man erst in den 1980er Jahren von einer intensiven Beschäftigung mit der Frauautobiographie sprechen.⁹⁰ Diese Beschäftigung folgte einer Phase der 1960er und 1970er Jahren, in der das akademische Interesse an der Niederschrift von privaten Lebensläufen wuchs, wobei aber die Rücksicht auf weibliche Texte völlig abwesend war.⁹¹ Diese Wende in der theoretischen Diskussion erfolgte dank der feministischen Kritik. Sie trat für ein anderes Subjekt – u.a. das weibliche Subjekt – ein, und entthronte das abendländische, weiße, männliche Subjekt, das als einziger Zugang ins öffentliche Leben hatte.⁹² Das Interesse an Autobiographien von Frauen manifestierte sich 1979 mit der Herausgabe einer Sammlung von Auszügen mancher Selbstzeugnisse britischer und amerikanischer Frauen von Seiten Mary G. Masons und Carol Hurd Greens mit dem Titel *Journeys: Autobiographical Writings by Women*.⁹³

Die Theoretisierung der weiblichen Texte als Untergattung innerhalb der Autobiographie spiegelte sich erst im nächsten Jahr mit einem von Estelle C. Jelinek herausgegebenen Sammelband zum Thema, *Women's Autobiography: Essays in Criticism*. In ihrem Beitrag verteidigt Jelinek die These, Geschlechterunterschiede seien offenkundig im Inhalt und Stil der Autobiographie. Außerdem seien sie auf die lange Restriktion der Frauen auf die private, persönliche Welt und auf die bis damals dominante Haltung, weibliche Lebensläufe seien zu belanglos für das literarische Interesse, zurück zu führen.⁹⁴ Die typisch weibliche Autobiographie beschreibe nach Jelinek Familie, Freunde, häusliche Aktivitäten, d.h. der Fokus bleibt auf persönlichen Angelegenheiten. Nach diesem Muster können autobiographische Texte von Frauen selten ein explizites Abbild des historischen Kontexts konstituieren:

Women's autobiographies rarely mirror the establishment history of their times. They emphasize to a much lesser extent the public aspects of their

⁸⁹ Vgl. Ramm (1998), S. 20.

⁹⁰ Ab den 1980 Jahren findet die theoretische Beschäftigung mit der weiblichen Autobiographie vorwiegend im angelsächsischen Kontext statt. Erst nachdem die theoretischen Grundbausteine von amerikanischen und englischen Literaturwissenschaftlerinnen gelegt wurden, wurde das Thema im deutschen Sprachraum in Angriff genommen. Die deutschsprachigen Literaturwissenschaftlerinnen betrachten die theoretischen Voraussetzungen vor allem praktisch und bearbeiten sie anhand von deutschen Texten, was Stoff für ein getrenntes Kapitel dieser Untersuchung ist.

⁹¹ Vgl. Stanley, Liz. „From ‚self-made women‘ to ‚women's made-selves‘? Audit selves, simulation and surveillance in the rise of public woman“. In: Cosslett, Lury und Summerfield, S. 44-45.

⁹² Vgl. Araújo, Nara. „La autobiografía femenina, ¿un género diferente?“. In: *Debate Feminista* 8.15 (1997), S. 77.

⁹³ Vgl. Smith und Watson (1998), S. 8.

⁹⁴ Vgl. Smith und Watson (1998), S. 8-9.

lives, the affairs of the world, or even their careers, and concentrate instead on their personal lives – domestic details, family difficulties, close friends, and especially people who influenced them.⁹⁵

Abwesend in weiblichen Autobiographien ist die Beschreibung von beruflichen, philosophischen oder historischen Angelegenheiten, die in eine typisch männliche Autobiographie gehören würden. Sogar die Frauen, die über eine nennenswerte Karriere schreiben könnten, bevorzugen die Betonung des Persönlichen.⁹⁶

Even in the autobiographies by women whose professional work is their claim to fame, we find them omitting their work life, referring obliquely to their careers, or camouflaging them behind the personal aspects of their lives. (Jelinek 1980, 8)

Die Begründung für die Bezeichnung von diesen Texten als Autobiographien, die nach älteren Kriterien nicht als solche gelten würden, weil sie von der historischen Lage isoliert erscheinen, findet Jelinek im 18. Jahrhundert und in der simultanen Konsolidation von Autobiographie und Roman, der die Anwendung einer subjektiven Erzählweise legitimiert:

Eighteenth-century autobiographies by women further legitimized subjective narrative, not only for life studies but also for the developing genre of the novel. They also continued the female tradition by emphasizing the personal over the historical, family life over career, and disjunctive over progressive narratives – all in contrast to male autobiographies of the period.⁹⁷

Jelinek spricht von inhaltlichen und stilistischen Zügen, die männliche von weiblichen Autobiographien unterscheiden und die hier genauer zu erläutern sind. Autorinnen beschreiben persönliche und häusliche Tätigkeiten und ihre Beziehungen zu anderen Menschen, Männer hingegen nehmen sich selbst gegenüberer eine distanzierte Haltung ein und bevorzugen Erfolgs- und Epochengeschichten. Jelinek sieht in männlichen Autobiographien die Notwendigkeit, ein heroisches Bild von sich selbst und dem eigenen Leben zu projizieren, um das Selbstvertrauen zu bestätigen, was durch ein Prozess von „idealization and aggrandizement“ (Jelinek 1980, 15) zustande kommt. Im Gegenteil dazu zeigen weibliche Autobiographien die Notwendigkeit, im eigenen Leben nach „explanation and understanding“ (ebd.) zu suchen. Autobiographien haben

⁹⁵ Jelinek, Estelle C. „Introduction: Women’s Autobiography in the Male Tradition“. In: Jelinek, Estelle C. (Hrsg.). *Women’s Autobiography. Essays in Criticism*. Bloomington: Indiana University Press, 1980, S. 8.

⁹⁶ Smith und Watson beschreiben dieses Phänomen als „understatement to mask their feelings and play down public aspects of their lives“. (Smith und Watson 1998, 9)

⁹⁷ Jelinek, Estelle C. *The Tradition of Women’s Autobiography: From Antiquity to the Present*. Boston: Twayne Publishers, 1986, S. 33.

allgemein den Charakterzug, einen holistischen Blick von der Gegenwart aus in die Vergangenheit zu werfen. Jedoch gibt es hier auch distinktive Merkmale je nach dem Geschlecht der schreibenden Instanz. Männliche Autobiographien sind durch den Vorbedacht gekennzeichnet, die eigenen Erlebnisse in ein kohärentes Ganzes zu formen, was in Linearität, Harmonie und Ordentlichkeit resultiert. Weibliche Selbstzeugnisse sind dagegen unregelmäßiger, fragmentarischer, oft in isolierten Kapiteln niedergeschrieben. Nach Jelinek: „the multidimensionality of women’s socially conditioned roles seem to have established a pattern of diffusion and diversity when they write.“⁹⁸

Anfang der 1980er Jahre führt Susan Stanford Friedman zwei neue wichtige Aspekte in die theoretische Diskussion über die weibliche Autobiographie ein. Einerseits geht sie davon aus, dass die Autobiographinnen nicht von einem rein individualistischen Standpunkt schreiben können, weil sie von der dominanten männlichen Kultur als Frauen, d.h. als Mitglieder einer beschränkten Gruppe, definiert worden sind.⁹⁹ Stanford sieht hier keine Beeinträchtigung sondern eine Bereicherung der weiblichen autobiographischen Tätigkeit, da das Individualistische und das Kollektive miteinander verschmelzen und eine neue Identität ermöglichen.¹⁰⁰ Die Autobiographin entwickelt ein Ich auf zwei Ebenen: „the self as culturally defined and the self as different from cultural prescription“. (Stanford 1988, 38) Andererseits erkennt Stanford, dass das Privileg der Individualität nicht irgendeinem männlichen Subjekt gehört, sondern einem weißen, männlichen Subjekt.

A white man has the luxury of forgetting his skin color and sex. He can think of himself as an „individual“. Women and minorities, reminded at every turn in the great cultural hall of mirrors of their sex or color, have no such luxury. (Stanford 1988, 39)

Nicht nur Geschlecht und Rasse sondern z.B. auch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht oder Religion werden in den weiteren literaturwissenschaftlichen Untersuchungen nicht mehr isoliert sondern miteinander kombiniert analysiert. Dabei werden die Fälle berücksichtigt, in denen sich die Machtlosigkeit und die Unterdrückung gegenüber dem männlichen, weißen, reichen, kolonisierenden Subjekt steigert.

⁹⁸ Zitiert in: Smith und Watson (1998), S. 9.

⁹⁹ Vgl. Stanford Friedman, Susan: „Women’s Autobiographical Selves. Theory and Practice“. In: Benstock, S. 38.

¹⁰⁰ Vgl. Stanford Friedman, Susan: „Women’s Autobiographical Selves: Theory and Practice“. In: Smith und Watson (1998), S. 76.

Die Konsolidierung der theoretischen Forschung über die Frauenaufbiographie zeigt sich in Sidonie Smiths Essay *A Poetics of Women's Autobiography. Marginality and the Fictions of Self-Representation* vom Jahr 1987. Smith vertritt eine feministische Perspektive nach dem Vorbild Luce Irigarays und Hélène Cixous¹⁰¹ und versteht die Autobiographie als „an assertion of arrival and embeddedness in the phallic order“, (Smith 1987, 40) als androzentriscen Diskurs, als ein Instrument des Patriarchats, um die Verhältnisse aufrecht zu erhalten, die die Frau von ihrer Identität entmachten, so dass sie nur als das Andere fungiert, sei es gegenüber einem Ehemann, einem Kind oder Gott.¹⁰² Smith wendet sich der Vergangenheit zu und bemerkt, es handelt sich um ein Phänomen, das sich über die letzten fünf Jahrhunderte erstreckt,¹⁰³ die Renaissance und die Reform hätten das Aufkommen der Autobiographie und des Bildes eines neuen Mannes gefordert, jedoch ein altes, konservatives Bild der Frau projiziert.¹⁰⁴

Smith kritisiert an den verbreiteten Theorien der Autobiographie, dass sie auf gewisse – für sie falsche oder ungenaue – Voraussetzungen gründen: (1) Man geht davon aus, Männer und Frauen empfinden das Leben und seine Fixierung als literariscen Text auf identiscbe Art und Weise. (2) Frauenleben – daher weiblicbe Autobiographien – sind für die Kultur unbedeutend. (3) Autobiographien von Frauen sind keine wirklicben Autobiographien. Da die Autorinnen in das androzentrische Identitätsmuster nicht passen, sind Autobiographien daher im wesentlichen männlicb.¹⁰⁵

Smith greift einige schon dargestellte Begriffe der kanoniscben Theorien auf und setzt sich mit ihnen auseinander. So bestätigt sie z.B. die Rolle des Gedächtnisses, die keine absolut treue Widergabe des Geschebenen ermöglicht, sondern nur eine Interpretation davon¹⁰⁶ und widerlegt aber u.a. Mischs Kriterien, die sie als restriktiv, präskriptiv und für die Bearbeitung weiblicber Autobiographien ungeeignet hält.¹⁰⁷ Smith widerlegt Mischs historizistische Perspektive, nach der Autobiographien repräsentativ für eine historische Epoche sein sollen, in Bezug auf Autobiographinnen, da ihre Lebensläufe im Gegensatz dazu nicht als repräsentativ, sondern als Ausnahmefälle zu betrachten sind:

¹⁰¹ Zur Analyse des phallogentrischen Diskurses anhand von Irigaray und Cixous vgl. Jirku, Brigitte E. „Wollen Sie mit Nichts... ihre Zeit versplütern?“ *Ich-Erzählerin und Erzählstruktur in von Frauen verfassten Romanen des 18. Jahrhunderts*. Frankfurt: Lang, 1994, S. 9-23.

¹⁰² Vgl. Smith (1987), S. 18.

¹⁰³ Vgl. Smith (1987), S. 44.

¹⁰⁴ Vgl. Smith, Sidonie. „Hacia una poética de la autobiografía de mujeres“. In: Loureiro, S. 93.

¹⁰⁵ Vgl. Smith (1987), S. 14.

¹⁰⁶ Vgl. Smith (1987), S. 45.

¹⁰⁷ Vgl. Smith (1987), S. 9.

What precisely would signify for a woman's life and her narrative to be „representative“ of a period? Very few women have achieved the status of „eminent person“; and those who have done so have more commonly been labelled „exceptional“ rather than „representative“ women. Perhaps such women and their autobiographies would more accurately be „unrepresentative“ of their periods. Or perhaps such life stories, while unrepresentative of women's lives, might be representative of men's lives. (Smith 1987, 8)

Auch von der feministischen Forschung über die Autobiographie übernimmt Smith Kriterien, um sie erneut zu besprechen. Sie widerspricht Jelineks Verallgemeinerung, Frauen würden über ihre Lebensläufe diskontinuierlich, fragmentarisch schreiben, indem sie auf ihre verschiedene Rollen – Tochter, Ehefrau, Mutter, d.h. Verantwortliche für die Unterstützung der emotionalen Notwendigkeiten der anderen – achten. Smith behauptet, es gebe wohl Frauen, die für ihre Autobiographien sich die typisch männliche Linearität beim Erzählen angeeignet haben.¹⁰⁸ Außerdem teilt sie Stanfords Meinung der dualen Haltung der Frau als von der dominanten Kultur gleichzeitig ein- und ausgeschlossen:

Dado que la autobiografía tradicional ha funcionado como una de las formas y lenguajes que sostienen la diferencia sexual, la mujer que escribe autobiografía se ve doblemente alienada al participar en el contrato autobiográfico. Precisamente porque enfila su relato desde la perspectiva de quien habla desde los márgenes del discurso autobiográfico y, por lo tanto, de alguien que a la vez pertenece a la cultura dominante y está marginada de ella, la autobiógrafa incorpora a su proyecto una relación con su lector particularmente conflictiva. (Smith 1991, 98)

Hiermit führt sie die Instanz des Lesers ein. Obwohl die Beziehung Autobiographin – Leser als besonders problematisch dargestellt wird, bestätigt sie, dass eine solche Beziehung unabhängig vom Geschlecht des Schreibenden immer konfliktreich ist, und zwar in Bezug auf das Wahre oder Wahrhaftige, von dem jedes Selbstzeugnis geprägt ist:

En la autobiografía, el lector o lectora, aunque reconocen que la poca fiabilidad es inevitable, suprimen dicho reconocimiento en un tenaz esfuerzo por esperar una „verdad“ de algún tipo. La naturaleza de tal verdad debe entenderse como la lucha de una persona histórica, y no de ficción, por comprender y reconciliarse con su propio pasado, lucha que da como resultado la verbalización de la confrontación entre el presente narrativo y el presente narrado, entre las presiones psicológicas del discurso y las presiones narrativas de la historia. (Smith 1991, 97)

¹⁰⁸ Vgl. Smith (1987), S. 17.

Es ist Ziel dieser Arbeit zu untersuchen, ob die ausgewählten Texte als Beispiel der Briefautobiographien von Frauen an ein explizit weibliches Publikum gerichtet sind, um die Feindseligkeit zu mildern. Dazu ist zu betrachten, ob die Auswahl eines bestimmten Stiles oder einer bestimmten Gattung – im vorliegenden Fall steht der Brief im Mittelpunkt – den Autobiographinnen ermöglicht, über ihre Lebensläufe, ihre Gefühle zu schreiben, ohne – zumindest anscheinend – die Grenze zur Öffentlichkeit zu überschreiten. Dagegen haben sich andere den Kritiken ausgesetzt und ihre Lebensläufe als öffentliche Personen verfasst.¹⁰⁹

Domna C. Stanton ist eine weitere Theoretikerin, die sich mit der Autobiographie von Frauen befasst. Im Mittelpunkt steht für sie die Debatte zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen, zwischen dem Persönlichen und dem Beruflichen. Nach diesen Parametern sieht Stanton, dass die Existenz einer Frau sich primär dadurch kennzeichnet, dass sie von einer Frau gelebt wird, was automatisch eine Vielfalt von Lebensmöglichkeiten ausschließt. Deswegen entscheidet Stanton im etymologischen Aufbau des Begriffes Autobiographie *bios* durch *gyné* zu ersetzen, woraus die neue Benennung Autogynographie für die weibliche Autobiographie resultiert.¹¹⁰ Hiermit versucht Stanton, die Frau von der Behauptung zu befreien, ihres wäre ein abgewertetes autobiographisches Schreiben, da sie die Besorgnisse ihres privaten Selbst nicht transzendieren sondern nur wiedergeben könnten.¹¹¹ Nach Stantons Sichtpunkt impliziert der neue Begriff Autogynographie, „that women are free to write themselves without any presupposition of referentiality or truth.“ (Cosslett, Lury und Summerfield, 7)

Die rege Auseinandersetzung mit der Theoretisierung der Frauenautobiographie Ende der 1980er Jahre zeigt sich auch in Carolyn G. Heilbruns Beitrag. Sie schreibt vehement gegen die kanonische literaturwissenschaftliche Tradition. Explizit manifestiert sie sich gegen Gusdorf und Olney. Von dem ersten kritisiert sie, dass er die Singularität jedes einzelnen Lebens zugibt, nach der eigentlich die Frauen auch über die Autobiographie verfügen könnten, aber gleichzeitig beschränkt er diese Gattung auf die

¹⁰⁹ „Some [women] resolved it [the maintenance of the expected public silence] by writing ‚amateur‘ letters, diaries, and journals, writing their own stories but doing so more appropriately by confining their word to a domestic setting. Some resolved it by writing biographies of their husbands, speaking obliquely, but not explicitly about themselves and perpetuating thereby the genealogy of man. But some women, as they have done since Sappho, chose to represent their lives publicly.“ (Smith 1987, 42)

¹¹⁰ Vgl. Araújo, S. 78.

¹¹¹ Vgl. Stanton, Domna C. „Autogynographie: Is the Subject Different?“. In: Smith und Watson (1998), S. 132.

Menschen, deren Leben einen öffentlichen Charakter hat, ergo Männer.¹¹² An Olney kritisiert sie, dass die Beschränkung der menschlichen Gesellschaft auf die Männer die Beziehung der Autobiographinnen zum Lesepublikum beeinträchtigt, das als männliche Instanz die Frauen als die Anderen betrachtet.¹¹³ Heilbrun teilt Domna Stantons Ansicht, die Natur der Frauen sei primär durch Weiblichkeit und sekundär durch Menschlichkeit charakterisiert,¹¹⁴ was der Grund für diese gewesen ist, Autobiographie durch Autogynographie zu ersetzen. Was der Auseinandersetzung Stantons in diesem Sinne fehlt, ist die Festlegung, dass es neben dem Geschlecht andere Aspekte wie Rasse, soziale Herkunft, Religion usw. gibt, die die weibliche Lage wiederum beeinflussen können.¹¹⁵ Hierfür kehrt Heilbrun auf die Prinzipien Stanfords zurück und setzt sie fort. Geschlecht und Rasse sind nicht mehr von einander isolierte Parameter, die für die Mitglieder einer Gruppe beeinträchtigend wirken können, sondern Heilbrun kombiniert beide mit weiteren Parametern:

La opresión patriarcal interactúa con raza y clase, y la violencia masculina, como la opresión relacionada con la religión o la preferencia sexual, se produce por igual en todas la razas y las clases. (Heilbrun, 106)

Die ständige Entwicklung der Theorie über Frauenautobiographie lässt sich an der Tatsache erkennen, dass kaum ein Jahrzehnt später die grundlegende Arbeit von Estelle Jelinek in Frage gestellt wurde. Sidonie Smith hatte schon die Verallgemeinerung widerlegt, alle Autobiographien von Frauen seien unregelmäßig und fragmentarisch. Felicity A. Nussbaum folgt Smith in diesem Sinne und entwickelt das Argument dadurch, dass es auch Selbstzeugnisse von männlichen Autoren gibt, die die Regeln der Linearität und Regelmäßigkeit nicht berücksichtigen.¹¹⁶ Auf der Suche nach dem Ursprung eines weiblichen Selbst, „the female self“ identifiziert Nussbaum die Frauenautobiographie im 18. Jahrhundert als die Matrix in der Geschlecht und Identität

¹¹² Vgl. Heilbrun, Carolyn G. „No-autobiografías de mujeres ‚privilegiadas‘: Inglaterra y América del Norte“. In: Loureiro, S. 108.

¹¹³ Vgl. Heilbrun, S. 109.

¹¹⁴ Vgl. Heilbrun, S. 108.

¹¹⁵ Julia Watson wird später auf diesen Mangel der Theorie Stantons hinweisen: „La aproximación de Stanton al sujeto femenino se quiere textual, no referencial, por eso elimina *bios*, para sustituirlo por *gyné*. En esa operación se corre el riesgo, como afirma Julia Watson, de eliminar la raza, la clase y otras categorías fundamentales.“ (Araújo, 78)

¹¹⁶ „Women’s autobiographies, she [Estelle Jelinek] claims, are fragmented, interrupted, formless, and even when basically linear are anecdotal and disruptive. Such reasoning, however, fails to account on the one hand, for the large number of diaries and journals written by men and, on the other hand, for many women’s autobiographies (such as conversion narratives, for example) that display narrative closure – a beginning, middle, and end, with an epiphanal moment of crisis that reveals the full and transcendent self.“ Nussbaum, Felicity A. „Eighteenth-Century Women’s Autobiographical Commonplaces“. In: Benstock, S. 153.

zusammen kommen.¹¹⁷ Smith stellt fest, dass die Mehrheit der Autobiographinnen in den Anfängen dieser Gattung Texte verfassten, in denen sie die ihnen auferlegten Grenzen nicht überschreiten. Jedoch bestätigt sie, dass es immer einige wenige gegeben hat, die über sich selbst, ohne die Konventionen zu beachten, geschrieben haben. Als musterhaftes Beispiel dafür nennt sie Sappho, die antike griechische Dichterin des 7. Jahrhunderts v. Chr., die überhaupt als die erste Schriftstellerin der Geschichte zählt. Nussbaum konzentriert sich auf das 18. Jahrhundert, in dem es schon ein breites Spektrum von antifeministischen bis feministischen Äußerungen in den Schriften von Frauen gab: „from the discourse of inferiority to the assertion of equality“. (Nussbaum, 155)

Sidonie Smiths Beitrag zur theoretischen Diskussion beschränkt sich nicht auf *A Poetics of Women's Autobiography* (1987), sondern sie setzt ihre Arbeit in den 1990er Jahren zusammen mit Julia Watson fort. Im Jahr 1992 geben die beiden *De/Colonizing the Subject. The Politics of Gender in Women's Autobiography* heraus, in dessen Einleitung sie die Überlegung über die von Heilbruns angeführte Interaktion von Geschlecht, soziale Herkunft, Rasse und Religion fortsetzen und sie auf den Kontext der kolonisierten Gebiete beziehen. Die feministischen Theorien vergegenständlichen eine universell kolonisierte Frau, die universell der patriarchalischen Unterdrückung unterworfen ist,¹¹⁸ aber Smith und Watson halten es für notwendig, eine Unterscheidung zwischen den Ehefrauen, Töchtern und unabhängigen Frauen der Kolonisierten und der Kolonisierenden zu machen.¹¹⁹ 1998 veröffentlichen die beiden *Women, Autobiography, Theory. A Reader*, eine Sammlung von Artikeln, von denen viele in diesem Überblick besprochen wurden. Diese Artikel zeigen die Entwicklung der Theoretisierung der Frauenaufbiographie bis zu einer erreichten Blütezeit, zu der verschiedene Voraussetzungen beigetragen haben:

Women's autobiography is now a privileged site for thinking about issues of writing at the intersection of feminist, postcolonial, and postmodern critical theories. Processes of subject formation and agency occupy theorists of narrative and, indeed, of culture as never before. (Smith und Watson 1998, 5)

¹¹⁷ Vgl. Nussbaum, S. 150.

¹¹⁸ Vgl. Smith, Sidonie und Julia Watson (Hrsg.). *De/Colonizing the Subject. The Politics of Gender in Women's Autobiography*. Minneapolis: University of Minneapolis Press, 1992, S. xiv (Introduction).

¹¹⁹ Vgl. Smith und Watson (1992), S. xv.

Anhand dieser theoretischen Darstellung sowohl der kanonischen als auch der feministischen Theorien der Autobiographie sind zwei wichtige Schritte zu machen, die in den nächsten Kapiteln zu materialisieren sind. Auf der einen Seite ist zu klären, wie sich die erläuterte literaturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Autobiographie und die Studien zum Brief verschmelzen, um von einer spezifisch weiblichen Briefautobiographie sprechen zu können. Und auf der anderen Seite wie werden Frauenautobiographien des 18. Jahrhunderts von der deutschsprachigen Literaturwissenschaft vor allem ab den 1990er Jahren untersucht.

1.1.4. Kritische Überlegungen zu den erläuterten Theorien

Nach einem Überblick der wichtigsten literaturwissenschaftlichen Theorien über die Gattung der Autobiographie ist es jetzt Zeit, diese kritisch zu betrachten und einige der dargestellten Beiträge auszuschließen und andere für diese Studie als gültig und nützlich zu betrachten.

Das Leben jedes Menschen ist notwendigerweise durch die inhärenten persönlichen Eigenschaften und von seiner Situierung in einem konkreten Kontext bestimmt, „Ich bin ich und meine Umstände“.¹²⁰ Jedoch scheint die rein historizistische Perspektive Diltheys und Mischs viel zu restriktiv, in anderen Worten, sie sprechen für die Aussage „Ich bin meine Umstände“ und lassen dabei die persönliche und individuelle Stellung jedes Menschen beiseite. Dabei ist zu berücksichtigen, sie verstehen das erfahrende Subjekt als rein männlich, nicht allgemein menschlich. Das erfolgt aus ihren Gedanken, die Geschichte einer Zeit kann mit Hilfe von Autobiographien rekonstruiert werden; zu diesem Zweck halten sie für Autobiographie die Nacherzählung des Lebens einer öffentlichen Persönlichkeit, die für die geschichtliche Entwicklung eine wesentliche Rolle gespielt hat. Da Frauen traditionellerweise auf die private, häusliche Sphäre beschränkt waren, kann man keineswegs durch ihre Selbstzeugnisse die Geschichte rekonstruieren. Meiner Meinung nach ist Diltheys und Mischs Theorie von einem doppelten Standpunkt zu kritisieren:

¹²⁰ Dieses weitverbreitete Zitat stammt vom spanischen Philosophen José Ortega y Gasset. Hier soll in diesen Denker und seinen Werk nicht eingegangen werden. Seine Worte habe ich mir hier als Motto gewählt, was eine Autobiographie leisten sollte, d.h. die Wiedergabe der intimen Welt eines Menschen und seines soziohistorischen Bewusstseins.

- (1) In Autobiographien sind Bezüge auf den soziohistorischen Kontext zu finden, aber die intime, private Seite kann nicht beiseite gelassen werden.¹²¹ Eventuell wäre zuzugeben, aus Autobiographien kann man die persönliche Haltung des Schreibenden über den Kontext und den Einfluss von diesem im eigenen Lebenslauf lesen. In dieser breiteren Definition würden auch die von Frauen geschriebenen Autobiographien passen. Dabei ist zu berücksichtigen, dass nach Susan Stanford Friedmans Sichtpunkt in den weiblichen Selbstzeugnissen neben dem individuellen auch den kollektiven Charakter des Frau-Seins – als eine vom patriarchalischen System definierten gesellschaftlichen Rolle – zu finden sind. In diesem Sinne werden die in dieser Studie analysierten weiblichen Selbstzeugnisse ein Bild nicht nur der spezifischen Autobiographin vermitteln, sondern auch einen Überblick der Lebensumstände von Frauen im 18. Jahrhundert. In diesem Sinne schreibt auch Sidonie Smith, indem sie den rein historizistischen Wert von Autobiographien ablehnt, da die Lebensläufe von schreibenden Frauen in der Regel nicht als repräsentativ sondern eher als Ausnahme fungieren. Auf den ersten Blick könnten die Fassungen Stanfords und Smith widersprüchlich erscheinen, da sie jeweils für die Frau als Mitglied der weiblichen Kollektivität bzw. als Ausnahmebeispiel derselben Kollektivität sprechen. Eigentlich sind diese beiden Gedanken miteinander vereinbar und komplementär, wenn man Folgendes berücksichtigt. In der Beschreibung von dem, was eine Frau zur Ausnahme ihres Geschlechts macht, ist als Gegensatz zu werten, was als Normalfall für die Frauen einer bestimmten Epoche unter bestimmten Umständen zu nehmen ist.
- (2) Gegen Diltheys und Mischs Beitrag ist weiter zu argumentieren, dass sie eine objektive Rekonstruktion des Vergangenen, des schon Erlebten für möglich halten. Jedoch sprechen viele ihrer Nachfolger – u.a. Gusdorf, Pascal, Eakin – dafür, Autobiographien haben nicht die Absicht, die Vergangenheit wiederzugeben, sondern diese gehören zu einem Prozess der Sinngebung des eigenen Lebens, nach dem die Interpretation des Erlebten zur Bildung der jetzigen Persönlichkeit beigetragen hat und sogar für die Projektion in die Zukunft von Bedeutung ist. Die dem Leben sinngebende Kraft ist eine Rolle von Belang für die schreibende Instanz, und diesem Aspekt ist in Bezug auf die Motivation und die Entscheidung

¹²¹ Sonst spricht man von Memoiren und nicht von Autobiographien, wie es oben anhand der traditionellen Theorien der Autobiographie – siehe z.B. Misch und Neumann – erläutert wurde.

für einen konkreten Moment des Schreibens in den zur Analyse vorgeschlagenen Texten nachzugehen.

Eben wurde bezweifelt, Autobiographien hätten das Potential, die Vergangenheit objektiv zu rekonstruieren. Es ist eine Tatsache, sie bieten keine absolut treue Wiedergabe des Geschehenen an, was für das Interesse der vorliegenden Arbeit aus einer doppelten Perspektive zu betrachten ist, je nachdem ob dieser Prozess unbewusst oder bewusst ist. Der unbewusste Prozess ist als eine notwendige Prämisse beim autobiographischen Schreiben zu berücksichtigen und es muss von ihm ausgegangen werden. Dagegen kann man nach detaillierter Untersuchung von Texten Spuren und Tatsachen finden, die auf einen bewussten Prozess deuten, durch den die schreibende Instanz die Vergangenheit absichtsvoll ändert oder umformt.

- (3) Autobiographien sind Nacherzählungen von erlebten Episoden, die von der Gegenwart aus gesehen werden. Das dem Menschen einzelne zur Verfügung stehende Werkzeug dafür bildet das Gedächtnis. Es handelt sich dabei um einen psychologischen, unbewussten Prozess, der gewisse Momente speichert und sogar emphatisiert und andere dagegen ins Vergessen geraten lässt. Theoretiker wie Glagau, Gusdorf, Olney, Sprinker oder Aichinger haben sich über diese Tatsache geäußert.

- (4) Die andere Möglichkeit, warum Autobiographien die Vergangenheit nicht treu wiedergeben, konstituiert ein bewusster Vorgang von Seiten der schreibenden Instanz und resultiert vorwiegend aus der Interdependenz zwischen Autobiographie und Roman, wobei in die Autobiographie romanhafte Elemente oder Erzählstrategien eingeführt werden. Theoretiker wie Mahrholz, Shumaker, Müller oder Tarot haben sich mit diesem Aspekt beschäftigt. Bei der Anwendung von solchen Mechanismen ist zu überprüfen, ob die Glaubwürdigkeit des Erzählten aufrecht erhalten bleibt oder im Gegensatz ob sie dadurch beeinträchtigt wird.

Die gerade erwähnte Glaubwürdigkeit bezieht sich auf die Dekodifizierung des Textes von Seiten der lesenden Instanz. Nach dieser Perspektive ist eine Autobiographie nicht nur ein Text, der von einer Person geschrieben wird, um dem eigenen Leben Sinn zu finden, sondern dieser Text bietet sich einem Publikum an, das sich in verschiedenen

Formen gegenüber der Autobiographie und ihrem Autor äußern kann. Der Leser kann die Authentizität des Erzählten in einer Autobiographie bezweifeln, aber es kann auch das Gegenteil geschehen, und zwar der Leser glaubt in einem fiktiven Text autobiographische Züge des Autors gefunden zu haben. Segebrecht hat sich zwar mit der Wichtigkeit des Lesers im Prozess jeder Autobiographie auseinandergesetzt, aber Philippe Lejeune ist derjenige, der eine intensive Analyse der Beziehung zwischen dem Leser und der dreifachen Instanz Autor – Erzähler – Figur durchgeführt hat, die auf eine und dieselbe Person zurück zu führen ist. Er hat mit Hilfe des autobiographischen Paktes erreicht, einen Kompromiss zu schließen und die misstrauischen Reaktionen des Lesers abzumildern. Lejeune nimmt als Grundlage für die gerade erwähnte dreifache Identifikation den Namen des Autors auf dem Titelblatt der Veröffentlichung. Hinter diesem anscheinend neutralen Begriff findet aber Elke Ramm, „[d]ie besondere Wertschätzung und Bedeutung des Eigennamens respektive Autornamens könnte sich folglich für die weibliche Autobiographie als Hindernis oder Problem erweisen“, ¹²² und zwar aus dem Grund, dass Lejeune per Definition die Möglichkeit des anonymen Autors ausschließt, obwohl die schriftliche Praxis von Frauen um 1800 zeigt, dass die meisten Veröffentlichungen anonym oder unter einem Pseudonym ¹²³ erfolgten. ¹²⁴ Die Gültigkeit des autobiographischen Paktes wird durch diese Tatsache nicht gefährdet, da sie auf autobiographische Texte nicht zu übertragen ist:

Erstaunlicherweise lassen sich die Ergebnisse über anonyme Veröffentlichungspraktiken bzw. über die Verwendung des Autornamens bei Roman- und Erzählungsveröffentlichungen von Autorinnen nicht auf autobiographische Schriften von Frauen übertragen. Hier nennt die Autorin entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit ihren Namen. (Ramm 1995, 138) ¹²⁵

¹²² Ramm, Elke. „Warum existieren keine ‚klassischen‘ Autobiographien von Frauen?“ In: Holdenried, Michaela (Hrsg.). *Geschriebenes Leben. Autobiographik von Frauen*. Berlin: Erich Schmidt, 1995, S. 135.

¹²³ Der Fall des pseudonymen Verfassers stellt keineswegs den autobiographischen Pakt in Frage, da Lejeune selbst diese Möglichkeit berücksichtigt und seine Anwesenheit im Pakt argumentiert (siehe Teil 1.2 in diesem Kapitel).

¹²⁴ Vgl. Ramm (1995), S. 195. Dabei bezieht sich Ramm auf die Bibliographie von Helga Gallas und Anita Runge *Romane und Erzählungen deutscher Schriftstellerinnen um 1800* (Stuttgart: Metzler, 1993), die für den Zeitraum um 1800 396 Veröffentlichungen von Romanen und Erzählungen von Frauen aufweist. Davon sind 252 anonym, 7 unter einem Kryptononym und 7 mit einem Pseudonym erschienen.

¹²⁵ Michaela Holdenried hat gleich 1995 auf Ramms Überlegungen sogar im gleichen Sammelband gedeutet (keine Überraschung, dass sie direkten Zugang zu Ramms Text hatte, da sie die Herausgeberin von dem Sammelband war, in dem beide Artikel veröffentlicht wurden). Holdenried unterstützt sich auf Ramm und kritisiert Lejeunes Pakt, indem der Eigenname als Symbolinstanz eines repräsentativen Ich-Bewußtseins Frauen nicht zustehe. Jedoch lässt sie das gerade erwähnte Ergebnis von Ramms Untersuchung aus, nach dem der Eigenname in autobiographischen Werken von Frauen explizit genannt wird. Vgl. Holdenried, Michaela. „Einleitung“. In: Holdenried (1995), S. 15.

Der autobiographische Pakt bleibt gültig und wird nicht in Frage gestellt, aber es ist doch nennenswert, dass Lejeune von einem männlichen Autor ausgeht, da er nicht berücksichtigt, dass anhand des Namens die weibliche Identität problematisiert werden kann. Im Gegensatz zu Männern können Frauen einen Namen nicht als selbstverständlich nehmen, vor allem durch die Tatsache, dass sie nach der Heirat den Nachnamen des Ehemannes übernehmen müssen. In diesen Fällen vereinigen sich die individuelle Identität im Vornamen und die Identität als Trägerin gesellschaftlicher und familiärer Rollen im Nachnamen. Dabei ist auch zu überprüfen, welchen Namen die schreibende Frau als ihre Vorstellungskarte vor der Öffentlichkeit auswählt.

Die letzte wichtige Überlegung zur theoretischen Darstellung ist die Debatte zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, eine Debatte die allgemein im Bereich der Autobiographie von Belang ist, um so mehr da hier im Mittelpunkt von Frauen verfassten Texten stehen. Die genannten feministischen Theoretikerinnen der Autobiographie beziehen sich in dem einen oder anderen Maße auf die Tatsache, dass Frauen traditionellerweise auf die private, häusliche Sphäre beschränkt wurden, wobei der Mann die öffentliche Sphäre dominiert. Jedoch ist dabei zu berücksichtigen, dass die Unterordnung dem Mann gegenüber nicht nur von Frauen oder nicht von allen Frauen im gleichen Maße geleistet wurde. Stanford führte das Thema ein und Smith und Nussbaum setzten es fort, und zwar sie befassten sich mit der Interaktion von Geschlecht mit anderen Variablen wie Rasse, Religion oder sozialer Herkunft. Nicht all diese Varianten sind in den für die Analyse ausgewählten Autorinnen zu finden, aber die Frage nach dem sozialen Stand u.a. wird schon relevant für die Bearbeitung der Texte im Korpus sein.

Der Debatte privat-öffentlich folgend besteht der Gedanke, Frauen verfügen über weniger Kenntnisse und beherrschen weniger Strategien bei der Niederschrift eines Textes, da sie geringeren Zugang zur Kultur und Bildung hatten. Estelle Jelinek meinte, die autobiographischen Texte von Frauen seien fragmentarisch, unregelmäßig, nicht linear oder chronologisch geordnet. Dagegen argumentierten feministische Literaturwissenschaftlerinnen wie Sidonie Smith und Felicity Nussbaum, diese Aussage wäre eine grobe Verallgemeinerung und es hinge auch von der ausgewählten Form für das Selbstzeugnis ab, ob man mehr oder weniger linear oder chronologisch schreibt. Anhand der vorgeschlagenen Texte soll aufgezeigt werden, ob man von einer spezifisch weiblichen Schreibweise bei der Komposition von Autobiographien ausgehen kann.

1.2. Theorie des Briefes. Die Briefautobiographie

1.2.1. Brieftheorien von den Anfängen bis zum 18. Jahrhundert

Im ersten Teil des Kapitels wurde dargestellt, dass das menschliche Bedürfnis, über sich selbst zu schreiben, erst im 20. Jahrhundert von Seiten der Theorie betrachtet wurde. Dagegen ist nennenswert, dass die schriftliche Manifestation von einem anderen allgemein menschlichen Bedürfnis, und zwar der Wille mit Anderen in der Ferne zu kommunizieren, wofür der Brief als Werkzeug im Mittelpunkt steht, schon sehr früh von Theoretikern geschätzt wurde.

Als wichtigste und erste brieftheoretische Bestimmung kann die Definition gelten, die von Artemon im Vorwort der Ausgabe von Aristoteles' Briefen gab. Danach stellt der Brief „gleichsam die eine Hälfte des Dialoges“ dar, denn er „hält das Gespräch zwischen getrennten Freunden und durch die Illusion des Beieinanderseins die Freundschaft aufrecht“.¹²⁶ Damals gehörten Klarheit und angemessene Kürze, die Forderung nach der rechten Mitte zwischen gänzlich ungeformter und übertrieben gezielter Rede oder das Postulat stilistischer Elastizität je nach der Person des Empfängers zu den durchgehenden Maximen für das Schreiben eines persönlichen Briefes. In der Antike wurde auch der Aufbau des einzelnen Briefes nach Regeln festgelegt: Auf die Grußformel (*Salutatio*) folgte die Bitte um das Wohlwollen des Adressaten oder der Adressatin (*Captatio benevolentiae*), erst dann kam der eigentliche Inhalt (*Narratio*), der beendet wurde mit der nochmaligen Bitte um freundliche Aufnahme (*Petitio*) und der Schlussformel (*Conclusio*).¹²⁷

Den nächsten Schritt dieser Tradition, die bis zu Gellert führen soll, finden wir erst wieder im 16. Jahrhundert mit Erasmus von Rotterdam. In seinem 1522 geschriebenen Buch *De conscribendis epistolis* bestätigt Erasmus, dass der Brief „gleichsam eine Wechselrede zwischen Freunden in Abwesenheit“¹²⁸ ist. Die Definition des Briefes als ein Gespräch zwischen Abwesenden und die Botenrolle des Briefes als ein seit der

¹²⁶ *Lexikon der Alten Welt*. S. 206 zitiert in: Vosskamp, Wilhelm. „Dialogische Vergegenwärtigung beim Schreiben und Lesen. Zur Poetik des Briefromans im 18. Jahrhundert“. *Deutsche Vierteljahrsschrift* 45.1 (1971), S. 82.

¹²⁷ Niemeyer, Beatrix. „Der Brief als weibliches Bildungsmedium im 18. Jahrhundert“. In: Kleinau, Elke und Claudia Opitz (Hrsg.). *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Vom Mittelalter bis zur Aufklärung*. Frankfurt: Campus, 1996, S. 442.

¹²⁸ Erasmus. *Ausgewählte Werke in 8 Bänden, Bd. 8*. Darmstadt, 1980, S. 45 zitiert in: Metzler, Regine. „Privatbriefe aus dem 16. und dem 18. Jahrhundert. Ein empirischer Vergleich zur Textsortengeschichte“. In: Hertel, Volker (Hrsg.). *Sprache und Kommunikation im Kulturkontext. Beiträge zum Ehrenkolloquium aus Anlass des 60. Geburtstages von Gotthard Lerchner*. Frankfurt: Lang, 1996, S. 364.

Antike bekannter Topos stimmen nahezu wörtlich überein. Die Forderungen von Erasmus nach Kürze und Klarheit sowie seine Feststellung, dass es „in keinem Falle zulässig ist, dass die sprachliche Gestaltung zur inhaltlichen Gattung nicht paßt“,¹²⁹ finden sich bei Gellert in der Forderung nach Natürlichkeit wieder. Dass eine Auseinandersetzung mit dem Brief als Gattung im 16. Jahrhundert zweifelsohne zu den damaligen intellektuellen Interessen gehört, lässt sich mit Hilfe der Veröffentlichung 1531 der brieftheoretischen Schrift Fabian Frangks *Canztley und Titel buechlein*¹³⁰ belegen.

Die theoretische Beschäftigung mit dem Brief erstreckte sich durch das 17. Jahrhundert. Kaspar Stieler (1632-1707) und Christian Weise (1642-1708) zählen zu den Autoren, die sich explizit mit einer Brieflehre beschäftigten, die man wie folgt zusammenfassen könnte: Die Rhetorik für schriftliche und für mündliche Äußerungen soll die gleiche sein. Aus Weises Behauptung „Jch habe mich fast in keiner Sache so sehr bemühet, als in den Episteln“¹³¹ lässt sich verstehen, dass die Natürlichkeit seiner Briefe nur augenscheinlich ist und dass es ihm große Mühe kostet wie im Gespräch zu klingen. Eine mögliche Erklärung für diese Paradoxie wäre, dass der Brief bei Weise als Form des Privatgespräches erscheint, nun allerdings strikt unter den Bedingungen des höfischen Absolutismus.

Mit Benjamin Neukirch (1665-1729) nähern wir uns allmählich Gellerts Gedanken an. Er spricht für Natürlichkeit und Deutlichkeit als Parameter guter Briefe und orientiert sich dabei an der französischen Epistolographie.¹³² Ihr zufolge soll ein Brief in der Nähe des mündlichen Vortrags oder Gesprächs stehen, aber immer verbunden mit galanter Sprache. In anderen Worten, was Neukirch vorschlägt, ist, dass ein Brief immer besser als eine Rede gestellt werden muss. Obwohl Gellert selbst sich dafür einsetzt, dass ein Brief einem Gespräch nicht gleich sondern nur ähnlich sein muss, wurde Neukirch von Gellert wegen seiner „unnatürlichen Schreibart“ (Reinlein, 73) stark kritisiert.

Schon Anfang des 18. Jahrhunderts hatte Johann Christoph Gottsched in der moralischen Wochenschrift *Die vernünftigen Tadlerinnen* (1725-26) für Natürlichkeit des Ausdrucks plädiert, und Gotthold Ephraim Lessing hatte 1743 in einem Brief an

¹²⁹ Erasmus, S. 11 zitiert in: Metzler, S. 370.

¹³⁰ Frangk, Fabian. *Ein Canztley und Titel buechlein*. Wittenberg, 1531. Nachdruck Hildesheim, 1979.

¹³¹ *Christian Weises Oratorisches Sistema*. Leipzig: Gleditsch, 1707, S. 491 zitiert in: Neuber, Wolfgang. „Jch habe mich fast in keiner Sache so sehr bemühet, als in den Episteln“. Christian Weises Brieftheorie und die Tradition“. *Daphnis* 27.2/3 (1998), S. 435.

¹³² Vgl. Reinlein, Tanja. *Der Brief als Medium der Empfindsamkeit. Erschriebene Identitäten und Inszenierungspotentiale*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2003, S. 71.

seine Schwester Dorothea Salome geschrieben: „Schreibe wie du redest, so schreibst du schön.“¹³³ Alle die bis jetzt angedeuteten mit dem Brief verbundenen Überlegungen sind in Gellerts Brieflehre zusammengefasst. Mit seiner 1742 veröffentlichten Schrift *Gedanken von einem guten deutschen Briefe, an den Herrn F.H.v.W.*, die in dem von Bernhard Christoph Breitkopf herausgegebenen Buch *Belustigungen des Verstandes und des Witzes* erschienen ist, schuf er sein eigenes Modell briefstellerischer Natürlichkeit und Lebhaftigkeit. Gellert, der wiederholt als „Verfechter einer neuen Briefkultur“, „Vater des deutschen Briefs“ und „Schöpfer des modernen bürgerlichen Privatbriefs“¹³⁴ bezeichnet wird, wehrt sich gegen die „Unnatur“ der Barockzeit und kämpft für die Entwicklung einer nationalen Literatursprache, indem er einen Zusammenhang zwischen geschriebener und gesprochener Sprache stellt:

Das erste, was uns bey einem Briefe einfällt, ist dieses, dass er die Stelle eines Gesprächs vertritt. Dieser Begriff ist vielleicht der sicherste. Ein Brief ist kein Gespräch; es wird also in einem Briefe nicht alles erlaubt seyn, was im Umgange erlaubt ist. Aber er vertritt doch die Stelle einer mündlichen Rede, und deswegen muß er sich der Art zu denken und zu reden, die in Gesprächen herrscht, mehr nähern, als einer sorgfältigen und geputzten Schreibart. Es ist eine freye Nachahmung des guten Gesprächs.¹³⁵

Obwohl er Neukirchs „unnatürliche Schreibart“ kritisiert, setzt sich Gellert nicht für die Nachahmung eines platten Gesprächs sondern einer galanten oder eleganten mündlichen Sprache ein. In anderen Worten, man soll schreiben, als ob man spräche, nicht wie man eigentlich spricht. Also genügt für Gellert der Schein der Natürlichkeit. Gellert gewinnt aber für den Brief eine neue Dimension, die die Grenzen des alltäglichen Gesprächs überschreitet. Er begreift den Brief als Ort des persönlichen Ausdrucks, ja sogar als Ort des Ausdrucks individueller Befindlichkeit, wobei das Briefschreiben auch therapeutisch wirken kann. Trotz der Ähnlichkeiten mit dem Gespräch ist der Brief diesem überlegen, da, während mündliche Ausdrucksformen einer starren mnemotechnischen Ökonomie gehorchen müssen und daher ihr Variantenreichtum stark beschränkt bleiben muss, lässt der literarische oder geschriebene Ausdruck größeren Spielraum für individuelle Anordnung und Auswahl sowohl der Themen als auch der Strukturen zu.¹³⁶

¹³³ Andereg, Johannes. *Schreibe mir oft! Zum Medium Brief zwischen 1750 und 1830*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2001, S. 51.

¹³⁴ Arto-Haumacher, Rafael. *Gellerts Briefpraxis und Brieflehre. Der Anfang einer neuen Briefkultur*. Wiesbaden: DUV, 1995, S. 17.

¹³⁵ Gellert, C.F. *Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung*, S. 111 zitiert in: Reinlein, S. 74.

¹³⁶ Vgl. Reinlein, S. 73-74.

Gellert setzt sich dafür ein, dass ein Wandel von den älteren Stilprinzipien der Kürze, Ordnung, Deutlichkeit, Zierlichkeit und Üblichkeit hin zu den jüngeren der Angemessenheit, Natürlichkeit, Lebendigkeit und Individualität stattfindet, wobei die älteren immer noch im Hintergrund bleiben.¹³⁷ Gegenstand der Kontroverse bleibt jedoch, ob Gellert in seinen Briefen das eigene propagierte Ideal der Natürlichkeit verwirklicht habe. Nickisch gehört zu denjenigen, die eine kritische Haltung einnehmen: „In Wahrheit ist diese natürliche Einfachheit das Resultat einer höchst geschickt angewandten Rhetorik – zumal bei einem literarisch so gebildeten und versierten Mann wie Gellert.“¹³⁸ Diese Aussage gewinnt an Wert, wenn man an Christian Weises, „Ich habe mich fast in keiner Sache so sehr bemühet, als in den Episteln“, denkt.

Obwohl der folgende Aspekt der Gellertschen Brieflehre im Teil 2.2. dieses Kapitels vollständiger zu behandeln ist, möchte ich schon auf Gellerts Haltung in Bezug auf die weiblichen Briefsteller hinweisen. Frauen gelten für ihn als prädestiniert zum Briefschreiben. Sie beweisen von Natur aus Leichtigkeit und gute Empfindung in ihrer Schreibart, die durch ein starres rhetorisches Regelsystem nur unterdrückt würden. Sie praktizieren die Kunst, die in der Freiheit, sich keine Gesetze zu geben, besteht und doch des guten Geschmacks, der guten Beurteilungskraft und der Moral nicht entbehrt. Diese Instanzen werden durch die Lektüre und Übersetzung beispielhafter Briefsammlungen und nicht zuletzt durch die Korrespondenz mit vernünftigen Männern unterstützt.

Neun Jahre später, 1751, vervollständigte Gellert diese Gedanken in seinem bekanntesten Werk im Rahmen der Brieflehre, *Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen*, aber inzwischen gab es zahlreiche Autoren, die sich mit der Theoretisierung der Briefe befassten. Zu ihnen zählt Chrysostomus Erdmann Schröter, der 1747 *Allzeitfertiger und auf allerley Fälle gerichteter Briefsteller* veröffentlichte. In diesem Werk klassifiziert Schröter die Briefe in vier Gruppen: Die canzleymäßige Schreibart, die sententiöse, der poetische Stilus und der gemeine oder historische Stilus. Nur bei der letzten Gruppe dieser Aufzählung besteht eine Analogie zur mündlichen Rede. Seiner Meinung nach ist die Schreibkunst darüber hinaus von allgemeinen Nutzen, „weil ja die ganze Welt durch die Feder regieret wird“.¹³⁹ Seine praktischen Hinweise sollen dazu beitragen, Briefe der herrschenden

¹³⁷ Vgl. Arto-Haumacher, S. 19.

¹³⁸ Nickisch, Reinhard M.G. *Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern des 17. und 18. Jahrhunderts*. Göttingen: Vandenhoeck + Ruprecht, 1969, S. 180 zitiert in: Reinlein, S. 74-75.

¹³⁹ Schröter, Ch. E. *Allzeitfertiger und auf allerley Fälle gerichteter Briefsteller*. Leipzig: Geßner, 1753, S. 5 zitiert in: Wolff, Gerhart. „Sprach- und Stilpflege in Briefstellern aus der zweiten Hälfte des 18.

Mode gemäß und damit für die Zeitgenossen verständlich zu schreiben, ohne Stilprinzipien mitzuteilen. Zu dieser eher reaktionären Haltung Schröters kann man sagen, er steht in der Tradition, die von Kaspar Stieler bis Benjamin Neukirch reicht, und wird daher der Periode der Stagnation in der deutschen Brieftheorie zugerechnet.

In *Grundsätze wohleingerichteter Briefe, nach den neuesten und bewährtesten Mustern der Deutschen und Ausländer* (1751) definierte Johann Christoph Stockhausen Briefe als „schriftliche Unterredungen, die wir mit abwesenden Personen in gewissen Angelegenheiten oder Absichten anstellen“. (Wolff, 395) Er behauptete auch, dass der Brief an ein fundamentales Dreiecksverhältnis gebunden sei: Der Briefsteller konzipiert den Brief in Hinblick auf einen bestimmten Empfänger, der Inhalt der übermittelten Botschaft stellt den dritten Faktor dar.

Wir müssen bey einem Brief alles in diese drei Umstände abwägen, unsere eigene Person, die andere, an welche der Brief gerichtet ist, den Inhalt des Schreibens selbst, und in welchem Zusammenhang oder in welchem Verhältnis diese Umstände miteinander stehen.¹⁴⁰

Außerdem stehen Briefe für Stockhausen mit dem gesellschaftlichen Leben in Wechselwirkung, so dass privater und geschäftlicher Verkehr das Briefschreiben fördern und dieses wiederum die gesellschaftlichen Verhältnisse. In diesem Werk äußert Stockhausen, dass Briefsteller den Bedürfnissen einer Gesellschaft um die Mitte des 18. Jahrhunderts nicht mehr angemessen seien, und er nutzt die Gelegenheit seiner Schrift als Plädoyer für deutsch als Muttersprache. In Gegensatz zu Gellert ist bei Stockhausen die Rolle der Frauen nicht weiter relevant. Eigentlich war in der ersten Auflage von einer spezifischen weiblichen Art nicht die Rede. In späteren Auflagen spricht er zum ersten Mal über Frauen als Briefschreiber, aber sie werden nur im Zusammenhang mit den Liebesbriefen erwähnt.

Der Einfluss von Gellerts bekanntem Werk *Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen* (1751) in den literarischen und gesellschaftlich hohen Kreise seiner Zeit lässt sich durch die Tatsache beweisen, dass im Jahre 1787 schon neun Auflagen des Buches veröffentlicht worden waren.¹⁴¹ Diese Schrift gilt beides als Klage über den Mangel an allgemeiner Geschmacksbildung und als Plädoyer für das Vergnügen brieflicher Kommunikation. In anderen Worten könnte

Jahrhunderts“. In: Fix, Ulla und Gotthard Lerchner (Hrsg.). *Stil und Stilwandel. Bernhard Sowinski zum 65. Geburtstag gewidmet*. Frankfurt: Lang, 1996, S. 398.

¹⁴⁰ J. Ch. Stockhausen. *Grundsätze wohleingerichteter Briefe*, S. 66 zitiert in: Vosskamp (1971), S. 83.

¹⁴¹ Vgl. Ebrecht, Angelika, Regina Nörtemann und Herta Schwarz (Hrsg.). *Brieftheorie des 18. Jahrhunderts. Texte, Kommentare, Essays*. Stuttgart: Metzler, 1990, S. 56.

man sagen, dass der gute Brief nicht der Übermittlung von Gedanken, die wegen ihrer Relevanz mitgeteilt werden sollen, dient, sondern vielmehr geht es umgekehrt, d.h. passende Gedanken zu finden, damit ein Brief geschrieben werden kann, damit der Brief sein kann, was er offenbar sein soll, nämlich ein Pendant zur absichtslosen Kommunikation, zur Unterhaltung. Dabei müssen wir berücksichtigen, dass der Gellertsche Begriff der Unterhaltung mit dem Unterhaltungsbegriff der Neueren Medienforschung nicht übereinstimmt, wenn diese das Unterhaltende als das nur beiläufig Interessante dem Langweiligen und dem Ernstesten entgegensetzt.¹⁴² Wie im nächsten Teil dieses Kapitels genauer dargestellt wird, sind Gellerts Schätzungen über die Frau als Briefschreiber besonders wichtig auf dem Weg zur „Feminisierung“ der Gattung. Nach Gellert sind Frauen bessere Briefschreiber als Männer, da sie zur munteren und freien Schreibart begabter als die Männer sind, weil ihre Gedanken „leicht“ seien und ein „scharfes, aber kein tiefes Gepräge“ (Gellert in Anderegg, 55) hätten. Gellerts eigene Worte weisen darauf hin, dass Frauen

oft natürlichere Briefe schreiben als Mannspersonen. Die Empfindungen der Frauenzimmer sind zarter und lebhafter, als die unsrigen. Sie werden von tausend kleinen Umständen gerührt, die bey uns keinen Eindruck machen. Sie werden nicht allein öfter, sondern auch leichter gerührt, als wir. Und weil sie nicht durch die Regeln der Kunst ihrem Verstande eine ungewöhnliche Richtung gegeben haben: so wird ihr Brief desto freyer und weniger ängstlich. (Gellert in Reinlein, 75)

Anders ausgedrückt, verkörpern Frauen Gellerts antinormative Form des Briefschreibens. Sein Konstrukt der Weiblichkeit spielt eine entscheidende Rolle bei der Entwicklung des bisher mangelhaften deutschen Briefs und im Prozess der Literarisierung des deutschen Briefs im 18. Jahrhundert, was zur Konsolidierung und zur Blütezeit des Briefromans führen wird.

Die von Stockhausen und Gellert geäußerten reformerischen Gedanken wurden auch von Johann Heinrich Gottlob von Justi übernommen, der 1755 *Anweisung zu einer guten Deutschen Schreibart und allen in den Geschäften mit Rechtssachen vorfallenden schriftlichen Ausarbeitungen*¹⁴³ verfasste. Mit diesem Werk wollte er die schöne Schreibart an die Jugend lehren, wobei die Praxis dieser schönen Schreibart die Kenntnis der Sprachregeln voraussetzt. Soweit muss man deutlich bestätigen, dass von Justi auf keinen Fall die Schönheit der Äußerungen als einziges Ziel verfolgt, wie es in barocken

¹⁴² Vgl. Anderegg, S. 56.

¹⁴³ Justi, J.H.G. *Anweisung zu einer guten Deutschen Schreibart usw.* Leipzig: Breitkopf, 1758.

Texten der Fall war. Im Gegenteil dazu ist der Endzweck einer vollkommenen Rede wie auch der schönen Schreibart die adäquate Mitteilung der Gedanken, indem der Inhalt eine wichtigere Rolle als die Form spielt. Nach von Justi sind die Eigenschaften einer „guten Schreibart“ der richtige und fließende Zusammenhang, die Deutlichkeit und die Natürlichkeit.¹⁴⁴

Als Vollender der deutschen Brieflehre gilt Karl Philipp Moritz mit seinem 1793 veröffentlichten Werk *Vorlesungen über den Styl oder praktische Anweisung zu einer guten Schreibart*, in dem er die notwendige Übereinstimmung von Denken und Sagen betont, insbesondere aber tote Regeln und Normen überwinden und das natürliche Gefühl an die Stelle der bloßen Konventionen treten lassen wollte. Seine Auffassungen über den schönen Briefstil zeigen, dass sich in bildungsbürgerlichen Kreisen eine rege Korrespondenz entwickelt hatte und der Brief zum bevorzugten Medium privater Erlebnisse sowie des alltäglichen Daseins geworden war. Als allgemeines Merkmal des dargestellten Überblicks auf die Geschichte der deutschsprachigen Brieflehren könnte man bestätigen, dass sie sich innerhalb eines Prozesses von der strengen Normierung zur freizügigen Individualisierung befinden.

1.2.2. Die Blütezeit und die „Feminisierung“ des Briefschreibens im 18. Jahrhundert

Die intensive Auseinandersetzung mit dem Brief von Seiten mehrerer relevanter Theoretiker und Denker im 18. Jahrhundert, vorwiegend in der zweiten Hälfte, bezeugt die Tatsache, dass diese Gattung in dieser Periode ihre Blütezeit erlebt. Relevant für die vorliegende Studie ist die Überlegung, in wie weit die Wichtigkeit des Briefes den Weg für die Frauen in die schreibende Tätigkeit geöffnet hat. Dabei ist nachzugehen, welche Faktoren, die zum Teil den Frauen bevorzugt haben, diese Blütezeit ermöglicht haben. Man geht davon aus, dass Schreibprozesse als persönliche und literarische Erfahrungen in der Mitte des 18. Jahrhunderts Aufschwung nahmen und nach 1800 abzunehmen begannen. Die Umstände, die stark dazu beigetragen haben, das Briefschreiben in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zu fördern sind: Pietismus, Empfindsamkeit und Freundschaftskult.

Die pietistische Frömmigkeit wurde schon im Teil 1.1. dieses Kapitels in Bezug auf ihren Einfluss auf die Autobiographie erläutert. Hier soll die Darstellung zu diesem Thema nicht wiederholt werden, aber die Hauptgedanken, die für diese Studie relevant

¹⁴⁴ Vgl. Wolff, S. 401.

sind, sind erneut zu erwähnen. In Übereinstimmung mit den Prinzipien der Aufklärung fördert der Pietismus die Verbreitung der Bildung sowie die Anwendung bestimmter Schriftformen (u.a. Briefwechsel, Tagebuch und anderer autobiographischen Zeugnisse) zur Selbstdarstellung und intimen Mitteilung vor Gottes Augen. Der Pietismus hat einen großen Beitrag dazu geleistet, den Frauen den Zugang zur Bildung und zur aktiven Schreiberei zu ermöglichen, wobei sie auch führende Rollen im Rahmen der pietistischen Hierarchie zugelassen wurden.

Die zweite Tendenz, die den Aufschwung des Briefschreibens im 18. Jahrhundert vor allem in seiner zweiten Hälfte ermöglicht, ist die neue philosophische Strömung, die den Akzent auf die Gefühle setzt: Man spricht von Empfindsamkeit, ein Merkmal, das mit dem weiblichen Charakter eng verbunden wird. Von Frauen verfasste Werke, die sich mit ihren persönlichen Erfahrungen auseinandersetzen, werden als musterhaft für autobiographische Gattungen, wie z.B. Brief und Tagebuch, betrachtet. Eine andere Leerstelle, in der Frauen als Schriftstellerinnen tätig werden konnten, war der Roman, ein neues und daher wenig anerkanntes Genre, das sich besonders mit häuslichen und gefühlsverbundenen Angelegenheiten – diese war die Welt, die den Frauen zur Verfügung stand, – beschäftigte. Auf keinen Fall können Jean Jacques Rousseau (1712-1778) und seine auf die Frau bezogene Denkweise vergessen werden. Er förderte eine Ideologie, die Frauen als unterlegene Wesen gegenüber Männern darstellt, da die ersten ihr ganzes Leben den letzten zuliebe einrichten sollen: „Rousseau nimmt eine Natur des Menschen an, die Mann und Frau als ungleiche Wesen definiert, wobei in seiner Philosophie der Frau der Part zufällt, Supplement zu sein.“¹⁴⁵ Die vorher angedeutete Erklärung für die Paradoxie zwischen der Bildung der Frauen und der Einschränkung auf die private Sphäre entspricht wortwörtlich Rousseaus Perspektive. Als eine Folge dieser abschätzigen Haltung gegenüber den von Frauen veröffentlichten Werken wurden diese mit dem abschätzigen Begriff der Trivilliteratur bezeichnet.¹⁴⁶ Erst im 20. Jahrhundert sprach man von solchen Werken als Frauenliteratur. Briefe gehörten auch zu den missachteten Schriften, weil sie als viel zu persönlich und subjektiv betrachtet wurden.

¹⁴⁵ Kammler, Eva. *Zwischen Professionalisierung und Dilettantismus. Romane und ihre Autorinnen um 1800*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1992, S. 86.

¹⁴⁶ „Bei der Literatur von Frauen handelt es sich um Literatur, die mit wenigen Ausnahmen aus dem Kanon der ‚hohen‘ Literatur ausgeschlossen ist. [...] Die Sekundärliteratur weist immer wieder darauf hin, daß der Frauenroman sich vornehmlich mit frauenspezifischen Themen beschäftige und schließlich auch wegen dieser thematischen Einengung zur Trivilliteratur gerechnet werden könne.“ (Kammler, 9-10)

Innerhalb der Empfindsamkeit fanden Briefe, wie gesagt, große Aufmerksamkeit. Neben ihrem Wert als Sozialisations- und Kommunikationsmedium beinhalten Briefe sehr intime Geständnisse und gefühlsvolle Äußerungen, die der Schreiber für sich allein nicht behalten sondern mit einer verwandten Seele teilen möchte. In dieser Hinsicht hat eine gefühlsbetonte Freundschaft innerhalb der Empfindsamkeit ihren Platz gefunden. Die Betonung auf den Begriff der Freundschaft, der sowohl im Pietismus als auch in der Empfindsamkeit berücksichtigt wird, findet ihre Kulminierung im sogenannten Freundschaftskult, die dritte und letzte Perspektive, von der den vom Briefschreiben erlebten Höhepunkt erklärt werden kann. Der Freundschaftskult weist konkreter auf die Verhaltensweise des Mittelstandes und des Bürgertums gegen die oberflächlichen und künstlichen zwischenmenschlichen Beziehungen innerhalb der Aristokratie hin: „For the developing middle-class in general, the warmth of personal friendship became an ideology that set out to oppose the sterile and artificial atmosphere found in aristocratic court circles.“¹⁴⁷

In den 1750er Jahren erblickten die ersten Sammlungen privater Briefe das Licht. Damit versuchten die meistens zum Bürgertum gehörenden Verfasser dem Lesepublikum echte Freundschaften – unabhängig vom Geschlecht der Schreibenden – zu zeigen und gleichzeitig diejenigen Vorurteile abzuschaffen, die freundschaftliche Beziehungen zwischen Männern und Frauen missachteten. Sophie La Roches und Wielands Briefwechsel ist wieder musterhaft und daher nennenswert, weil sie ihn nach ihrer gescheiterten Verlobung und nach ihren Hochzeiten mit anderen Menschen jahrelang freundschaftlich weiterführten.

Wie schon erläutert, spielt der Freundschaftskult eine weitere nennenswerte Rolle für den Einstieg der Frauen in die literarische Welt.

Friendships provided an outlet for women to expand their own contacts and to develop epistolary communication. [...] Although most of these first collections included letters between groups of male friends, both men and women engaged in friendships. (French, 53)

Im Pietismus und der Empfindsamkeit in Verbindung mit dem Freundschaftskult wurde das Briefschreiben zu einer intellektuellen Tätigkeit, bei der die Frauen allmählich eine immer wichtigere Rolle spielten und sie einen Ort für den Ausdruck ihrer Gefühle fanden. Diese „Feminisierung“ des Briefes ist auf den ersten Blick auf zwei Aspekte

¹⁴⁷ French, Loreley. *German Women as Letter Writers: 1750-1850*. London: Associated University Presses, 1996, S. 53.

zurückzuführen. Auf der einen Seite, wie man Gellerts Worten¹⁴⁸ entnehmen kann, werden die Frauen als prädestiniert für die Abfassung der Briefe dargestellt. Ihr natürliches Harmonieempfinden, ihr Sinn für angemessene Präsentation, der sich an ihrem eigenen Äußeren ebenso wie in ihrer Haushaltsführung zeigen sollte, machte sich auch in der Harmonie ihrer Briefe bemerkbar. Auf der anderen Seite sollten Briefe dazu dienen, die Verbreitung der bürgerlichen Geschlechterideologie zu ermöglichen. Frauen lernten aus Briefen geschlechtsspezifisches Verhalten und formulierten in ihren Briefen das Modell der Geschlechterdifferenz mit aus. Als Beispiel dafür sollten Briefwechsel zwischen Menschen beide Geschlechter gelten, da die gesellschaftliche Obrigkeit des Mannes in Form einer hierarchischen Beziehung in den Briefen widerspiegelt wird, da die Frau in der Regel als „Schülerin“ des männlichen Partners erscheint. Meine eigene Stellung dazu deutet darauf hin, dass die wahre Absicht in diesem zweiten pädagogischen Aspekt liegt, und der erste Faktor, und zwar derjenige, der mit der „natürlichen“ Begabung der Frau für die Abfassung der Briefe verbunden ist, einen Vorwand darstellt, die Frauen nach den patriarchalischen Parametern zu bilden, d.h. die weibliche Bestimmung der Frau zur Gattin, Hausfrau und Mutter soll zum Endzweck werden. Zu diesem Thema äußert sich Silvia Bovenschen mit den folgenden Worten:

[...] auf der einen Seite die obligate Beteuerung, die Frauen sollten nicht ihrer angestammten häuslichen Sphäre entfremdet werden, auf der anderen Seite die Proklamation gleicher Rechte und Fähigkeiten von Frauen und Männern.¹⁴⁹

Aus dieser Perspektive gesehen, stellt das Briefschreiben von Seiten der Frauen eine Paradoxie dar, da diese Tätigkeit sowohl als Chance wie auch als Limitierung für die intellektuelle Entwicklung der Frauen verstanden werden kann. Für die Frau, die auf ihren häuslichen Bereich eingeschränkt ist, bietet der Briefwechsel die einzige Möglichkeit, mit Anderen zu kommunizieren und an der äußeren Welt teilzuhaben, er ist gleichsam der Schlüssel zur Welt. Um diese Bestätigung zu fassen, muss man sich den damaligen Kontext vorstellen. Die Bewegungsfreiheit in der öffentlichen Sphäre ist bis weit ins 19. Jahrhundert ein Privileg für Männer gewesen, da die Lohnarbeit außerhalb des Hauses für Frauen nicht gestattet bzw. gesellschaftlich schlecht angesehen war. Unter diesen Umständen bekommt der Brief eine neue Funktion, und zwar sich in eine neue Welt, in einen Raum für die Befreiung der Frauen zu entwickeln. Ein Ort im Haus,

¹⁴⁸ Vgl. Gellert, C.F. *Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung*, S. 136 zitiert in: Reinlein, S. 75.

¹⁴⁹ Bovenschen, Silvia. *Die imaginierte Weiblichkeit*. Frankfurt: Suhrkamp, 1979 (2003), S. 131.

den Frauen im Laufe des 18. Jahrhunderts immer stärker besetzten, war der Schreibtisch. Briefe zu schreiben bedeutet für Frauen aus dem Bürgertum und niederen Adel nicht nur aktiven Zugang zur Literatur zu finden, sondern Briefe zu schreiben ermöglicht auch Kompensation für die gesellschaftlich verordnete Unbeweglichkeit. Ohne das Vermögen und die Freiheit, sich tatsächlich zu besuchen, schaffen einige Korrespondentinnen mittels des Schreibens und Lesens von Briefen einen virtuellen Raum, in dem sie sich begegnen. Die physische Trennung, die die Korrespondenten mit Hilfe des Briefwechsels zu überbrücken versuchen, bestimmt auch die Art und Weise ihrer Beziehung. In gebildeten Kreisen, u.a. der Fall des Gellertschen Briefwechsels mit Caroline Lucius könnte als Beispiel dafür genommen werden,¹⁵⁰ trat die Frau als gleichberechtigte Korrespondenzpartnerin auf. Die briefschreibende Gemeinschaft im Gegensatz zu den starken hierarchischen Normierungen bei persönlichen Begegnungen ist der Ort, an dem Männer und Frauen gleichberechtigt nebeneinander treten und sich miteinander verständigen können. Sogar die Fälle, die bei physischen Begegnungen als moralisch anstößig oder zumindest als bedenklich bezeichnet werden können, wirken durch die räumliche Trennung nicht mehr ungeeignet. Anders gesagt ist es in der Korrespondenz möglich, so zu schreiben, wie man im direkten Gegenüber nicht sprechen würde.

Eine weitere Möglichkeit, bei der das Briefschreiben für die Frauen als Chance für ihr gesellschaftliche Teilnahme zu begreifen ist, bezieht sich auf den Eintritt in die Ehe. Damals war es üblich, dass verheiratete Frauen ihre alten Beziehungen kaum noch weiterpflegen konnten, ohne dass ihr das gleich als Vernachlässigung des häuslichen Wesens oder gar ihres Gatten ausgelegt wurde. Diese Beziehungen konnten nicht durch direkte Treffen, aber doch in Briefen weitergeführt werden. Als Beispiel dafür gilt der Briefwechsel zwischen Christoph Martin Wieland und Sophie von La Roche, der sich nach der Auflösung ihrer Verlobung und nach Sophies Ehe ausdehnte. Da die Lektüre wie das Schreiben eines Briefes zeitlich begrenzt sind und jederzeit unterbrochen und fortgesetzt werden können, scheint der Brief, das geeignete Medium zu sein, ein gesellschaftlich und intellektuell aktives Leben zu führen, ohne gegen die weibliche Bestimmung zur Gattin, Hausfrau und Mutter zu stoßen.

¹⁵⁰ Zum Gellert-Lucius-Briefwechsel vgl. Schönborn, Sibylle, Tanja Reinlein und Ulrike Bardt. „Korrespondierendes Leben: Mediale Vernetzung am Beispiel des Briefwechsels zwischen Christiane Caroline Lucius, Karoline Juliane Kirchhof und Christian Fürchtegott Gellert. Zu vier veröffentlichten Briefen C.F. Gellerts und C.J. Kirchhof“. *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 27.2 (2002), S. 20-44.

Diese letzten Sätze weisen auf den zweiten Aspekt der vorher erwähnten Paradoxie hin, und zwar dass die Führung eines Briefwechsels von Seiten einer Frau als gesellschaftliche und intellektuelle Limitierung verstanden werden kann. Zu diesem Zweck werde ich mich auf Gellerts Stellung zum behandelten Thema beziehen. Für ihn haben an Frauen gerichtete Briefe eine vorwiegend pädagogische Funktion. Die Erziehung der Frau soll als Garant gelten, mit ihrer Entscheidungsfreiheit, die Gellert der Frau zugesteht, und den Rechten, die ihr ein neues Ehesystem gewährt, verantwortungsvoll umzugehen. Durch das Lesen guter Schriften, die in der Regel vom männlichen Briefpartner, der die Rolle des Erziehers übernimmt, empfohlen und überprüft werden, und durch den sozialen Umgang soll sie dem Ideal des tugendhaften Menschen – besser gesagt, dem der tugendhaften Frau – nahe kommen. Dabei muss besonderer Nachdruck darauf gelegt werden, was für ein Bild tugendhafter Weiblichkeit Gellert verteidigt. Dieses liegt wirklich nahe dem Ideal Rousseaus, da für ihn ist die tugendhafte Frau diejenige, die nicht nur sich selbst sondern vorwiegend ihrem Gemahl, ihren Kindern und ihrem Haushalt allgemein zur Glückseligkeit verhilft.

Unverheirathete Frauenzimmer können kein vortrefflicheres Bild von dem, was sie werden sollen, und verheirathete von dem, was sie seyn sollen, vor Augen haben, als dieses Gemälde der Tugenden und Pflichten einer Frau. [15.4.1761, BWIII, 127] (Arto-Haumacher, 242)

Was Gellert sowohl in seinen privaten Briefwechsel als auch in seinen 1742 und 1751 veröffentlichten Brieflehren versucht, ist der Frau immer ihr Frauenbild vor Augen zu halten und sich ihrer Bestimmung bewusst zu sein. So dient der Briefwechsel Gellerts immer dazu, die Frau auf ihre „natürliche“ Bestimmung hinzuweisen und sie daran zu erinnern, dass der Briefwechsel auf keinen Fall zur Vernachlässigung des häuslichen Bereiches führen soll.

Als über die Vortrefflichkeit der Briefe weiblicher Verfasser wegen ihrer angeborenen Natürlichkeit die Rede war, haben wir nur von Gellerts Lobworten gewusst. Jedoch soll das nicht bedeuten, dass alle Frauen gut und schön schreiben und dass sie aus diesem Grund als Vorbilder beim Briefschreiben gelten sollen. Nur die Frauen, die gut schreiben, übertreffen die Männer im Natürlichen und das heißt nichts anderes als dass Gellert damit die Frauen meint, die sein Bildungsprogramm von richtiger Lektüre, richtigem Umstand und Schulung durch den Briefwechsel erfolgreich durchlaufen haben. Zugleich impliziert seine Äußerung natürlich, dass es auch schlecht schreibende Frauen gibt.

Soweit sollte deutlich werden, dass der Schwerpunkt seiner pädagogischen Bemühungen nicht primär auf der Bildung des Verstandes, was zur Wahrheit und zur Verbesserung des Schreibstils führen soll, liegt, sondern dieser beruht eindeutig auf der Bildung des Herzens zur Tugend, und zwar nach den auf Rousseau bezogenen, oben dargestellten Parametern. Weder darf die Beschäftigung mit der Schreibung in Richtung Gelehrsamkeit tendieren noch darf Bildung Selbstzweck sein, sondern muss sich im Rahmen des häuslich und familiär Nützlichen bewegen. Hinter dieser Haltung Gellerts steckt seine Kritik gegen die Gelehrsamkeit der Frauen und die öffentliche Ausübung der literarischen Tätigkeit. Gellert stellte immer wieder die „gebildete“ gegen die „gelehrte“ Frau. Während die erste ihre weiblichen Pflichten erfüllt und ihre Bildung diesen unterstellt, die letztere dagegen verstößt gegen ihre natürliche Bestimmung als tugendhafte Gattin, Hausfrau und Mutter. Auch wenn Gellert die weibliche Autorschaft missbilligt, bedeutet das nicht, dass er dadurch der Frau die Fähigkeit zu literarischer Leistung abspricht. Nur soll sie damit nicht an die Öffentlichkeit treten, ihre Fähigkeiten soll sie in den Dienst der Familie stellen, was dem Bild des tugendhaften Frauenzimmers entspricht.

1.2.3. Die Briefautobiographie als spezifisch weibliche Untergattung der Autobiographie

Die bis zu diesem Punkt durchgeführte Darstellung der Gattungen Autobiographie und Brief führt uns zu den folgenden grob skizzierten Schlussfolgerungen.

- (1) Auf der einen Seite ist die Autobiographie traditionellerweise eine spezifisch männliche Schriftform, da man in den Autobiographien die Selbstzeugnisse von denjenigen Persönlichkeiten, deren öffentliche Rolle zur sozialen und historischen Entwicklung beigetragen hat, findet. Die feministischen Theoretikerinnen der Autobiographie sprechen dafür, die weiblichen Selbstzeugnisse sollen auch als Autobiographien berücksichtigt werden, da sie all die anderen Parametern erfüllen, u.a. der Rückblick in die eigene Vergangenheit auf der Suche nach einem sinngebenden Prinzip. Jedoch sind diese feministischen Literaturwissenschaftlerinnen sich bewusst, die Dichotomie zwischen der öffentlichen und der privaten Sphäre lässt den Frauen nicht die Chance, frei über jede Form der Autobiographie zu verfügen. Einige von ihnen schlagen einige mögliche Auswege für Frauen in dieser Situation vor, z.B. Sidonie Smith nennt die Niederschrift von Briefen und Tagebüchern, um Zeugnis der eigenen Erfahrungen

zu geben, ohne die restriktiv männliche prototypische Autobiographie anzuwenden. Außerdem können Frauen Zeugnis von sich selbst geben, in dem sie die Biographie einer männlichen Instanz verfassen und selber im Hintergrund auftreten:

Some [women] resolved it [the maintenance of the expected public silence] by writing „amateur“ letters, diaries, and journals, writing their own stories but doing so more appropriately by confining their word to a domestic setting. Some resolved it by writing biographies of their husbands, speaking obliquely, but not explicitly about themselves and perpetuating thereby the genealogy of man. (Smith 1987, 42)

Obwohl hiermit darauf hingewiesen wird, dass es für Frauen im 18. Jahrhundert¹⁵¹ notwendig war, Strategien zu bilden, um das eigene Selbstbewusstsein schwarz auf weiß aufbewahren zu können, ohne ihre gesellschaftliche Stellung zu riskieren, bestimmen die erwähnten Theoretikerinnen der Autobiographie keine Form, die für die schreibenden Frauen damals besonders spezifisch oder geeignet war.

- (2) Auf der anderen Seite hat die Darstellung der Entwicklung des Briefschreibens mit seinem Höhepunkt im späten 18. Jahrhundert gezeigt, wie diese Gattung den Frauen ermöglichte, die Türen des Schreibens zu öffnen und sich allmählich einen Platz im literarischen Markt zu schaffen. Dabei soll man nicht vergessen, dass die Zuerkennung des Briefes als eine Gattung, für die Frauen von der Natur her besonders begabt waren, erst mal eine Gelegenheit zum Schreiben war, aber gleichzeitig waren Frauen dadurch beschränkt, indem ihnen der Zugang zu anderen Gattungen vorbehalten war. Die Briefe der Frauen aus dieser Zeit sind ein Zeugnis von dieser Dualität: „Eighteenth-century letters by women reflect and elucidate the conflict between the desire for self-assertion and the need for self-suppression, and they demonstrate strategies of deflection.“¹⁵²

Die freie Anwendung, die schreibende Frauen im ausgehenden 18. Jahrhundert von der Form des Briefes machen konnten, resultiert in der Tatsache, dass sie diese äußere Form mit anderem Inhalt füllen konnten. Das war der Fall von Briefromanen, eine literarische Gattung, die mit steigendem Ansehen von Frauen gebraucht wurde.

¹⁵¹ Dabei ist zu berücksichtigen, dass manche im ersten Teil dieses Kapitels erwähnten AutorInnen auf das (späte) 18. Jahrhundert gedeutet haben, um deutliche Anfänge einer stärkenden weiblichen Persönlichkeit zu finden, was sich in der Niederschrift von autobiographischen Texte widerspiegelt.

¹⁵² Meyer Spacks, Patricia. „Female Rhetorics“. In: Smith und Watson (1998), S. 232.

Sophie von La Roches *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* (1771) stand am Anfang dieser Tradition. Sie selber verfasste weitere Briefromane in den nächsten Jahren, u.a. *Rosaliens Briefe* (1779/81) und *Rosalie und Cleberg auf dem Lande* (1791). Andere Briefromane von Frauen dieser Epoche waren Eleonore Thons *Julie von Hirtenthal* (1780/83) und Karl Leuckfords *Briefe* (1782), Meta Liebeskinds *Maria. Eine Geschichte in Briefen* (1784), Friederike Lohmanns *Clara von Wallburg* (1796) und *Claudine Lahn* (1802) oder Sophie Mereaus *Das Blüthenalter der Empfindung* (1794) und *Amanda und Eduard* (1803).¹⁵³ Die Form des Briefromans hat den Autorinnen ermöglicht, anhand der Leben ihrer weiblichen Figuren sich auch über ihre eigenen Erfahrungen, Beschränkungen und Triebe zu äußern:

Die zahlreichen Briefromane der Zeit nahmen fast ausschließlich Biographien von Frauen zum Thema. So ist es nicht verwunderlich, wenn auch die Frauen selber ihr Leben in der ihnen zugestandenen Form niederschrieben.¹⁵⁴

Die Kombination von den zwei gerade erwähnten Aspekten – die zu vermeidende Anwendung der prototypisch männlichen Autobiographie und die freie Anwendung der Form des Briefes – strömen zusammen und erzeugen die Briefautobiographie. Dieser Begriff wurde von Kay Goodman vorgeschlagen und von der Literaturwissenschaft als geeignet aufgenommen.¹⁵⁵ Mit Hilfe von diesem Begriff antwortet Goodman auf die Frage: „Wie sollen Frauen, die sich nicht öffentlich zeigen dürfen, ihr Leben öffentlich erzählen?“ (Goodman 1989, 291) Kay Goodmans Beitrag ist die erste explizite Erwähnung zum Thema: „Tatsächlich scheint die Briefautobiographie (zum Teil mit ausgeprägt romanhaften Zügen) eine den Frauen eigentümliche Form zu sein.“ (Goodman 1989, 294)¹⁵⁶

¹⁵³ Weitere Überblicke über die von Frauen verfassten Werke im ausgehenden 18. Jahrhundert sind u.a. in folgenden Referenzbüchern zu finden: Touaillon, Christine. *Der Deutsche Frauenroman des 18. Jahrhunderts*. Wien/Leipzig: Wilhelm Braumüller, 1919; Gallas, Helga und Anita Runge. *Romane und Erzählungen deutscher Schriftstellerinnen um 1800. Eine Bibliographie*. Stuttgart: Metzler, 1993; Hanstein, Adalbert. *Die Frauen in der Geschichte des Deutschen Geisteslebens des 18. und 19. Jahrhunderts*. Leipzig: Freund & Wittig, 1899-1900.

¹⁵⁴ Goodman, Kay. „Weibliche Autobiographien“. In: Gnüg, Hiltrud und Renate Möhrmann (Hrsg.). *Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Frankfurt: Suhrkamp, 1989, S. 294.

¹⁵⁵ Vgl. Holdenried (2000), S. 73-74.

¹⁵⁶ Ein Jahr vorher hatte Goodman schon in einem anderen Artikel eine ähnliche These erläutert: „As far as I am aware, epistolary autobiography is unique to women“. Goodman, Katherine R. „Elisabeth to Meta: Epistolary Autobiography and the Postulation of the Self“. In: Brodzki, Bella und Celeste Schenck (Hrsg.). *Life/Lines: Theorizing Women's Autobiography*. Ithaca: Cornell University Press, 1988, S. 317. Jedoch ist ihr Artikel von 1989 vollständiger und theoretisch gültiger, da ihr Beitrag von 1988 sich auf die Untersuchung von einem Text beschränkt.

Goodmans Artikel „Weibliche Autobiographien“ öffnet eine neue Möglichkeit für die Literaturforschung, die sich mit autobiographischen Texten von Frauen auseinandersetzt. Mit diesem Artikel weist die Autorin auf einen Mangel in den literarischen Studien hin, ohne diese Lücke zu füllen. Auf eine ähnliche Weise beschäftigt sich Ortrun Niethammer im Jahr 2000 mit diesem Thema. Sie stellt fest, Autobiographinnen der untersuchten Periode greifen verschiedene Darstellungsformen auf, überwiegend herrscht aber die Briefform vor: „Insgesamt lässt sich feststellen, daß die Frauen – im Gegensatz zu den männlichen Kollegen – die reale oder fiktive Briefform gegen Ende des 18. Jahrhunderts in ihren Autobiographien bevorzugen.“¹⁵⁷ Niethammers Argument beruht auf Niggls Feststellung, bei Männern gebe es Ende des 18. Jahrhunderts keine Briefautobiographien, ihre Lebensbeschreibungen stünden in einer vornehmlich gelehrten oder abenteuerlichen Tradition und die prosaische Form werde eindeutig favorisiert.¹⁵⁸ Niethammers Werk handelt trotz dieser Bemerkungen allgemein von der Autobiographie, so dass die mangelnde Darstellung spezifisch von Briefautobiographien von Frauen, auf die Goodman über ein Jahrzehnt früher deutete, noch ungelöst bleibt.

In diesem Kontext soll mein Beitrag zur literaturwissenschaftlichen Diskussion darin bestehen, eine monographische Studie der weiblichen Briefautobiographie anzubieten anhand von Texten von Frauen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die Zeit, in der die Blütezeit des Briefschreibens und die Konsolidation der Autobiographie simultanerweise stattfinden. Die Analyse des vorgeschlagenen Korpus wird bestätigen oder widerlegen, ob die weibliche Briefautobiographie genügend charakteristische Züge enthält, die sie zu einer spezifischen Untergattung der Autobiographie macht.

1.3. Methodologischer Ansatz

1.3.1. Arbeitsdefinition

Auf der Suche nach einer eigenen Definition von Autobiographie bzw. Briefautobiographie, die im Rahmen dieser Studie sich als gültig und anwendbar

¹⁵⁷ Niethammer, Ortrun. *Autobiographien von Frauen im 18. Jahrhundert*. Tübingen: Francke, 2000, S. 93.

¹⁵⁸ Vgl. Niethammer (2000), S. 98.

erweisen kann, wurden erst mal diejenigen Eigenschaften ausgelassen, die von einer männlichen Perspektive der Autobiographie ausgehen, d.h. ihr öffentlicher und historizistischer Wert.

Eine Autobiographie ist die Beschreibung des Lebens eines einzelnen Menschen durch diesen selbst, wobei Autor, Erzähler und Figur in derselben Person identifiziert sind. Diese Beschreibung findet statt an einem Zeitpunkt, von dem das eigene Leben bzw. die nacherzählte Etappe rückblickend betrachtet und als Prozess der persönlichen Bewusstwerdung dargestellt wird. Als Hauptquelle für diesen Rückblick fungiert das Gedächtnis. Von seiner für die schreibende Instanz psychologischen unbewussten Kraft ist auszugehen, d.h. Erinnerungen – mit ihren Abweichungen von der nachweisbaren Vergangenheit – sind als Prämisse zu verstehen. Eine Autobiographie ist außerdem keine Rekonstruktion der Vergangenheit, sondern eine interpretatorische, sinngebende Lektüre davon.

Die Arbeitsdefinition beachtet alle Züge, die in jeder Autobiographie allgemein vorauszusetzen sind. Jedoch ist eine Bemerkung zu der angegebenen Definition auf die Untergattung der Briefautobiographie zu machen. Die Tatsache, dass die Briefautobiographie eine Reihe von Briefen als Bausteine hat, kann den interpretatorischen Wert der Autobiographie in Frage stellen, da Briefe in dem konkreten Moment des Verfassens normalerweise nicht über die notwendige Distanz zu dem Geschehen verfügen, um dieses mit Sinn zu beladen. Jedoch müssen Briefautobiographien über diese Distanz und diesen sinngebenden Wert verfügen, sonst handelt es sich um die Kategorie Briefwechsel und nicht Briefautobiographie. Dieser Überlegung nach können nur die folgenden Fällen als Briefautobiographien gelten: (a) Briefe, die aus einer späteren Perspektive eine schon abgeschlossene Etappe beschreiben; (b) ein Briefwechsel als Ganzes wird aus einer späteren Perspektive betrachtet und insofern modifiziert, dass er auf die interpretatorische Notwendigkeit des gegenwärtigen Momentes antwortet; (c) oder im Schreibmoment werden eine Reihe von Briefen geschaffen, die die Vergangenheit anhand eines interpretatorischen, sinngebenden Antriebs in der Gegenwart darstellen.

1.3.2. Kriterien zur Analyse des Korpus

Als letzter Teil des theoretischen Apparats folgen jetzt die Kriterien, die für die Analyse der ausgewählten Texte entwickelt worden sind. Sie resultieren aus der kritischen Betrachtung der dargestellten theoretischen Ansätze, wobei einige

übernommen werden, während andere als Modifikation von denen oder als Erfüllung einer Lücke fungieren.

An erster Stelle ist die schreibende Instanz, das autobiographische Subjekt zu beobachten, und zwar in Bezug auf die Rolle dieses Subjekt im Erzählgang hat. Mischs allgemeingültige Definition, eine Autobiographie sei die Beschreibung des Lebens eines Einzelnen durch diesen selbst, spezifiziert nicht die Stellung dieses Einzelnen im Text. Lejeune kommt auf diese Unklarheit zurück und setzt das Hauptgewicht auf das individuelle Leben des Autors. Jedoch meinte Sidonie Smith später, dass es für ein konkret weibliches Subjekt auch die Möglichkeit gäbe, die eigene Autobiographie im Rahmen der Biographie eines Anderen zu verfassen. Folglich stellt sich die Frage, ob das Leben der Autorin per se im Mittelpunkt des Textes steht oder ob sie die Rolle einer Nebenfigur übernimmt, die sich erst durch die gegenüber Anderen gespielten Rollen – z.B. der Ehefrau, der Mutter usw. – charakterisiert, die von ihrer Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht abhängen.

Diesem letzten Aspekt folgend stellt sich die Frage nach dem Bewusstsein der Autobiographin als spezifisch weibliches – und nicht allgemein menschliches oder geschlechtsneutrales – Subjekt. Der dahinterliegende Gedanke ist, ob der Übergang von Autobiographie in *Autogynographie* legitim und geeignet ist. Dabei sind mehrere Charakterzüge des selbstreferentiellen Textes in Betracht zu ziehen:

- (a) Ist der Text inhaltlich auf die häusliche, private Dimension beschränkt?
- (b) Ist der Text strukturell durch seine Fragmentarität und Unordnung besonders gekennzeichnet?¹⁵⁹
- (c) Stellt sich die Autobiographin als Mitglied bzw. als Ausnahme einer von der Geschlechtszugehörigkeit determinierten Kollektivität dar?
- (d) Wird das Frausein mit anderen Variablen kombiniert, die die Unterdrückung der Autobiographin im patriarchalischen System fördern?

Weiter ist in der Analyse der Korpustexte die Rolle der Leserinstanz nachzugehen. Erst mal ist zu klären, inwieweit die Berücksichtigung einer bestimmten Leserschaft von Seiten des Schreibenden für die Verfassung des Textes von Belang ist. Es kann der Fall vorkommen, die Autobiographie ist an keinen Leser gerichtet – oder im Fall von

¹⁵⁹ Im Teil 1.3. dieses Kapitels wurde dargestellt, dass die feministischen Theoretikerinnen der Autobiographie – vor allem stellten sich Estelle Jelinek und Sidonie Smith als Gegenpole – nicht einig geworden sind, ob Frauen beim autobiographischen Schreiben sich durch Unlinearität und Fragmentierung charakterisieren oder nicht. Meine Studie ist ein Versuch, diesen Aspekt zu vertiefen und eine der beiden Stellungen mit geprüfter Gültigkeit zu gestatten, da beide Theoretikerinnen sich auf rein theoretischer Ebene bewegen, ohne sich auf konkrete Texte zu beziehen.

religiösen Texten kann Gott als impliziter Leser verstanden werden –, sondern ihre Niederschrift fungiert nur als Werkzeug für die Introspektion der Schreibinstanz. Im Gegenteil dazu stehen diejenigen Autobiographien, die für eine absichtvolle Veröffentlichung konzipiert wurden. Im Fall eines weiblichen autobiographischen Subjekts im 18. Jahrhundert ist in diesem Sinne nachzugehen, ob bei der Niederschrift an ein bestimmtes Lesepublikum gedacht wird und ob bestimmte Strategien angewendet wurden, um die Reaktion von einigen Sektoren zu mildern, die die Erscheinung einer Frauenaufbiographie angreifen würden, in einer Zeit, in der nur Selbstzeugnisse von historisch relevanten Männern legitim waren.

Außerdem ist hier zu berücksichtigen, dass diese Studie sich ausschließlich mit der Analyse von Briefautobiographien befasst. Insofern ist die Abwesenheit eines Lesers unmöglich; sogar in den Fällen, in denen keine Veröffentlichung vorgesehen war, gibt es mindestens den Briefempfänger als Leser. Wenn die Texte veröffentlicht werden, muss man dann zwei Leserinstanzen unterscheiden: Zum einen tritt der Briefempfänger als primär oder direkter Leser auf; zum anderen ist der sekundäre oder indirekte Leser derjenige, der Briefe liest, die anfangs nicht für ihn geschrieben wurden.

Bei der Analyse der Beziehung zwischen der autobiographischen und der lesenden Instanz ist ins Auge zu fassen, ob mit der Identifikation von Autor, Erzähler und Figur der autobiographische Pakt in Lejeunes Sinne geschlossen wird. Da es sich in dieser Studie um die Briefautobiographie handelt, wobei eine doppelte Leserschaft der Fall sein kann, bleibt zu untersuchen, ob es ein doppelter autobiographischer Pakt möglich ist.

Ein wichtiges Kriterium für die Untersuchung der ausgewählten Texte ist die Betrachtung des Moments des Erinnerns, d.h. in welcher Lebensetappe und mit welcher Motivation wird die Autobiographie verfasst. Ist in ihr eine explizite Sinngebung des Lebens der schreibenden Instanz zu finden? Die Tatsache, dass die Autobiographien in dieser Studie sich als eine Reihe von Briefen präsentieren, empfiehlt ein Kommentar zum Thema des interpretatorischen Rückblicks auf das eigene Leben. Es ist vor allem diese Eigenschaft, die Briefautobiographien von reinen Briefwechseln unterscheidet. Dem Briefwechsel fehlt dieser holistische Blick, sie sind zwar selbstreferentielle Texte, aber keine Autobiographien. Es besteht jedoch die Möglichkeit, dass der Briefwechsel als Baustein für eine Autobiographie fungiert, wobei der Autobiograph im Moment des Erinnerns den Briefwechsel modifiziert und an die interpretatorischen Wünsche von der Gegenwart modelliert. Eine andere Möglichkeit ist, dass die schreibende Person aus irgendeinem Grund, der anhand von den verschiedenen Texten erläutert werden soll, von

der Gegenwart des Schreibmomentes als Rückblick auf das eigene Leben schaut und eine Reihe von Briefen dazu schreibt.

Neben den Informationen, die das autobiographische Subjekt über sich selbst vermittelt – durch die Zugehörigkeit zur Kollektivität des weiblichen Geschlechts bestimmt – ist in den Texten nachzugehen, welche Bezüge die Autobiographin über ihren soziohistorischen Kontext einschließt und wie diese dargestellt werden. Die Absicht hiermit ist keineswegs die Rekonstruktion einer geschichtlichen Etappe im historizistischen Sinne, sondern die Analyse der Haltung der Schreibenden gegenüber ihrer Umgebung.

Zuletzt soll die Struktur des Textes beobachtet werden. Folgt die Autobiographie einer chronologischen Reihenfolge, die in Bezug auf den unwillkürlichen Erinnerungsprozess künstlich ist? Kann hinter der Erzählstruktur der Einfluss von anderen Gattungen – vor allem vom Roman – entdeckt werden? Besonders wegen des Aufbaus von Texten in Briefen ist die chronologische Struktur auf doppelter Ebene zu untersuchen: zum einem die Reihenfolge, in der die Briefe präsentiert werden; zum anderen die chronologische Anordnung der erinnerten Ereignisse in den Briefen.

Die Kriterien sollen auf die ausgewählten Texte angewendet werden und zur Bildung der Schlussfolgerungen dieser Studie beitragen, die darauf zielen (a) die Briefautobiographie als spezifisch weibliche Untergattung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu bestätigen und (b) die oben angegebene Arbeitsdefinition für gültig zu präzisieren.

2. Autobiographien deutschsprachiger Autorinnen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts

2.1. Literaturwissenschaftliches Interesse an Frauenautobiographien im deutschen Sprachraum

In den 1980er Jahren hat die Diskussion um die Gattung der Autobiographie von Seiten feministischer Theoretikerinnen einen großen Aufschwung erlebt. Diese Tendenz hat sich im angelsächsischen Gebiet durchgesetzt, aber es bleibt zu klären, wie die deutschsprachige Literaturwissenschaft mit diesen Theorien umgegangen ist. Als erste Auseinandersetzung mit Frauenautobiographien wurde die Dissertation Felicitas Jelineks aus dem Jahre 1921 über Texte aus dem 18. Jahrhundert erwähnt.¹ Jelineks Beitrag zusammen mit den Untersuchungen von Theodor Klaiber (1921) und Marianne Beyer-Fröhlich (1930ff.) konstituieren Ausnahmen, da die systematische Bearbeitung von Autobiographien weiblicher Autorschaft erst ab den 80er Jahren erfolgte.² Im Fall Klaibers z.B. handelt es sich um eine separate Behandlung von Texten von Frauen und keine Geschichte der deutschen Frauenautobiographie.³

Die früheste Monographie zur deutschsprachigen Autobiographik von Frauen leistete 1981 Marianne Vogt mit *Autobiographik bürgerlicher Frauen. Zur Geschichte weiblicher Selbstbewusstwerdung*. Dabei ist zu berücksichtigen, dass damals noch kaum Schriften feministischer Theoretikerinnen erschienen waren, in denen nach einer spezifisch weiblichen Autobiographie gefragt wurde.⁴ Ihr Werk beruht hauptsächlich auf kanonische Theorien der Autobiographie, denen sie trotz der Existenz eines weiblichen autobiographischen Subjekts nicht widerspricht. Für ihre sozialgeschichtliche Studie orientiert sie sich sehr oft an Neumanns Parallelismus der Entwicklung von Autobiographie und Sozialcharakter:

In der *Autobiographie* werden die privaten Erfahrungen des primären Sozialisationsprozesses geschildert; sie endet mit der erfolgreichen

¹ Vgl. Teil 1.1.3. der vorliegenden Studie.

² Vgl. Niethammer, Ortrun. *Autobiographien von Frauen im 18. Jahrhundert*. Tübingen: Francke, 2000, S. 17.

³ Vgl. Niethammer (2000), S. 27.

⁴ Von den im Teil 1.1.3. dieser Studie erwähnten Theorien war zu diesem Zeitpunkt nur Estelle Jelineks Sammelband *Women's Autobiography* erschienen. Vogts Werk bezeugt ihre völlige Unkenntnis von Jelineks Beitrag.

Eingliederung des Individuums in die Gesellschaft durch die Übernahme der sozialen Rolle.⁵

Nach Vogt erreichen Frauen diesen Sozialcharakter später als Männer und finden daher erst mit zeitlichem Verzug zur individualistischen Autobiographie. Deswegen beschäftigt sich Vogt mit Autobiographien bürgerlicher Frauen des 19. und 20. Jahrhunderts.

Ein weiterer Schritt in der Erforschung der deutschsprachigen Frauenaufbiographie war Eda Sagarras Quellenbibliographie aus dem Jahr 1986, in der sie in ihrem Korpus die ersten Zeugnisse autobiographischen Schreibens von Frauen an die Anfänge des 18. Jahrhunderts legt.⁶ Nach Sagarra hat sich die Auseinandersetzung mit Autobiographien von Frauen als rekurrentes Thema in der deutschsprachigen Literaturwissenschaft erstellt, da seit damals regelmäßig Bücher über diese Gattung veröffentlicht worden sind: Christa Bürgers *Leben Schreiben: Die Klassik, die Romantik und der Ort der Frauen* (1990); die Neuherausgabe von drei Frauenaufbiographien des 18. Jahrhunderts „*Ich wünschte so gar gelehrt zu werden*“ (1994); die Sammelbände *Geschriebenes Leben. Autobiographik von Frauen* (1995) und *Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte* (1996); Elke Ramms *Autobiographische Schriften deutschsprachiger Autorinnen um 1800* (1998); die Quellensammlung von Autobiographien frommer Frauen aus Pietismus und Erweckungsbewegung „*Mein Herz brannte richtig in der Liebe Jesu*“ (1999); Ortrun Niethammers *Autobiographien von Frauen im 18. Jahrhundert* (2000); Anna Babkas *Unterbrochen. Gender und die Tropen der Autobiographie* (2002); Eva Kormanns *Ich, Welt und Gott. Autobiographik im 17. Jahrhundert* (2004) oder auch die Sammelbände *LebensBilder. Leben und Subjektivität in neueren Ansätzen der Gender Studies* (2006) und *Performativität statt Tradition - autobiografische Diskurse von Frauen* (2012).

2.2. Vorläuferinnen der deutschsprachigen Frauenaufbiographie

Die Konsolidierung der Gattung Autobiographie erfolgte im ausgehenden 18. Jahrhundert, wie im Teil 1.1.1. dieser Untersuchung ausführlich erläutert wurde. Jedoch

⁵ Vogt, Marianne. *Autobiographik bürgerlicher Frauen. Zur Geschichte weiblicher Selbstbewußtwerdung*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 1981, S. 67.

⁶ Sagarra, Eda. „Quellenbibliographie autobiographischer Schriften von Frauen im deutschen Kulturraum 1730-1918“. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 8 (1986), S. 175-231.

lassen sich Frühererscheinungen von Selbstzeugnissen entdecken. Bei der kanonischen – männlichen – Autobiographie waren es Augustins *Bekenntnisse* im 4. Jahrhundert. Bei Frauen lassen sich erste Repräsentationsversuche selbstzeugender Erfahrung an den religiös autobiographischen Erlebnisberichten der Mystikerinnen im 13. und 14. Jahrhundert zeigen. Zu dieser Gruppe gehören die Schriften von Hildegard von Bingen, Mechthild von Hackeborn, Gertrud von Helfta, Mechthild von Magdeburg, Elisabeth von Schönau und Christina von Stammeln.⁷

Als paradigmatisches Beispiel dieser Erscheinungsform des Autobiographischen ist Mechthild von Magdeburgs Buch *Das fließende Licht der Gottheit* zu nennen. Dieses Schreiben wurde in einer Zeitspanne von ungefähr 30 Jahren zwischen 1250 und 1280 niedergefasst. Zum soziohistorischen Kontext ist zu erläutern, das 13. Jahrhundert charakterisiert sich durch den Versuch, die vielfältigen sozialen und religiösen Umbrüche, die die Armutsbewegungen des ausgehenden 12. Jahrhundert ausgelöst hatten, in eine für die Kirche akzeptable Ordnung zu bringen.⁸ Mechthild von Magdeburgs autobiographische Schrift ist zu einem nachzuahmenden Werk im Rahmen der Mystik ihrer Epoche geworden. Mechthild von Hackeborn und Gertrud die Große sollen durch ihr unmittelbares Vorbild die Anregung zum Schreiben gefunden haben. Im 14. Jahrhundert dank der Bibliotheken in den Klöstern Maria Medingen und Engelthal haben Margareta Ebner und Christine Ebner respektive Aufzeichnungen ihrer mystischen Erlebnisse hinterlassen.⁹ Zwei Tatsachen tragen meiner Meinung nach dazu bei, dass das Selbstzeugnis Mechthild von Magdeburgs in der patriarchalischen Kulturwelt des späten Mittelalters zugelassen wurde: Auf der einen Seite wird ihr Buch von einer Vorrede Heinrich von Halles eingeführt, in der er ihre Schrift mit der *Heiligen Schrift* verbindet und die Rechtmäßigkeit des Schreibens einer Frau durch das Vorbild von zwei Prophetinnen im *Buch der Richter* begründet.¹⁰ Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Anwendung einer Vorrede männlicher Autorschaft im ausgehenden 13. Jahrhundert immer noch üblich war, um den Eintritt einer Frau in den literarischen Markt zu legitimieren, wobei sehr oft der pädagogische Wert des Werkes gelobt wurde. Es ist auch das pädagogische Potential von *Das fließende Licht der Gottheit*, was meiner Ansicht nach als zweiter Grund für die positive Aufnahme von diesem Buch

⁷ Vgl. Vogt, S. 19.

⁸ Vgl. Bäurle, Margret. „Ich muß mich selber künden“. Über Mechthild von Magdeburg und ihr Buch *Das fließende Licht der Gottheit*“. In: Holdenried, Michaela (Hrsg.). *Geschriebenes Leben. Autobiographik von Frauen*. Berlin: Erich Schmidt, 1995, S. 21-22.

⁹ Vgl. Bäurle, S. 31.

¹⁰ Vgl. Bäurle, S. 23.

beigetragen hat. In diesem Fall bezieht sich das Erzieherische auf die Religion und auf die Transmission himmlischer Instanzen auf Erden, wobei das Geschlecht des Lesepublikums nicht auf das weibliche beschränkt wird:

Wenn Mechthild denn als eine Vorfahrin autobiographischen Schreibens angesehen werden kann, also eines Schreibens, bei welchem im Raum der Seele der Ort des Erinnerns und das Sediment einer Eigengeschichte errichtet wird, welche als solche durch die eigene Schrift bezeugt und berechtigt werden soll, so zeigt sie, daß eine Besonder- und Eigenheit der Seelengeschichte nur möglich ist, wenn sie sich in der Entgegennahme und Anerkennung des Uneigenen begründet: in der liebenden Sprache eines anderen auf der Folie des Körpers. Und daß durch diese Anerkennung eines Absenders und eines Schrifträgers das „Sich-Verkünden“ dann zum „Boten“ wird und zur „Sendung“, welche neben der himmlischen auch irdische Adressen, nämlich Leserinnen und Leser, zu finden vermag. (Bäurle, 32)

Die nächsten relevanten Versuche eines autobiographischen weiblichen Schreibens fanden erst im 17. Jahrhundert statt. Eva Kormann teilt diese Texte in zwei Gruppen ein:¹¹

- (a) Die erste Gruppe ist mit den gerade erwähnten Erlebnisberichten von mittelalterlichen Mystikerinnen verbunden. Solche Texte befinden sich im Kontext protestantischer Erweckungsbewegungen, also im Rahmen des Pietismus, der bis zu diesem Punkt schon sowohl wegen seines Einflusses auf die Entwicklung der Autobiographie und des Briefes als auch wegen die Zulassung der Frau in die Bildungs- und Kultursphäre erläutert worden ist. Zu diesen Texten gehört Johanna Eleonora Petersens (1644-1724) *Die kurtze Erzehlung*, eine der längeren deutschsprachigen autobiographischen Schrift des 17. Jahrhundert, die im Gegensatz zu anderen Texten von Frauen dieser Art zu Lebzeiten der Autorin in Druck erschienen ist und die weniger stark als andere marginalisiert wurde.¹² Als allgemeines Merkmal sind pietistische Selbstbiographien teleologisch organisiert, d.h. sie weisen auf das gelungene Ereignis der Bekehrung bzw. auf die Modellierung eines frommen Lebens, wobei sie aus einer zum eigenen Erleben distanzierten Perspektive konzipiert und geschrieben werden.¹³
- (b) Die andere Variante der weiblichen Autobiographik im 17. Jahrhundert ist auf Gemeinschaften bezogen, wobei die eigene Person nicht allein – d.h. nicht nur in

¹¹ Vgl. Kormann, Eva. *Ich, Welt und Gott. Autobiographik im 17. Jahrhundert*. Köln: Böhlau, 2004.

¹² Vgl. Kormann (2004), S. 108-109.

¹³ Vgl. Schlientz, Gisela. „Bevormundet, enteignet, verfälscht, vernichtet. Selbstzeugnisse württembergischer Pietistinnen“. In: Holdenried (1995), S. 71.

ihrer Beziehung zu Gott – sondern in Bezug auf Andere dargestellt wird. Neben den religiösen Gemeinschaften wird hier die Familie als Sozialisationskreis der Frau gezeigt. So entsteht die Praxis der Familienchronik von Seiten einer weiblichen schreibenden Instanz. Diese autobiographische Form der Familienchronik, in der – bis zu diesem Zeitpunkt von den Vätern und Söhnen – die Geschichte der Familie und einzelner Mitglieder nacherzählt wird, hält Marianne Vogt konstitutiv für die bürgerliche Gesellschaft und ihren Familienbereich.¹⁴ In der bürgerlichen Autobiographie, die Vogt in ihrem Werk mit der Autobiographie überhaupt gleichsetzt, finden weder die Mystikerinnen noch die frühneuzeitlichen Pietistinnen Erben. Es ist die Familienchronik diejenige Schriftform, die Vogt als Vorstufe für die Durchsetzung der individualistischen Autobiographie deutet. Die anderen Zeugnisse seien für bürgerliche Frauen unnütz, da in ihnen die Ausweglosigkeit der Frauen aus der gesellschaftlichen und individuellen Situation – d.h. die klaglose Erfüllung der Rolle der aufopfernden Mutter und treu sorgenden Ehefrau – bestehen bleibt.¹⁵

Die Praxis der Familienchronik verstehe ich als Hintergrund für Sidonie Smiths Theorie, Frauen könnten über ihre eigenen Erlebnisse schreiben, ohne sich gegen das etablierte System einzusetzen, indem sie sich selbst als Nebenfigur in der Biographie

¹⁴ Vgl. Vogt, S. 24.

¹⁵ Vgl. Vogt, S. 26. Dabei ist zu berücksichtigen, dass Vogt im Gegensatz zum vorherrschenden Trend in der Literaturwissenschaft die solide Entstehung der (Frauen-)Autobiographie nicht im ausgehenden 18. sondern im 19. Jahrhundert situiert. In ihrem Werk gliedert sie die Gattungsgeschichte der weiblichen Autobiographie in vier Phasen: (1) Autobiographische Bekenntnisschriften in klösterlichen Lebensbereichen. Ermutigt von Seelenführern wird der Weg von der Bekehrung bis zur *unio mystica* in erstmalig von Frauen verfassten autobiographischen Berichten niedergeschrieben. (2) Die vorige Tradition mystischer Autobiographik lässt sich im Pietismus verfolgen. (3) Das Einsetzen einer kontinuierlichen Tradition zu Beginn des 19. Jahrhunderts ist möglich dank der partiellen Auflösung gesellschaftlicher Restriktionen des Lebens bürgerlicher Frauen – d.h. dank dem Weiblichkeitsideal der gebildeten Hausfrau und dank dem Eintritt gebildeter Frauen in den Bereich literarischer Öffentlichkeit. (4) Die Zeit ab 1900 beachtet Vogt als die nächste wesentliche Phase der Veränderung des Sozialcharakters der Frau. Vgl. Vogt, S. 84-86. Die erste und die zweite Phase nach Vogts Modell sind mit den Ergebnissen der vorliegenden Arbeit kompatibel. Die dritte Phase ergibt sich dagegen als problematisch. Vogt bezieht sich auf das frühe 19. Jahrhundert als Ausgangspunkt für die Tradition der Frauautobiographie. Sie stützt ihre Argumentation auf zwei Punkten: die Machtgewinnung des Bürgertums und die Durchsetzung eines neuen Weiblichkeitsideal. Beide Begriffe festigen sich in den Anfängen des 19. Jahrhunderts, weswegen sich Vogt auf diese Periode bezieht. Zu diesem Resultat hat eigentlich ein Prozess geführt, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stattgefunden hat. Die Manifestationen von diesem Prozess im Gang halte ich für relevant genug – dabei beziehe ich mich auf im theoretischen Apparat erläuterten soziologischen und literaturwissenschaftlichen Theorien –, um die Anfänge der Tradition weiblicher Autobiographie chronologisch nach vorne zu rücken. Die vierte Phase von Vogts Einteilung überschreitet die Grenzen dieser Untersuchung.

eines Anderen darstellen.¹⁶ Jedoch fehlt der Familienchronik ein wesentliches Merkmal der Autobiographie, und zwar der introspektive und sinngebende Blick, wie es sich anhand Maria Elisabeth Stampfers *Pichl meinen Khindtern zu einer Gedechtnus* (ab 1679) zeigen lässt:

Keine Zeile allerdings widmet Stampfer ihrer Kindheit, ihrer Erziehung, Ausbildung oder dem Verhältnis zu ihren Eltern und Geschwistern. Und an keiner Stelle hält sie inne und reflektiert über ihre eigene Person.¹⁷

Wie es sich schon aus dem Titel schließen lässt, hat Stampfer dieses Büchlein für ihre Kinder und Kindeskinde niedergeschrieben, an ein breiteres Lesepublikum als ihren Familienkreis hat sie nicht gedacht. Gerade das ist ein weiteres Merkmal der Familienchronik, das diese von der reinen Autobiographie unterscheidet:¹⁸

Autobiographien können die ganz privaten Aufzeichnungen ihrer Autor(inn)en sein, oder sie werden für eine breitere Öffentlichkeit geschrieben. Dazwischen stehen die Familienchroniken: Verfaßt eine Frau ihre Lebensbeschreibung als Familiengeschichte, rechnet sie mit einem kleinen, innerfamiliären Lesepublikum, kalkuliert sie dessen Erwartungen ein und richtet ihren Text darauf aus. (Kormann 1995, 87)

In Bezug auf die Auseinandersetzung mit autobiographischen Berichten in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind Texte zum Teil auf die religiöse Tradition zurück zu führen, aber die Tendenz zur Säkularisation lässt sich allmählich erkennen. Die vom Pietismus bestimmte Art der Lebensdarstellungen wird im frühen 18. Jahrhundert von Beata Sturm (1682-1730), die erste Frau, die im nachreformatorischen Württemberg öffentlich als Autorin ans Licht trat, fortgesetzt. Ihre Lebensbeschreibung¹⁹ wird von Gisela Schlientz als „manipulierte Auto/Biographie“

¹⁶ Vgl. Smith, Sidonie. *A Poetics of Women's Autobiography. Marginality and the Fictions of Self-Representation*. Bloomington und Indianapolis: Indiana University Press, 1987, S. 42.

¹⁷ Kormann, Eva. „„Und solliche Grimbnuß hab ich alleweil.' Autobiographik bürgerlicher Frauen des 17. Jahrhunderts am Beispiel des ‚Pichls‘ der Maria Elisabeth Stampfer“. In: Holdenried (1995), S. 91.

¹⁸ In ihrem Artikel über Stampfers *Pichl* weist Eva Kormann darauf hin, dass es streng genommen nach der Begrifflichkeit von Pascal, Shumaker, Neumann u.a. im 17. Jahrhundert sich überhaupt und von Frauen zumal wohl kaum ein Selbstzeugnis aus dem deutschen Sprachraum findet, das dem Gattungsetikett entspricht. Vgl. Kormann (1995), S. 83. Dazu sind zwei Bemerkungen zu machen: Einerseits wurde schon über die ausschließend männliche Vision der kanonischen Theorien der Autobiographie gesprochen (vgl. Kapitel 1.1.4), weswegen für dieses „Etikett“ eine neue Definition (Kapitel 1.1.3) vorgeschlagen wurde, die männlichspezifische Abgrenzungen zu überwinden versucht. Andererseits sind die autobiographischen Erscheinungsformen bis zur Hälfte des 18. Jahrhunderts im Rahmen dieser Studie als Vorformen der Gattung betrachtet.

¹⁹ *Die Württembergische Tabea, Oder das Merckwürdige äussere und innere Leben und seelige Sterben Der Weyland Gottseeligen Jungfrauen, Beata Sturmin, Welche den 11. Jan, 1730 zu Stuttgart im Herzogthum Württemberg duch einen seeligen Tod ist vollendet worden, Aus eigenem Umgang und Erfahrung wahrgenommen, in der Furcht des Herrn unparteyisch abgefasst, zur Offenbahrung der*

(Schlientz, 65) bezeichnet. Mit diesem Begriff soll der Prozess widergespiegelt werden, in dem das weibliche Autograph bzw. ihre Lebensschrift von einem männlichen Biographen überschrieben wird. Diese männliche, manipulierende Hand ist im Fall der Sturmin der Stuttgarter Prediger Georg Konrad Rieger. Er hat die Lebensgeschichte der Jungfer Sturmin „aus ihrem eigenen Munde“ nacherzählt und im Jahr ihres Todes herausgegeben.²⁰ Mit diesen Informationen könnte man annehmen, es handelt sich um eine übliche Biographie. Jedoch erscheint die Stimme von Beata Sturm auch in diesem Werk, obwohl sie eine indirekte vom Herausgeber bestimmte *auctoritas* ist. Georg Konrad Rieger baut den Text auf mit einer Abwechslung von Passagen aus den Briefen der Sturmin und seiner eigenen Narration. Hier soll die Tatsache betont werden, (a) dass Briefe als geeignetes Medium zur Übertragung von autobiographischem Inhalt fungieren, (b) dass die Auswahl bestimmter Briefe aus einem Briefwechsel einer Brief(auto)biographie sich vom Briefwechsel selbst unterscheidet und (c) dass diese Auswahl – unabhängig davon, ob sie vom Briefschreiber selbst oder von einer anderen Instanz durchgeführt wird – dem Briefpartner und dem Brief(auto)biographieleser ein unterschiedliches Bild derselben Person vermittelt.

Auch im Rahmen des pietistischen Bekenntnisses befindet sich das autobiographische Schreiben von Magdalena Sibylla Rieger (1707-1786). Ihr *Lebens-Lauf, auf bittliches Ersuchen vertrauter Freunde von ihr selbst entworfen* ist im Vergleich zu Sturm ein selbstautorisierte Text, hauptsächlich weil sie es selber niedergeschrieben hat. Diese Tatsache ist insoweit nicht bewundernswert, da sie eine produktive und anerkannte Dichterin war. Sie wurde sogar zur kaiserlich gekrönten Dichterin ernannt und später in die Teutsche Gesellschaft zu Göttingen aufgenommen. Außerdem soll sie einfachen Zugang zu *Die Württembergische Tabernakel* der Sturmin gehabt haben, da dieser Text von ihrem Schwager Georg Konrad Rieger herausgegeben worden war. Meiner Meinung nach hat Rieger als selbstbewusste und öffentlich anerkannte Dichterin nicht gewollt, dass ihre Lebensgeschichte von einer anderen Hand manipuliert wird – wie es im Fall der Sturmin geschah – und hat sie selber verfasst. Jedoch soll sie sich auch der Beschränkungen im Zugang der Frauen zur öffentlichen, literarischen Sphäre bewusst gewesen sein und hat ihr Heraustreten in den öffentlichen Raum durch drei männlichen Instanzen abgesichert: „Herausgeber, Ehemann und Gott“.

herrlichen Gnade Gottes und Preiß des Namens JESU Christi, wohlmeynend mitgetheilet. Von Etlichen der Seeligen wolbekanntten Freunden. Stuttgart, 1730.

²⁰ Vgl. Schlientz, S. 61.

(Schlienz, 66) Bei Rieger lassen sich deutlich das oben genannte Selbstbewusstsein als Dichterin, das allmählich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts Verbreitung findet, und die Anwendung gewisser Strategien zur Milderung der negativen Reaktion der Öffentlichkeit erkennen. Dieses wird eindeutig in ihrer geistigen Autobiographie *Die poetische Eh-Frau* gezeigt, ihrer Selbstbiographie als Künstlerin, in der sie gegen den Ausschluss der Frauen von der öffentlichen, der geistigen Welt argumentiert: „Nur Männer-Nahme gilt, wir bleiben ungenannt.“²¹ Die komplementäre Lektüre der beiden Autobiographien Riegers ergibt ein einheitliches Bild dieser Frau, in dem sich Leben und Dichten, die soziale und die ästhetische Dimension gegenseitig reflektieren.²²

Die gerade erwähnte Autobiographie Riegers, *Die poetische Eh-Frau*, weist zwei Charaktermerkmale auf, die sich in den Frauenautobiographien in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts allmählich konsolidieren werden: die Beschreibung der eigenen intellektuellen Tätigkeit und die progressive Säkularisation der Gattung. Der gleichen Richtung wie Rieger folgt Dorothea Christiane Erxleben (1715-1762), die erste promovierte deutsche Ärztin. Ihre Lebensbeschreibung ist eigentlich ihr offiziell eingereichter Lebenslauf zum Abschluss ihrer Promotion nach den universitären Konventionen, die sie nach der Verteidigung ihrer Dissertation *Academische Abhandlung von der gar zu geschwinden und angenehmen, aber deswegen öfters unsichern Heilung der Krankheiten* schrieb.²³ Erxlebens ist keineswegs der übliche Fall der Frauenbildung um die Mitte des 18. Jahrhunderts; tatsächlich wurde ihr die Zulassung an die Universität Halle erst nach vielseitigen Bemühungen und mit der besonderen Erlaubnis des preußischen Königs bewilligt.²⁴ Trotz ihrer öffentlich anerkannten Fähigkeit als Wissenschaftlerin war sie von den Bestimmungen, die Frauen im 18. Jahrhundert zugewiesen wurden, nicht frei.²⁵ Obwohl Erxleben sich in ihrem Lebenslauf an die akademischen Konventionen hält, enthält dieser auch gewisse extraakademische Züge, die meiner Ansicht nach mit ihrer Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht unzertrennlich verbunden sind.

²¹ Zitiert in: Schlienz, S. 69.

²² Vgl. Schlienz, S. 68.

²³ Vgl. Guentherodt, Ingrid. „Autobiographische Auslassungen: Sprachliche Umwege und nichtsprachliche Verschlüsselungen zu autobiographischen Texten von Maria Cunitz, Maria Sibylla Merian und Dorothea Christiane Erxleben, geb. Leporin“. In: Heuser, Magdalene (Hrsg.). *Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte*. Tübingen: Niemeyer, 1996, S. 137.

²⁴ Vgl. Guentherodt, S. 135.

²⁵ Die Beschreibung der Situation der Frau des 18. Jahrhunderts im soziokulturellen Panorama verdient eine detaillierte Beschreibung, da sie notwendig ist, um die ausgewählten Texte kontextualisieren zu können. Kenntnisse zu diesem Thema sind grundsätzlich, um das Korpus sinnvoll zu analysieren, und werden in einem spezifischen Kapitel dieser Studie behandelt.

- (a) Erst mal beschreibt sie in ihrer Schrift nicht nur ihre geistige Bildung, sondern sie berichtet auch sehr ausführlich über ihre Familienbiographie – sie beginnt ihren Text mit der Darstellung ihrer Abstammung – Eltern und Großeltern werden erwähnt – und mit ihren Jugend- und Ehejahren.²⁶ Hierzu ist zu bemerken, dass die Beschreibung ihrer Familiengeschichte keineswegs von ihrer Erinnerungskraft stammen kann sondern von den Berichten anderer Instanzen. Die Einführung in ihren Lebensbericht durch ihre Vorgeschichte weist Züge auf, die charakteristisch für den Roman sind. Der Roman war zu dieser Zeit eine noch nicht konsolidierte Gattung, ein Roman wurde immer noch nicht als „hohe Literatur“ angesehen, und er war ein Weg für die Frau, verlegt zu werden.
- (b) Als Frau, die eine berufliche, spezialisierte Tätigkeit durchführte, musste Erxleben die Legitimation für diese Aktivität sichern. Sie musste zeigen, dass ihre intellektuelle Arbeit keineswegs ihre Aufgaben, die sie als Frau auf die häusliche, familiäre Sphäre beschränkten, beeinträchtigt hatte. Sie musste die Kompatibilität dieser beiden Welten beweisen, um zu begründen, „daß der Ehestand das Studieren des Frauenzimmers nicht aufhebe“.²⁷

2.3. Merkmale der Frauenautobiographie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts

Dorothea Christiane Erxlebens Beispiel hat aufgezeigt, dass es sich ab der Mitte des 18. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum Züge finden, die zu einem neuen Weiblichkeitsmuster führen, nach dem die intellektuellen Bestrebungen der Frauen realisiert werden können, indem sie innerhalb des Haushalts- und Familienkreises neue Funktionen übernehmen und indem sie für die Durchführung ihrer schreiberischen bzw. literarischen Erscheinungen nach legitimierten, zugelassenen „Zwischenräumen“²⁸ suchen:

Ziel und zugleich Grenze jener emanzipatorischen Forderungen nach besserer Erziehung und Erweiterung des Wissens für Töchter und Frauen

²⁶ Vgl. Guentherodt, S. 147 und 151.

²⁷ Zitiert in: Guentherodt, S. 148.

²⁸ Der Begriff „Die Entdeckung der Zwischenräume“, der den allmählichen Gewinn von Selbstbewusstsein gebildeter Frauen v.a. in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hervorragend widerspiegelt, habe ich von Karin Hoff übernommen. Vgl. Hoff, Karin. *Die Entdeckung der Zwischenräume*. Göttingen: Wallstein, 2003.

blieb es nämlich, sie zu gut qualifizierten und verantwortungsvoll handelnden Vorsteherinnen des Haushalts, Erzieherinnen ihrer Kinder und Gefährtinnen ihrer Männer auszubilden.²⁹

Die Frauen, die innerhalb des beschriebenen Rahmens einen größeren oder einfacheren Zugang zur Bildung hatten, schuldeten es in der Regel Männern im Familien- und Freundeskreis. Autobiographinnen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts widmen in ihren Texten eine große Aufmerksamkeit ihrem Bildungsprozess und würdigen die männlichen Figuren, die sie gefördert haben.³⁰ Die Vormundschaft durch eine männliche Instanz und der empfundene Dank gegenüber dieser lässt sich in den Texten dadurch erkennen, dass weibliche Figuren sehr selten in der Rollen der Bildenden erscheinen. In fiktiven Texten haben die Protagonistinnen selten eine Mutter. Frauen mit Bildung und Verstand, die ihnen in der geistigen Welt helfen, sind wenn überhaupt nur außerhalb der Familie zu finden. In den autobiographischen Zeugnissen, wenn die Mütter noch am Leben waren, sterben sie metaphorisch, „indem sie schemenhaft skizziert oder gar nicht dargestellt werden“.³¹

Aber trotz der Übernahme einiger neuer Kompetenzen im Bildungsbereich ist nicht zu vergessen, dass diese nur beschränkt waren und dass Frauen in erster Linie als Rollenträgerinnen gesehen wurden, deren Beziehungs- und Wirkungsfeld der häusliche Raum und die Familie waren. Mitunter hat diese Situation ihre Schreibweise bestimmt und ihre schriftliche Manifestationen inhaltlich größtenteils auf die private Sphäre beschränkt. In ihren Autobiographien wie in der übrigen Literatur von Frauen werden die weiblichen und männlichen Geschlechterrollen und ihr Verhältnis zueinander in der Geschichte thematisiert und reflektiert.³² Die weibliche Existenz war in Bezug auf Andere bestimmt, in Bezug auf die Rolle, die zugunsten einer anderen Person getragen wurde (z.B. Mutter, Ehefrau, Tochter). Dieses „Leben für die Anderen“, was bei Männern nicht vorkommt, beeinflusst stark die Art und Weise, wie Frauen sich als Subjekt in ihren Autobiographien vorstellen:

Den unterschiedlichen autobiographischen Zeugnissen zufolge sind Frauen ganz andere literarische Wege gegangen als Männer, im ihr Ich

²⁹ Heuser, Magdalene. „Nachwort“. In: Heuser, Magdalene, Ortrun Niethammer, Marion Roitzheim-Eisfeld und Petra Wulbusch (Hrsg.). *„Ich wünschte so gar gelehrt zu werden“: Drei Autobiographien von Frauen des 18. Jahrhunderts*. Göttingen: Wallstein, 1994, S. 262.

³⁰ Vgl. Heuser (1994), S. 264

³¹ Ramm, Elke. *Autobiographische Schriften deutschsprachiger Autorinnen um 1800: „es ist überhaupt schwer, sehr schwer, von sich selbst zu reden“ (Sophie von LaRoche)*. Hildesheim: Olms-Weidmann, 1998, S. 110.

³² Vgl. Heuser (1994), S. 269-270.

auszudrücken. Sie haben anders und anderes geschrieben, als man allgemein in einer Autobiographie an subjektiver Darstellung eigener Entwicklung und Empfindung erwartet. (Ramm 1998, 17)

Dieses mangelnde Selbstbewusstsein als Subjekt im Vergleich zu Männern lässt sich in der Beschreibung des eigenen Bildungserwerbs, d.h. in der Jugend- und Persönlichkeitsbildungsphase, sehen. Während Frauen in ihren Autobiographien sich gegenüber ihren – männlichen – Meistern dankbar und abhängig zeigen, „zeigen die Autobiographien männlicher Verfasser die Jugend als individuelle Selbstentfaltung“. (Ramm 1998, 134) Das unterschiedliche Empfinden des Bewusstseins von Individualität der Frauen – „die allgemeine Befreiung des Individuums von religiöser und ständischer Vormundschaft“ (Ramm 1998, 131) – in Bezug auf Männer, materialisiert sich in einer gewissen Zurückhaltung gegenüber der Autobiographie. Aus diesem Grund sind zum Teil die Selbstzeugnisse von Frauen nicht als autobiographisch sondern als abenteuerliche, romanhafte Schriften angepriesen worden, damit das Lesepublikum diese nicht als Selbstdarstellungen einer Frau rezipiert.³³ Dies führt mich zu den folgenden Überlegungen:

- (a) Die Anwendung von romannachahmenden Erscheinungsformen sind für Frauen besonders geeignet, weil sie nicht für hohe Kunst gehalten werden und weil die Vertreter des literarischen Marktes die Frau auf dieses Schreiben „zweiter Klasse“ beschränken können.
- (b) Eine negative Reaktion von Seiten des Lesepublikums kann dadurch entstehen, dass die schreibende Frau die Grenzen der weiblichen Bestimmung auf die häusliche Sphäre zu überschreiten versuchte und ihre Pflichten als Frau zugunsten der Schreiberei vernachlässigte. Um sich vor dieser Reaktion zu schützen, sollte das Erscheinen einer Frau vor der – literarischen – Öffentlichkeit legitimiert werden.

Im Allgemeinen ist die Einstellung des Lesers zu jedem Text durch ein präkonzipiertes Bild der Autorschaft bestimmt. Bei Autorinnen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist das Frau-Sein schon Grund genug, eine abweisende Reaktion des Lesepublikums zu erwarten. Diese wurde sehr oft in dieser Epoche mit Hilfe eines Herausgebers gemildert. Der Herausgeber hat in der Regel eine Vorrede zum Text geschrieben, in der er das Werk der Autorin von einer doppelten Perspektive

³³ Vgl. Ramm (1998), S. 63.

befürwortet hat: Auf der einen Seite ist die Qualität des Schreibens zu prüfen. Auf der anderen Seite wird dem Leser vermittelt, dass Schriften von Frauen Zufallsprodukte aus Nebenstunden sind und hauptsächlich pädagogische Absichten verfolgen.³⁴ Die Autorität, die ein Herausgeber braucht, um die literarische Tätigkeit einer Frau zu legitimieren, bekommt er durch seine Beschaffenheit als Gelehrter und hauptsächlich durch seine Zugehörigkeit zum männlichen Geschlecht. Selten gibt es von Herausgeberinnen verfasste Vorreden. Diese unterliegen aber einem doppelten Rechtfertigungsdruck: Sie müssen nicht nur die Publikation einer schreibenden Frau, sondern auch sich selbst in der ungewöhnlichen Rolle als Herausgeberin legitimieren.³⁵ Die Autorinnen können im Rahmen des Textes sich selbst legitimieren, indem sie auf den pädagogischen Wert ihres Beitrags bestehen und sie versichern, dass die Niederschrift des jeweiligen Werkes sie von der Erfüllung ihrer familiären, häuslichen Pflichten nicht abgelenkt hat. In den Ausnahmefällen, in denen sich die Autorin prinzipiell als Künstlerin darstellt, erscheinen die Rolle der Ehefrau, Hausfrau und Mutter nicht entsprechend der gesellschaftlichen Gewichtung, aber ihre Erfüllung wird gesichert. Das Bedürfnis solcher Autorinnen, sich an gewisse gesellschaftliche Konventionen zu halten, um in der öffentlichen Sphäre anerkannt und respektiert zu werden, kann dazu führen, das verinnerlichte Selbstbild nicht nach außen zu wenden, wobei dieses vom Leser nur durch die Dekodifikation von Leerstellen verstanden werden kann: „Das weibliche Ich ist aus dem zu erschließen, was der Text vorenthält, verhüllt, verschweigt, verundeutlicht, vertuscht, verlagert, verschiebt.“ (Ramm 1998, 171)

Die Zurückhaltung der Frauen im 18. Jahrhundert, sich als individualisiertes Subjekt in den Autobiographien darzustellen, und die Betonung ihrer Rolle in Bezug auf Andere werden dadurch unterstützt, dass in keiner Autobiographie vor der Mitte des 19. Jahrhunderts umfassend kausalpsychologische Erklärungsmuster aufgegriffen werden.³⁶ Der Ursprung der damit verbundenen pejorativen Wertung, Werke von Schriftstellerinnen seien durch autobiographische Bezüge geprägt, könnte gerade darauf beruhen, dass „autobiographisch“ in diesen Fällen nicht „autoreflexiv“ oder „literarisch durchgearbeitet“, sondern „naiv-mimetisch“ bedeutet:

³⁴ Vgl. Ramm (1998), S. 75.

³⁵ Vgl. Ramm (1998), S. 71.

³⁶ Vgl. Niethammer (2000), S. 52.

Von einer literarisierten oder ästhetischen Überbrückung des Hiatus zwischen Leben und Schreiben ist nicht die Rede. Gemeint ist vielmehr die krude Abbildlichkeit, die kunstlose Projizierung des einen auf das andere.³⁷

Dabei muss aber nuanciert werden, dass in Autobiographien von Frauen die psychologische Seite nicht völlig abwesend ist, sondern die kausalpsychologische, d.h. eine befragende Haltung nach den Ursachen bestimmter intimer Stimmungen. In Autobiographien von Frauen fehlt oft eine beruhigte Retrospektive, ein in sich gerundetes Leben zu betrachten. Die häuslichen Pflichten haben sicherlich die Frauen verhindert, intellektuelle Prozesse wie die Introspektion oder die kausalpsychologische Suche nach dem Ich durchzuführen. U.a. war das Briefschreiben eine von Frauen bevorzugte Gattung, weil es jederzeit abrupt unterbrochen werden konnte. Holdenried sieht in der Diskontinuität äußerer Formen ein entsprechendes Phänomen auf inhaltlicher Ebene:

Mischformen, Fehlformen, pathosdurchzogene Adaptationen (des Tagebuchs etwa), Rohformen, die ein oft fragmentarisch-unruhiges, abbrechendes, schweifendes, irritiertes Suchen nach Lebenslösungen bekunden, welches selbst im Moment des Schreibens noch nicht zu einem Ende gekommen ist. (Holdenried 1995, 10)

Eine andere Quelle für die Fragmentierung autobiographischer Texte von Frauen ist der Ursprung der Selbstzeugnisse im pietistischen Seelengespräch mit Gott, wobei die daraus entwickelte Dialogform zum Ausdruck eines fragmentarischen und sogar widersprüchlichen Selbst der Autorin wird. Zu bemerken ist dabei, dass im theoretischen Apparat über die Debatte zwischen verschiedenen feministischen Theoretikerinnen die Rede war, ob Frauenautobiographien fragmentarischer als die männlichen seien oder nicht. Die deutschsprachige Literaturwissenschaft scheint sich für die Fragmentierung und Diskontinuität der Frauenautobiographien als spezifisches Merkmal der weiblichen Autorschaft zu entscheiden. Die Analyse der Texte dieser Studie wird sich auch mit dieser Frage befassen, um die eine oder die andere Tendenz zu verteidigen.

Zurück zu Holdenrieds Zitat über die Multiplizität von Erscheinungsformen des autobiographischen Schreibens von Frauen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert. (Holdenried 1995, 10) Dieses Phänomen ist überhaupt erst im Kontext der Entwicklung der Autobiographie zu verstehen. Wie im theoretischen Apparat erläutert wurde,

³⁷ Holdenried, Michaela. „Einleitung“. In: Holdenried (1995), S. 9.

befanden sich diese Texte mitten auf dem Weg zur Konsolidierung als seriöse Gattung, wobei sich diese Phase dadurch charakterisiert, dass autobiographische Zeugnisse sich in keine feste Form pressen lassen, sondern sich in einer Vielfalt von Formen präsentieren. Ramm bestätigt aber, dass es sich um ein repräsentatives Merkmal der sich selbst darstellenden Autorinnen handelt. Sie äußert sogar, Frauenautobiographien existieren bis 1850 nicht. Die von ihr untersuchten autobiographischen Texte von Frauen bezeichnet sie stattdessen als „umfangreiche[s] Konvolut aus weiblichen Selbstzeugnissen unterschiedlichster Art und Form: Tagebücher, Memoiren, Briefe, Erinnerungsdokumente, persönliche Nachlässe, fragmentarische Notizen“. (Ramm 1998, 15) Nennenswert ist dabei, dass aus den verschiedenen erläuterten Formen „mehr als die Hälfte der Texte aus Briefen bestand“. (ebd.) D.h. unter den vielfältigen Erscheinungsformen des weiblichen autobiographischen Ausdrucks zeigt sich der Brief als bevorzugte Form weiblicher selbstzeugender Autorschaft. Außerdem besteht Ramm auf die „enge Verflechtung von Roman und Autobiographie um 1800“, wobei „die autobiographischen Texte zu den weiblichen Schreib- und Ausdrucksweisen in diesen beiden Genres in Beziehung zu setzen“ (Ramm 1998, 47) sind. Diese Aussage ist für eine Zeit zu kontextualisieren, in der der Briefroman an Wichtigkeit und Anerkennung stark gewonnen hat. Die Kombination von diesen zwei Faktoren – die Bevorzugung des Briefes als Selbstdarstellungsform und die Beliebtheit des Briefromans – führt zum Gedanken, die Briefautobiographie ist eine spezifische weibliche Äußerung weiblichen Schreibens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Die Verschiedenheit autobiographischer Zeugnisse hängt – wie gerade erläutert – von der ausgewählten Form ab, aber auch von den jeweiligen Situationen des Schreibens und von den von Seiten der Schreiberin berücksichtigten Lesererwartungen, je nach der gezielten öffentlichen Reichweite des Werks:

Es gibt den ganz privaten Lebensrückblick und Texte, die für eine große Öffentlichkeit geschrieben werden, und es gibt Bücher nur für die Angehörigen der eigenen Familie oder Glaubensgemeinschaft, auch Gott als Leser oder zumindest als Mitleser berücksichtigen die Schreibenden vieler Epochen. Manche Autor(inn)en schreiben aus eigenem Mitteilungsdrang, andere verfassen ihren Lebensbericht aufgefordert von ihrer Umgebung. (Kormann 2004, 4)

In ihrer Untersuchung ist Elke Ramm nachgegangen, in wie weit die Öffentlichkeitsbestrebungen der Autobiographin von ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht abhängen. Dabei sind die Beiträge feministischer

Theoretikerinnen der Autobiographie, die neben dem Geschlecht andere Variablen wie „Klasse, Ethnizität, Religion, sexuelle Orientierung“ zeigen, die „die Marginalisierung einer Fülle anderer autobiographischer Zeugnisse bewirkt“³⁸ haben. Jedoch ist im Kontext dieser Untersuchung die Klasse als neben dem Geschlecht gestellte Dimension gültig. Ramm folgert, dass bürgerliche im Vergleich zu adligen Frauen eher zur Veröffentlichung tendieren:

Adelige Frauen [verfassen] wesentlich mehr autobiographische Schriften als bürgerliche, sie aber nicht der Öffentlichkeit übergeben. Andererseits verfassen wenige bürgerliche Frauen autobiographische Texte, präsentieren sie aber prozentual stärker zu Lebzeiten. (Ramm 1998, 43)

Für dieses verhältnismäßig hohe öffentliche Auftreten bürgerlicher Autobiographinnen gibt es zwei Begründungen: (a) Auf der einen Seite ist die Autobiographie eine Gattung, deren Entwicklung eng mit der Gewicht- und Selbstbewusstgewinnung des Bürgertums als Klasse abhängt. Dabei spielt außerdem der pietistische Ursprung der Autobiographie eine wichtige Rolle. Der Pietismus war eine – hauptsächlich bürgerliche – religiöse Bewegung, die sich für die Reinheit des Glaubens im Gegenteil zur – hauptsächlich adligen – verdorbenen religiösen Praxis eingesetzt hat. (b) Auf der anderen Seite ist in der untersuchten Epoche ein wichtiges Phänomen in der Literaturgeschichte geschehen und zwar die Erscheinung des freien Schriftstellers. Als Folge verschiedener Faktoren – u.a. die Expansion des Buchmarktes und des Lesepublikums und die Durchsetzung literarisch-philosophischer Begriffe wie Bildung, Selbstbestimmung und Gedankenfreiheit – hat ab 1748 eine sogenannte „schriftstellerische Emanzipationsbewegung“ stattgefunden, die u.a. von Lessing, Gleim und Klopstock angeführt wurde. Die Schriftstellerei wurde zum Beruf, der als finanzielle Quelle von den Autoren ausgeübt wurde. Frauen hatten zu dieser Zeit noch große Schwierigkeiten, eine berufliche Aktivität außerhalb des häuslichen Rahmens durchzuführen, aber es gab immer mehr Fälle, in denen – vermutlich mehr bürgerliche als adlige – Frauen mit ihrer schriftstellerischen Aktivität zur Besserung des familiären Einkommens und zur Unterstützung des Haushalts beigetragen haben.³⁹ Die proportional häufige Veröffentlichung autobiographischer Schriften bürgerlicher Frauen könnte daher aus ökonomischen Gründen erfolgt sein.

³⁸ Brinker-Gabler, Gisela. „Metamorphosen des Subjekts. Autobiographie, Textualität und Erinnerung“. In: Heuser (1996), S. 393 und 404.

³⁹ Für eine genauere Beschreibung solcher Fälle siehe das Kapitel über den Stand der Frau im soziokulturellen Kontext des 18. Jahrhunderts.

Ein Merkmal sowohl der bürgerlichen als auch der adligen Autobiographinnen ist, dass sie durch den Rückgriff auf die Genealogie umgehen oder verzögern, das autobiographische Ich zu Beginn der Darstellung in den Mittelpunkt zu stellen. Hierdurch wird die These bekräftigt, weibliche Selbstdarstellungen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts würden sich durch die oben schon dargestellte Zurückhaltung der Frau kennzeichnen, als Protagonistin ihrer eigenen Lebensdarstellung zu erscheinen.

2.4. Beispiele deutschsprachiger Frauenautobiographien in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts

Die drei Briefautobiographien von Frauen, die als Korpus für die vorliegende Untersuchung ausgewählt worden sind – Anna Louisa Karschs *Herzgedanken* (1762), Elisa von der Reckes *Herzens-Geschichten einer baltischen Edelfrau* (Briefe aus den Jahren 1771-78) und Elisabeth Stägemanns *Erinnerungen für edle Frauen* (1799-1804) –, sollen im Rahmen der weiblichen autobiographischen Produktion im deutschsprachigen Raum für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts kontextualisiert werden. Dafür wird zunächst anhand von einigen Beispielen, die hier sowohl inhaltlich als auch formell erläutert werden, ein Überblick der Frauenautobiographie von deutschsprachigen Autorinnen dargestellt.

2.4.1. Friderika Baldinger (1739-1786)

Von den Autobiographien von deutschsprachigen Frauen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gehört die Friderika Baldingers zu den am meisten besprochenen und untersuchten. Dorothea Friderika Gutbier, verh. Baldinger (1739-1786) hat zwischen 1778 und 1782 ihre autobiographische Schrift unter dem Originaltitel *Versuch über meine Verstandeserziehung* verfasst und ausdrücklich nicht für den Druck, sondern für Mann und Kinder bestimmt.⁴⁰ Schon zu Lebzeiten seiner Ehefrau hatte sich der Arzt Ernst Gottfried Baldinger für die Veröffentlichung ihrer Lebensbeschreibung eingesetzt. Nennenswert ist dabei, dass der Ehemann sich nicht gegen die intellektuelle Tätigkeit

⁴⁰ Vgl. Heuser, Magdalene. „Dorothea Friderika Baldinger. Lebensbeschreibung von Friderika Baldinger von ihr selbst verfaßt (1791)“. In: Loster-Schneider, Gudrun und Gaby Pailer (Hrsg.). *Lexikon deutschsprachiger Epik und Dramatik von Autorinnen (1730-1900)*. Tübingen: Narr Francke Attempto, 2006, S. 35-36.

seiner Frau wehrte, sondern diese sogar gefördert hat. Tatsächlich gehörte Friderika zu einer Generation von Frauen des 18. Jahrhunderts, für die eine Ehe ohne eigene Wahl des Partners und ohne gegenseitige Zuneigung von Mann und Frau weder denkbar noch akzeptabel war.⁴¹ E.G. Baldinger war das letzte Glied in einer Reihe von Männern, die in Friderikas Leben ihren Zugang zur Bildung ermöglicht haben. Diese Rolle konnte ihr Vater nicht übernehmen, da er gestorben war, als Friderika erst fünf Jahre alt war. Die Abwesenheit ihres Vaters hat sie mit Hilfe gewisser „Ersatzväter“ kompensiert: Ein pietistischer Onkel, der ihr die Bibellektüre beibringt; ihr Bruder Johann Christian, der Student der Theologie in Wittenberg war; und Johann Wilhelm Kranichfeld, Magister der Philosophie und Diakonus, der zu ihrem geistigen Vater wurde. Mit Hilfe von diesen Männern und dank ihrer eigenen autodidaktischen Mühen gelang es Friderika Baldinger, eine für die Frauen dieser Zeit weit überschnittliche Bildung zu erreichen und dem Bildungsmodell ihrer eigenen Mutter zu entfliehen, die „alles Lesen für Mädchen, außer Bibel und Gesangbuch, als Müßiggang, Todsünde und Verringerung der Heiratchancen ihrer Tochter ablehnt[e]“. (Heuser 2006, 35)

Friderika hat sich aber zu Lebzeiten dem Publikationswunsch ihres Mannes widersetzt, wie sie in einem Brief an Sophie von La Roche begründet: „Diesen Aufsatz wollte mein Mann drucken lassen, ich bin aber zu wenig bekannt in der Welt, als daß man solchen lesen würde, und mag es auch nie sein.“⁴² Tatsächlich hat Friderika Baldinger eine schriftstellerische Karriere nicht intendiert, von ihr gibt es nur wenige Beiträge für das „Magazin für Frauenzimmer“ und einzelne Briefe im Druck.⁴³ Interessant in ihrer Aussage ist, dass sie von der Anwendung der Autobiographie ausschließlich von Seiten solcher Persönlichkeiten, die für die „Welt“ relevant sind, überzeugt ist. Friderika Baldinger beschränkt die Reichweite ihrer Lebensbeschreibung auf den Familien- und Freundeskreis und fühlt sich in diesem beschränkten Raum frei, ihren Lebenslauf als Gelehrtenautobiographie zu schreiben, eine Gattung die sonst bei weiblicher Autorschaft gesellschaftlich und publizistisch nicht akzeptiert war.⁴⁴ Baldinger schreibt für einen privaten Kreis, wählt dabei aber keine der Formen, die den Frauen damals zugestanden wurden. Die Auswahl einer konsolidierten Gattung, der Gelehrtenautobiographie, setzt eine künftige Publikation voraus:

⁴¹ Vgl. Heuser (1996), S. 163.

⁴² Zitiert in: Heuser, Magdalene. „Zwischen Kochtopf und Verstandeserziehung, Briefen und Gelehrtenautobiographie: Dorothea Friderika Baldinger“. In: Heuser (1996), S. 159.

⁴³ Vgl. Heuser (1996), S. 156.

⁴⁴ Zur Kritik an Gelehrten im Gegensatz zu gebildeten Frauen in der behandelten Epoche vgl. Kapitel 3.2.

Indem D.F. Baldinger sich einer entwickelten Darstellungsform für die Abfassung ihrer Autobiographie bediente, die ihrer artikulierten Absicht nach nur für den privaten Gebrauch bestimmt war, schrieb sie ihrem Text die Voraussetzung seiner späteren Veröffentlichung und literarischen Bedeutung ein. (Heuser 1996, 166)

In ihrem *Versuch über meine Verstandeserziehung* hat Baldinger die Situation von Frauen und die Verhältnisse zwischen den Geschlechtern in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts dargestellt und konzentriert sich dabei auf die gesellschaftlich bedingten Verhinderungen bei der weiblichen Verstandesbildung.⁴⁵ Parallel und entgegengesetzt zu dieser Stellungnahme hat Friderika Baldinger in Dokumenten ihrer privaten Korrespondenz die Anpassung der Frauen an die gesellschaftlich vorgegebene, traditionelle Rolle häufig verteidigt.⁴⁶ Dieser Widerspruch widerspiegelt die ambivalente Haltung der Frauen dieser Epoche, die sich mitten einer Übergangsphase in Bezug auf die eigene schriftstellerische Tätigkeit befanden.

Friderika Baldingers Lebensbeschreibung kam erst 1791 posthum ans Licht. Ernst Gottfried Baldingers Wunsch wurde zunächst materialisiert, als Sophie von La Roche *Versuch über meine Verstandeserziehung* herausgab. Friderika Baldinger war persönlich mit Sophie von La Roche befreundet. Sie bewunderte die Autorin der *Sternheim* für ihren Beitrag zur Unterrichtung und Aufklärung des weiblichen Geschlechts, aber gab La Roches Drängen nicht nach, selbst auch Beiträge zu veröffentlichen, wie Baldinger in einem Brief an La Roche 1783 äußerte:

Wer so viel weis als Sie Madame, kann allerdings unterrichten, und es ist gar nicht beleidigung für Sie daß ich mich dazu zu schwach finde, wen ich mich gegen Sie halte. ich habe wie schon gesagt, daß immer als den grösten beweis meines Verstandes genommen, daß ich immer eingesehen habe, wie wenig ich wisse, und wie viel mir noch fele, um daß zu verlieren was meine Freunde von mir erwarten.

Nehmen Sie dieses Geständnis ia nicht als eine übertriebene bescheidenheit von mir – wen Sie meine Erziehung – mein gantzes Leben wüssten, so würden Sie sich vielleicht wundern daß ich noch so bin, als ich wirklich bin.⁴⁷

Indem Sophie von La Roche die Herausgeberschaft der Autobiographie Friderika Baldingers übernimmt, kompensiert sie die Zurückhaltung ihrer Kollegin als Autorin im öffentlichen Bereich aufzutreten. Wie bereits erwähnt, standen weibliche Herausgeber unter einem doppelten Legitimationsdruck, indem sie sich selbst und die Autorin des

⁴⁵ Vgl. Heuser (2006), S. 35.

⁴⁶ Vgl. Heuser (1996), S. 164.

⁴⁷ Zitiert in: Heuser (1996), S. 164.

veröffentlichten Werkes zu rechtfertigen hatten. Beide Aspekte adressiert Sophie von La Roche in der Vorrede zum herausgegebenen Text:

- (a) Die Rolle La Roches als Herausgeberin war schon zum Teil gerechtfertigt durch die Tatsache, dass sie nach der Veröffentlichung mehrere Werke⁴⁸ als eine respektierte und anerkannte Stimme innerhalb des literarischen Marktes war. Jedoch zeigt Sophie von La Roche in dieser Vorrede eine gewisse Bescheidenheit als Herausgeberin. Auf der einen Seite besteht die Vorrede in einem Brief an die Freifrau von Lühe, wobei der Text an eine reduzierte Leserschaft adressiert zu sein scheint, d.h. alles bleibt unter Frauen und der – männliche – Buchmarkt wird dadurch nicht gefährdet. Auf der anderen Seite leugnet sie ihre Motivation als Herausgeberin eines Werks von Baldinger, indem sie einen Wunsch des Ehemannes nachkommt, den sie folgendermaßen zitiert:

Ich habe schon lange gewünscht, dem Andenken meiner verstorbenen Frau noch ein Kennzeichen meiner Hochachtung zu geben, und ich glaube, die Bekanntmachung der Geschichte ihres Verstandes, welche sie einst auf meine Bitte schrieb, sey dazu tauglich. Ich übergebe sie Ihnen; Sie waren ihre Freundin; meine Frau liebte Sie; schreiben Sie eine Vorrede dazu, und lassen es drucken.⁴⁹

- (b) Mittels dieser Vorrede soll auch die Publikation des Texts selbst legitimiert werden. Auf der einen Seite spricht La Roche für den pädagogischen Wert von Baldingers Lebensbeschreibung „zur Verbesserung und Bereicherung ihres [eines Frauenzimmers] Verstandes“ (Baldinger, vii) und als musterhaftes Beispiel wie sie zur Überwindung von Hindernissen zur „Größe und Stärke des Geistes“ (Baldinger, vi) beitragen kann. Diese pädagogischen Beiträge könnten aber dazu führen, dass die potentiellen Leserinnen ihre sozialen Pflichten beiseite lassen und die intellektuelle Welt als bevorzugten Aspekt ihres Lebens verstehen würden.

⁴⁸ Nach dem großen Erfolg ihrer *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* (1771) und bis zur Herausgabe der Autobiographie Baldingers sind die folgenden Werke Sophie von La Roches erschienen: *Der Eigensinn der Liebe und Freundschaft, eine Englische Erzählung, nebst einer kleinen deutschen Liebesgeschichte, aus dem Französischen* (1772); *Rosaliens Briefe an ihre Freundin Mariane von St*** (1780–1781); *Pomona für Teutschlands Töchter* (1783–1784); *Briefe an Lina, ein Buch für junge Frauenzimmer, die ihr Herz und ihren Verstand bilden wollen. Band 1. Lina als Mädchen* (1785); *Neuere moralische Erzählungen* (1786); *Tagebuch einer Reise durch die Schweiz* (1787); *Journal einer Reise durch Frankreich* (1787); *Tagebuch einer Reise durch Holland und England* (1788); *Geschichte von Miß Lony und Der schöne Bund* (1789); *Briefe über Mannheim* (1791).

⁴⁹ Baldinger, Friderika. *Lebensbeschreibung von Friderika Baldinger von ihr selbst verfasst*. Herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von Sophie, Wittwe von La Roche. Offenbach: bei Ulrich Weiß und Carl Ludwig Brede, 1791, S. v.

Als Kompensation dafür betont La Roche Baldingers „Herz der besten Mutter, und schätzbarsten Freundin“. (Baldinger, ix)

2.4.2. Angelika Rosa (1734-1790)

Schon gegen Ende ihres Lebens in den Jahren 1784 und 1785 verfasste Catharina Angelica Salome Rosa verh. Kirchner, Angelika Rosa (1734-1790), ihre Autobiographie. Eine beabsichtigte Veröffentlichung von diesem Werk zu Lebzeiten der Autorin kann nicht bestätigt werden;⁵⁰ erst 1908 wurde diese Autobiographie dem öffentlichen Lesepublikum vorgestellt. Inzwischen hat der Text zur Lektüre im Familienkreis gedient. Rosa hat für die Niederschrift ihrer Autobiographie die Formulierung in Briefen ausgewählt, womit sich die Autorin an dem zeitgenössischen Briefroman orientiert. Sophie von La Roches Briefroman *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* (1771) kann als Musterbeispiel für Angelika Rosas Schrift gehalten werden.⁵¹ Das lässt sich u.a. dadurch erkennen, dass der Text aus – insgesamt zwanzig – Briefen an eine fiktive Freundin⁵² gerichtet sind. Die Tendenz zum Romanhaften lässt sich bei Rosas Autobiographie sowohl formell als auch inhaltlich beweisen. Formell enthalten viele der Briefe ganze Dialoge, was Tarot als außerordentliche Verwendung unter Autobiographen beschreibt, da dieser Mechanismus die menschlichen Gedächtnisleistungen übersteigt und sich folglich als unglaubwürdig ergibt.⁵³ Inhaltlich bezeichnet sie ihren eigenen Text als „den wahren Roman meines Lebens“ (Rosa, 65) und versucht es mit der Absicht, „den Leser zu stimulieren, unwahrscheinlich anmutende Begebenheiten ihres Lebens nicht in Frage zu stellen, sondern als Tatsache zu akzeptieren“. (Roitzheim-Eisfeld, 196) Das Bestehen auf Authentizität und Glaubwürdigkeit ist im Fall Rosas notwendig aus zwei Gründen: Auf der einen Seite beinhaltet diese Autobiographie eine Reihe abenteuerlicher Züge und Passagen, die in den Augen der Leserschaft – sowohl ihrer zeitgenössischen als auch der heutigen – völlig unglaubwürdig erscheinen. Auf der anderen Seite lassen sich deutliche Abweichungen zwischen ihrem Lebensbericht und den beweisbaren Episoden ihres Lebenslaufs entdecken. Zum Teil sind diese ganz bewussten Änderungen Resultat vom

⁵⁰ Vgl. Niethammer (2000), S. 85.

⁵¹ Vgl. Roitzheim-Eisfeld. „Realität und Fiktion in der Autobiographie der Angelika Rosa“. In: Heuser (1996), S. 199.

⁵² Der Name der Freundin wird im Gegensatz zu *Sternheim* explizit nirgends gesagt, sie wird immer mit liebevollen Paraphrasen wie „edle Freundin“, „meine Theuerste“, „gute, mir immer schätzbare Freundin“ angesprochen.

⁵³ Vgl. Tarot, Rolf. „Die Autobiographie“. In: Weissenberger, Klaus (Hrsg.). *Prosa ohne Erzählen. Die Gattungen der nicht-fiktionalen Kunstprosa*. Tübingen: Niemeyer, 1985, S. 35.

Versuch, aus ihrem Werk ein literarisches Produkt der Aufklärung zu machen, das „zeitkritisch, lehrhaft, tolerant, unterhaltsam und tugendhaft“ (Roitzheim-Eisfeld, 211) sein sollte. Um diese – weibliche – Tugendhaftigkeit zu evozieren, die die dreifache Bestimmung zur Hausfrau, Gattin und Mutter aufrechterhalten sollte, waren die Retuschierung ihres wirklichen Lebens und die Einführung fiktiver Elemente nötig. Eigentlich war Angelika Rosa eine recht untypische, unorthodoxe Frau. Sie war in der Lage, ein von einer männlichen Autoritätsfigur beides beruflich und emotional unabhängiges Leben zu führen. Diese Unabhängigkeit lässt sich formell anhand ihres Namens als Schriftstellerin sehen, wobei sie ihren eigenen Nachnamen und nicht den ihres Ehemannes Johann Georg Kirchner trägt. Ihre Familie, die nur sie selbst und ihr Sohn bildeten, hat sie durch ihre Arbeit als Lehrerin und Gouvernante ernährt. Beispielhaft für die Fiktionalisierung einiger Passagen ihres Lebens, im angegebenen Fall als Betonung ihrer Rolle als Mutter, ist die Einführung zwei erfundener Söhne. Diese werden aber nicht namentlich genannt und müssen zwangsläufig schnell wieder sterben.⁵⁴ Nach den bisher erläuterten Informationen wäre zu schließen, dass Angelika Rosa bei der Komposition ihres Selbstzeugnisses an die Veröffentlichung gedacht hat, da (a) der Text sich an eine vom damaligen Publikum beliebte Gattung annähert und da (b) das Bild der tugendhaften Frau nach aufklärerischen Mustern emphatisiert wird. Jedoch ist eine andere Argumentationsrichtung zu nennen, die gegen die absichtvolle Veröffentlichung des Werkes von Seiten der Autorin spricht. Trotz der Durchführung eines untypischen Lebens, das als Folge ökonomischer Notwendigkeit zu verstehen ist, band sie ihr eigenes Denken an die zeitgenössische Moralvorstellung. Nach diesem Gedanken hätte die Korrektur der Realität primär eigenen Interessen gedient, nämlich der Selbstzufriedenheit und der Selbstbehauptung:

Die Retuschierung trauriger und „unwürdiger“ Tatbestände erfüllt [eine] Funktion für die Autobiographin selbst. Sie hat in ihrer Lebensrückschau nicht nur die Möglichkeit der Neugestaltung ihres Selbstbildes, darüber hinaus vermag sie sich sogar Glücksmomente zu verschaffen. (Roitzheim-Eisfeld, 211)

Der Lebensbericht von Angelika Rosa bietet hiermit dem üblichen rückblickenden, interpretatorischen Charakter der Autobiographie eine Nuance an: Die Fiktionalisierung des eigenen Lebenslaufs, die Notwendigkeit ein alternatives erfundenes Leben zu

⁵⁴ Vgl. Roitzheim-Eisfeld, S. 201.

verfassen impliziert, dass der intime sinngebende Blick auf die eigene Geschichte sich als frustrierend ergeben hat.

2.4.3. *Johanna Isabella Eleonora von Wallenrodt (1740-1819)*

Im Gegensatz zu den gerade besprochenen Autobiographien von Baldinger und Rosa hat Johanna Isabella Eleonora von Kopy, verh. von Wallenrodt ihre Lebensbeschreibung zu Lebzeiten und namentlich der Öffentlichkeit übergeben, was nur wenige Schriftstellerinnen um 1800 gemacht haben.⁵⁵ Besonders zwei Gründe für diese außergewöhnliche Verhaltensweise als publizierte Autobiographin lassen sich angeben:

- (a) Erst mal lässt sich die Veröffentlichung dieser Autobiographie zu Lebzeiten der Autorin auf ihre besondere Persönlichkeit zurückführen. Wallenrodt war eine selbstbewusste Frau mit einem entwickelten Gefühl von Individualität, die die gesellschaftlichen Normen – u.a. die Abhängigkeit von einer männlichen Instanz – nicht für gültig oder sie betreffend betrachtet hat:

Während andere Autobiographinnen ihre Persönlichkeit reduziert präsentieren und sich den Vorstellungen der Männer anpassen, erhebt diese [Wallenrodt] sich über die Menge und liefert dem Leser zahlreiche Beispiele ihrer Beliebtheit und ihres Eigensinns: Sie geht nicht zu anderen, man kommt zu ihr; nicht sie paßt sich an, sondern andere passen sich ihr an. Diese Selbstsicherheit nährt sich hauptsächlich aus ihrem Standesbewußtsein. (Ramm 1998, 132)

Wallenrodt widerspricht mit ihrer Verhaltensweise das aufklärerische weibliche Ideal der Tugend und der Sittsamkeit, indem sie die Prinzipien der Aufklärung auf das weibliche Geschlecht zu verbreiten versucht. Sie beansprucht dabei die Durchsetzung einer „weiblichen Stimme“ und die Anwendung der Autobiographie, die sonst für eine männliche Autorschaft beschränkt war.⁵⁶

Wie Elke Ramm feststellte, hat die Zugehörigkeit einer bestimmten sozialen Klasse – Wallenrodt war Adlige und „stolz, einem alten Adelsgeschlecht

⁵⁵ Vgl. Ramm, Elke. „Johanna Isabella Eleonora von Wallenrodt. Das Leben der Frau von Wallenrodt in Briefen an einen Freund. Ein Beitrag zur Seelenkunde und Weltkenntniß“. In: Loster-Schneider und Pailer, S. 446-451.

⁵⁶ „La autobiografía de Wallenrodt define el ‚hablar como mujer‘ como un derecho a la liberación y a la autonomía, a la justicia e igualdad de la mujer, entendidas como extensión de los ideales de la Ilustración. [...] La narrativa de Wallenrodt destruye el ideal de la mujer silenciosa, honesta y casta, y reclama para las mujeres el género autobiográfico, reservado al hombre.“ Jirku, Brigitte E. „El deseo de (sobre)vivir como mujer: El discurso autobiográfico femenino en el siglo XVIII“. *Quaderns de Filologia. Estudis Literaris III* (1997), S. 207.

anzugehören“ (Ramm 2006, 446) – die Persönlichkeit und die daraus folgende Selbstdarstellungsform dieser Autorin stark beeinflusst. Jedoch ist ihre Persönlichkeit meiner Meinung nach nicht als Prämisse ihres Adlig-Seins zu betrachten, sondern im Gegensatz dazu die Folge eines missglückten Lebens, eines Lebenslaufs in absteigender Linie, in dem ihr adliger Stand ihr keineswegs geholfen hat. Nach ihrer Heirat 1760 mit Rittmeister Wallenrodt begann ihr Unglück. Ihr Ehemann verspielte das schon geringe Vermögen der Familie und die ökonomische Lage für sie und ihre fünf Kinder verschlechterte sich noch nach seinem Tod 1776. Nach dieser ersten bitteren ehelichen Erfahrung entschied sich Wallenrodt für ein von Männern unabhängiges Leben und gegen eine zweite Heirat, um finanziell versorgt zu sein. Verschiedene familiäre Auseinandersetzungen bedingen ihren Rückzug aus der Gesellschaft. Erst unter diesen Umständen hat Wallenrodt ihre ersten Werke geschrieben.⁵⁷ Durch ihren schlechten Ruf wird ihr der Zugang zum öffentlichen Leben größtenteils versagt. Als sie ihre Autobiographie verfasst, ist sie eine von der Gesellschaft marginalisierte Frau. Hier finde ich den Grund dafür, dass sie in ihrer Autobiographie wagt, sich gegen die etablierten gesellschaftlichen Normen ohne Rücksicht der Konsequenzen zu äußern, denn noch schlechter kann es ihr nicht gehen.

- (b) Aus der gerade erläuterten Übersicht von Wallenrodts Lebenslauf ist zu schließen, dass ihre Existenz immer eng mit ökonomischen Schwierigkeiten verbunden war. Diesen ständigen Kummer lässt sie in ihrer Autobiographie durchblicken, wobei Geld zur Besessenheit wird:

Es gibt keine andere Autobiographie einer Frau im 18. Jahrhundert, in der Geldmittel und die sich daraus ergebenden Konsequenzen so detailliert beschrieben werden. Finanzen sind der implizite Fixpunkt, um den sich fast alle Geschichten und Episoden der Autobiographie drehen. (Niethammer 2000, 227)

⁵⁷ Zur Übersicht anderer Werke Wallenrodts vgl. die folgenden Artikel in Loster-Schneiders und Pailers *Lexikon* (2006): Schmaus, Marion. „Karl Moor und seine Genossen nach der Abschiedsszene beim althen Thurm. Ein Gemälde erhabner Menschennatur als Seitenstück zum Rinaldo Rinaldini (1801)“, S. 447-448; Rau, Peter. „Prinz Hassan der Hochherzige, bestraft durch Rache und glücklich durch Liebe. Eine morgenländische Urkunde (1796)“, S. 449-450; Kammler, Eva. „Theophrastus Gradmann, einer von den seltnen Erdensöhne. Ein Roman für Denker und Edle (1794)“, S. 450-451.

Brotnot⁵⁸ ist der zweite Grund für die Publikation ihrer Autobiographie, die von ihr als Einkommensquelle für ihre Familie geschrieben wurde. Wallenrodt schreibt ihre Autobiographie gegen Geld mit der Erwartung, ihre Lebensgeschichte würde jemanden bewegen, der ihr die Geldmenge für das Abtragen ihrer Schulden geben könnte.⁵⁹ Die Länge von Wallenrodts Autobiographie (zwei Bände, insgesamt um die 1300 Seiten) wäre auch auf ihren Glauben zurück zu führen, Quantität – vor oder anstatt Qualität – würde ihr mehr Verdienst für ihr Werk geben.⁶⁰

Ihre Autobiographie, *Das Leben der Frau von Wallenrodt in Briefen an einen Freund. Ein Beitrag zur Seelenkunde und Weltkenntniß* (1797), ist, wie schon der Titel zeigt, als Briefautobiographie angelegt. Wallenrodt eignet sich die Form des Briefromans aus zwei Gründen an: Einerseits wegen seiner Beliebtheit unter dem Publikum – und folglich wegen seines guten Verkaufs – und andererseits wegen des Authentizitätsscheins des Erzählten, der durch die Briefform garantiert wird.⁶¹ Johanna von Wallenrodt lehnt sich formal an den Briefstil an, der sich aber im Laufe ihrer Darstellung auflöst bzw. in die ausschließliche Prosaform übergeht.⁶² Außerdem führt Wallenrodt ihre Autobiographie durch die üblichen Mechanismen des weiblichen Briefromans ein, d.h. durch eine Vorrede und durch ihr eigenes Vorwort. Relevant ist dabei, dass es sich um eine rein formelle Nachahmung der üblichen Struktur handelt, die sie aber mit neuem Inhalt füllt. Die Vorrede wird von der Autorin selbst verfasst und wird auf einen fiktiven Herausgeber zurückgeführt, der den praktischen Nutzen des Werkes als „Beitrag zur Geschichte des menschlichen Herzens“⁶³ betont. In ihrem eigenen Vorwort unterstreicht Wallenrodt diese Absicht mit dem Bekenntnis zur

⁵⁸ Vgl. Ramm, Elke. „Schreiben aus ‚Brodnoth‘ – Johanna Isabella Eleonore von Wallenrodt (1740-1819)“. In: Tebben, Karin (Hrsg.). *Beruf: Schriftstellerin. Schreibende Frauen im 18. und 19. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1998, S. 78-102.

⁵⁹ Vgl. Jirku (1997), S. 196.

⁶⁰ Ein ähnlicher Vorwurf wurde später gegen Sophie von La Roche gegen Ende ihrer Karriere als Schriftstellerin gemacht, vor allem während der schweren Krankheit ihres Mannes und nach seinem Tod, da ihre Publikationen als Haupteinkommensquelle für die Familie fungierten. Ihre frühere Schreibseligkeit wurde zur „Lohnschreiberei“, zur „Handarbeit zur wirtschaftlichen Erleichterung“. Dazu hat ihr zunehmendes Alter auch nachteilig beigetragen: „Ihr künstlerisches Empfinden ist mit dem zunehmenden Alter immer schwächer geworden und die Sorge, ob ihre Bücher wohl auch das nötige Geld ins Haus bringen würden, blickt überall in unerfreulicher Weise hervor.“ Touaillon, Christine. *Der Deutsche Frauenroman des 18. Jahrhunderts*. Wien/Leipzig: Wilhelm Braumüller, 1919, S. 88.

⁶¹ Vgl. Jirku (1997), S. 202.

⁶² Vgl. Niethammer (2000), S. 92.

⁶³ Wallenrodt, Johanna Isabella Eleonora von. *Das Leben der Frau von Wallenrodt in Briefen an einen Freund. Ein Beitrag zur Seelenkunde und Weltkenntniß*. Leipzig, 1797, Band I, S. vi.

schonungslosen Offenbarung ihres Denkens und Handelns. Keiner der beiden einführenden Texte zur Autobiographie legitimiert die Zugehörigkeit der schreibenden Hand zum weiblichen Geschlecht. Der Text selbst unterscheidet sich auch inhaltlich von der Nachahmung des Briefromans und tendiert eher zum abenteuerlichen Typ:

Als Briefautobiographie angelegt, folgt sie dem Aufbau und Stil aber nicht etwa der empfindsamen Briefromantradition; vielmehr zeigen sich durch die anekdotenhafte, oft verallgemeinernde Erzählweise Elemente des Abenteuerromans, besonders wenn sich die Autobiographin über Intrigen Betrügereien und Verbrechen in weitschweifiger Ausführlichkeit ausbreitet. (Ramm 2006, 447)

Die Einführung fremder autobiographischer Elemente ist bei Wallenrodt an manchen Stellen so übertrieben, dass der introspektive, sinngebende Charakter der Autobiographie verloren geht, was wiederum auf die mit dem Text verfolgte merkantile Absicht hinweist.

2.4.4. *Sophie von La Roche (1730-1807)*

Die Auseinandersetzung mit Sophie von La Roche kann in einer Studie über deutschsprachige Literatur von Frauen des späten 18. Jahrhunderts nicht fehlen. Ihr Werk *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* von 1771 war der erste deutsche Prosaroman, den eine Frau geschrieben hat.⁶⁴ Dazu war dieser Roman der Ausgangspunkt der sogenannten Frauenliteratur, „d.h. einer von einer Frau für ein weibliches Publikum verfassten Literatur“.⁶⁵ La Roches schriftstellerische Tätigkeit und vor allem der mittels ihrer *Sternheim* erreichte Erfolg und die Anerkennung haben eine wesentliche Rolle gespielt, den Zugang der Frauen zur deutschsprachigen Literatur geöffnet. Eine ganze Generation von Schriftstellerinnen sind La Roches Vorbild gefolgt, haben zur Feder gegriffen und sich allmählich eine Stelle im konkurrierenden Buchmarkt geschaffen. Eleonore Thon, Meta Liebeskind, Friederike Lohmann, Elisabeth Christine Marie Stroth, Susanne von Bandemer, Elise Hahn und Marianne Ehrmann u.a. gehören zu den sogenannten La Roches Nachfolgerinnen.⁶⁶

In Bezug auf den konkreten Rahmen dieser Arbeit ist La Roches Beitrag mit ihrem betreffenden Briefroman darzustellen:

⁶⁴ Vgl. Bach, Adolf. „Sophie La Roche und ihre Stellung im deutschen Geistesleben des 18. Jhdts.“. In: *Zeitschrift für Deutschkunde* 3 (1926), S. 172.

⁶⁵ Becker-Cantarino, Barbara. „‚Muse‘ und ‚Kunstrichter‘: Sophie La Roche und Wieland“. In: *Modern Language Notes* 99.3 (1984), S. 575-576.

⁶⁶ Vgl. Touaillon, S. 207ff.

- (a) Die chronologische Verteilung der untersuchten autobiographischen Schriften innerhalb der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts – mit der einzigen Ausnahme Anna Louisa Karschs, deren Autobiographie unter bestimmten Umständen entstanden ist – zeigt, dass die hier besprochenen Texte nach der Veröffentlichung der *Sternheim* verfasst wurden.
- (b) Das Auftreten Sophie von La Roches als Autorin von diesem Briefroman ist hier in Bezug darauf zu nennen, dass der Briefroman auch als autobiographisches Werk der Schriftstellerin rezipiert wurde, wogegen sich La Roche auch nicht besonders stark gewährt hat. Meiner Meinung nach steht hinter der Tatsache einer der Gründe für die Betrachtung der enthaltenen autobiographischen Züge vieler fiktiver Werke weiblicher Autorinnen der Zeit. Unter der Patenschaft und mit einem Vorwort Wielands wurde der erste Teil des Romans 1771 anonym herausgegeben, um die Würde La Roches als tugendhafte Frau nicht in Frage zu stellen. Jedoch war das Buch so erfolgreich, dass es im selben Jahr der zweite Teil – diesmal ohne Vorrede Wielands und mit dem Namen der Autorin auf dem Titelblatt – veröffentlicht wurde. Ab diesem Moment setzte das Publikum Sophie von La Roche mit Sophie von Sternheim gleich. Einige Ähnlichkeiten lassen sich jedoch feststellen: La Roche hat sich selbst als Weiblichkeitsideal, „die Frau als die verständnisvolle geistige Gefährtin des Mannes, die nicht nur durch häusliche Tugenden sich auszeichnet, sondern sich auch eine tüchtige Allgemeinbildung erworben hat“, (Bach, 173) genommen und diese Eigenschaften ihrer Heldin gegeben. Außerdem spielt die Handlung in einem von der Autorin bekannten Milieu. Ein weiterer Anhaltspunkt zwischen Wirklichkeit und Fiktion besteht in der Übertragung von La Roches eigenen Eltern auf das Fräulein von Sternheim, wobei sie von der Mutter und dem Vater jeweils Tugend und Rationalität lernt.⁶⁷

In der Benutzung des Erlebten durch Sophie La Roche sind nun deutlich drei Stufen zu unterscheiden. Im ersten Falle hebt sie Gestalten, Ereignisse, Örtlichkeiten aus ihrem Lebenskreis heraus, wandelt sie künstlerisch um und fügt sie ihrem Kunstkreis ein, mit dem sie gänzlich verschmelzen. Sie leiht ihrer Heldin das eigene Äußere und vieles von ihrem Inneren. [...] Ihre Eltern hat sie im „Fräulein von Sternheim“ als Eltern ihrer Heldin verwendet. (Touaillon, 188)

⁶⁷ „Ihre Aeltern erhielten den Charakter der meinigen; ich benutzte Zufälle, die an einem benachbarten Hofe sich ereigneten, und verwebte sie in Sophiens Leben, welcher ich ganz natürlich meine Neigungen und Denkart schenkte, wie jeder Schriftsteller seine Lieblinge mit den seinigen auszustatten pflegt.“ La Roche, Sophie von. *Melusinens-Sommerabende*. Hrsg. Christoph Martin Wieland. Halle: Societäts-Buch- und Kunsthandlung, 1806, S. xvii.

Aber im Mittelpunkt dieser Arbeit steht nicht die Suche nach autobiographischen Zügen in fiktiven Texten. Dieses Verfahren würde gegen Lejeunes autobiographischen Pakt stoßen, nach dem wir Leser nur als Autobiographien diejenigen Texte betrachten sollen, die von der schreibenden Instanz als solche proklamiert worden sind. Folglich müssen wir uns bei Sophie von La Roche auf *Mein Schreibtisch* (1799) und auf die Einleitung zu *Melusinens Sommer-Abende* (1806) beschränken.

Der Fall von *Mein Schreibtisch* könnte auf den ersten Blick problematisch erscheinen, und zwar weil der Text sich als Roman präsentiert. Innerhalb einer fiktiven Rahmenhandlung stellt aber die Autorin ihren intellektuellen Werdegang und ihr umfangreiches Wissen als explizit auf sich selbst bezogen dar. In den literaturwissenschaftlichen Studie zu diesem Werk La Roches ist man sich einig, dass es sich um ihre geistige Autobiographie handelt.⁶⁸ Ein Grund für die Einschachtelung ihres Lebenslaufs in einen fiktiven Rahmen wäre die rückblickende, sinngebende Betrachtung des eigenen Lebens, die – wie im Fall Angelika Rosas erläutert wurde – bewusst oder unbewusst von einem phantastischen, fiktionalisierenden Sichtpunkt aus abläuft:

Das autobiographische Ich kann/will die erwartete Wahrheit seiner Existenz nicht ausschließlich mit Hilfe seiner erinnernden, im zeitgenössischen Diskurs reproduzierenden, sondern mit seiner frei produzierenden Einbildungskraft, der Phantasie, sagen.⁶⁹

Dieser phantastische Blick auf das eigene Leben wird mit Hilfe des dokumentarischen Charakters des Schreibtisches als Produktionsort und Ausgangspunkt der Erinnerungen kompensiert, wobei die Glaubwürdigkeit des Geschriebenen gesichert wird. Dieses Verfahren wurde zuerst von Sophie von La Roche angewandt und von späteren Autobiographinnen übernommen:⁷⁰

Die Verfasserinnen nehmen als Augenzeuginnen unter dem Hinweis auf Vollständigkeit und Wahrheit am Schreibtisch die Parade der dort gesammelten Erinnerungsblätter ab. Weil es sich dabei um Selbstzeugnisse und außerdem um die gesicherten Beglaubigungsinstanzen ihrer öffentlichen Funktion als Autorin handelt, werden die auf dem Schreibtisch

⁶⁸ Vgl. Ramm (1988), S. 169.

⁶⁹ Loster-Schneider, Gudrun. „[...] einen sehr genauen Grundriß von meinem Kopf und meinen Neigungen geben.“ Autobiographische Selbstdarstellung und poetologische Selbstreflexion in Sophie von La Roches ‚Mein Schreibtisch‘. In: Heuser (1996), S. 220.

⁷⁰ Z.B. Caroline de la Motte-Fouqués *Der Schreibtisch oder alte und neue Zeit* (1833) und Caroline Pichlers *Zerstreute Blätter aus meinem Schreibtische* (1836).

versammelten Texte beim Ausgraben und Wiederlesen zu gesicherten Geschichtsquellen des eigenen Lebens.⁷¹

Eine andere von sich selbst berichtende Schrift Sophie von La Roches ist in der Publikation von *Melusinens Sommer-Abende* eingeschlossen. Dieser Band besteht aus einer Vorrede Wielands, einem Zwischentext ohne Titel und einem Briefroman über Mädchenerziehung. Gerade dieser 56-seitige Text konstituiert ihre Autobiographie. Sie ist aus zwei Briefen kompiliert: Der erste ist an Melusine, eine „ältere Freundin“ (La Roche 1806, iii), gerichtet und verkörpert die eigentliche Behandlung ihrer Lebensgeschichte. Der zweite Brief, der in den ersten eingerückt ist, ist ein Auszug aus den *Briefen über Mannheim* an Karoline und befasst sich mit La Roches Werken. Die Autorin imitiert mimetisch die Autobiographie und den anschließenden Briefroman in der Form, „erhöht dadurch den Wahrheitsanspruch ihres Briefromans, vermindert aber gleichzeitig den der Autobiographie“.⁷² Die durch die Briefform verursachte formelle Ähnlichkeit, die eine gewisse Ununterscheidbarkeit zwischen diesen zwei Teilen erzeugt, zusammen mit der Nicht-Thematisierung des Wahrheitstopos könnten auf den ersten Blick den autobiographischen Pakt gefährden. Dieser wird aufrecht erhalten, indem der Vortext mit dem Namenkürzel der Autorin – „S.v.L.R.“ (La Roche 1806, lvi) – in den Briefroman einführt.⁷³ Außerdem wird der Wahrheitsgehalt der Autobiographie durch die Vorrede Wielands bezeugt.⁷⁴ Inhaltlich ist zu bemerken, dass es sich im Vortext zu *Melusinens Sommer-Abende* eigentlich um eine Gelehrtenautobiographie – wie auch im Fall der von La Roche herausgegebenen Autobiographie Baldingers – handelt, da La Roche sich primär als Schriftstellerin präsentiert: „Nicht etwa die Beschreibung ihrer Rolle als Ehefrau steht im Mittelpunkt ihrer Darstellung, sondern der Bericht über ihre intellektuellen und Repräsentationspflichten.“ (Ramm 1998, 145) La Roches Text spiegelt das Weiblichkeitsbild einer Übergangsphase wider, weswegen ihr Selbstporträt als intellektueller Mensch nuanciert wird: Ihren Werdegang schildert sie unauflöslich mit ihrem privaten Leben verbunden und als Ergebnis ihrer Beziehung zu ihrem Vater, zu ihrem ersten Verlobten Bianconi, zu Wieland und zu ihrem Ehemann Georg von La Roche, die alle ihre Bildung und ihre literarische Tätigkeit gefördert

⁷¹ Pelz, Annegret. „Der Schreibtisch. Ausgrabungsort und Depot der Erinnerungen“. In: Heuser (1996), S. 246.

⁷² Niethammer, Ortrun. „Verschriftlichungsprozesse. Überlegungen zur Darstellung von Identität in Autobiographien von Frauen anhand von Sophie von La Roches *Melusinens Sommer-Abende*“. In: Henn, Marianne und Britta Hufeisen (Hrsg.). *Frauen: MitSprechen – MitSchreiben*. Stuttgart: Akademischer Verlag, 1997, S. 291-308.

⁷³ Vgl. Niethammer (1997), S. 294.

⁷⁴ Vgl. Niethammer (1997), S. 295.

haben.⁷⁵ Dieser Text zeigt auf kompatible Art und Weise die selbstbewusste Selbstdarstellung von La Roche als Künstlerin und die Legitimation dieser Tätigkeit. In Bezug auf ihr Hauptwerk, *Geschichte des Fräuleins von Sternheim*, schreibt La Roche:

Doch ich wollte nun einmal ein papiernes Mädchen erziehen, weil ich meine eigenen nicht mehr hatte, und da half mir meine Einbildungskraft aus der Verlegenheit und schuf den Plan zu Sophiens Geschichte. [...] Der Grund meiner Seele war voll Trauer; einsame Spaziergänge in einer lieblichen Gegend gossen sanfte Wehmuth dazu, und daraus entstand der gefühlvolle Ton, welcher in dieser Geschichte herrscht. (La Roche 1806, xvi-xvii)

2.4.5. Friederike Brun (1765-1835)

Die Autobiographie von Friederike Sophie Christiane Münter, verh. Brun (1765-1835) *Wahrheit aus Morgenträumen* wurde im Jahr 1824 veröffentlicht. Jedoch ist sie im Rahmen dieser Untersuchung über die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts einzuschließen, da die Entstehung aus dem Jahr 1810 – nur wenige Jahre nach der Jahrhundertwende – stammt und da die erzählte Periode sich zwischen den Jahren 1765 bis 1780, d.h. von der Geburt der Autobiographin bis zu ihrem 15. Lebensjahr, ausstreckt. Der Text besteht aus einem Vorbericht der Verfasserin an den gütigen Leser und aus 71 kurzen Kapiteln, die ihr Leben und ihre Umgebung in der beschriebenen Zeitspanne darstellen. Diese Fragmentierung in mehrere „Bildaufnahmen“ reflektiert die Theorie Estelle Jelineks, nach der weibliche Selbstzeugnisse unregelmäßiger, fragmentarischer, oft in isolierten Kapiteln verfasst sind.⁷⁶ Obgleich Jelineks theoretische Ausführungen scheinbar Bruns literarischen Ausdruck erklärt, so wäre gerade folgende Aussage von Jelinek in Bezug auf Brun zu nüancieren: „the multidimensionality of women’s socially conditioned roles seem to have established a pattern of diffusion and diversity when they write.“⁷⁷ Brun stellt sehr wohl die Zeit ihrer Kindheit und Jugend dar: Eine Zeit, in der von einer mehrfach weiblich bestimmten Rolle noch nicht die Rede ist. Jelineks Theorie ist insoweit nicht zu widersprechen, da der fragmentarische Charakter von Bruns Autobiographie nicht die Regel sondern eher die Eigentümlichkeit beim Autobiographieschreiben darstellt. Im Vorbericht entschuldigt sich die Verfasserin sogar für die Diskontinuität ihres Textes, aber diese

⁷⁵ Vgl. Naumann, Ursula. „Das Fräulein und die Blicke. Eine Betrachtung über Sophie von La Roche“. *Zeitschrift für deutsche Philologie* 107 (1988), S. 488-516.

⁷⁶ Dazu vgl. 1.1.3. dieser Studie.

⁷⁷ Zitiert in: Smith, Sidonie und Julia Watson (Hrsg.). *Women, Autobiography, Theory. A Reader*. Madison: The University of Wisconsin Press, 1998, S. 9.

wird nicht auf ihre Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht sondern auf die Perzeption der Erinnerungen als Kind zurückgeführt: „Man verzeihe also, wo vielleicht in Zeit- und Gedankenfolge geirrt ward, den kleinen kindlichen Wesen, die der Cyclus der Logik nicht einengt und welche die Zeit nicht berechnen.“⁷⁸

Dieser Vorbericht zu Bruns Autobiographie zeigt sich als besonders interessant. In ihm erklärt die Autorin die Entstehungsgeschichte ihrer Selbstdarstellung, die wiederum ihren fragmentarischen Charakter als etwas Außerordentliches beschreibt. Es handelt sich um einen psychologischen Prozess, wobei ihr das Schreiben zur Therapie wird: „keine Ruh’ ehe ich aufschrieb, was ich sah“. (Brun, v) Was sie sieht, ist eine „Bildergalerie“ ihrer Erlebnisse bis zu ihrem 15. Lebensjahr, die sich in den Morgenträumen wie ein Marionettenspiel vor ihren Augen aufzeigt. Die „kaum dechiffriblen Notizen“, (ebd.) die sie bis zu diesem Punkt aufgeschrieben hatte, hat sie einigen Hausfreunden zuliebe geordnet und durch berichtigende Umstände erweitert. Was sie aber nicht geändert hat, ist die fragmentarische Gestaltung der Bilder in kurzen, isolierten Kapiteln. Die explizite Erwähnung dieser Hausfreunde als Rezipienten ihres Schreibens beweist, dass das Werk für das Auftreten in der Öffentlichkeit nicht bestimmt war. Auf diese Tatsache deutet auch die Abwesenheit jeder Form von Legitimation der Schreibtätigkeit als Frau.

Die Autobiographie erscheint, wie schon erwähnt, in Form von 71 kurzen beschriebenen – einige statisch, andere sich in Bewegung befindende – Bildaufnahmen. In der Überschrift jedes Kapitels lässt sich erkennen, dass die Beschreibung der verschiedenen Etappen ihres Lebenslaufs bis zum 15. Jahr eine wichtige Stellung bekommt.⁷⁹ Das erste Kapitel des Werkes verdient besprochen zu werden: „Meine Aeltern, Großältern, Geburt und erste Reise“. Unmöglich kann sich die Autorin an Momente ihrer familiären Vorgeschichte erinnern.⁸⁰ Bilder dieser Epoche kann sie nicht in eigener Erinnerung als Bild in ihren Morgenträumen gesehen haben. Diese externe Perspektive materialisiert sich auch im Text durch sprachliche Mittel, als die Autorin über sich selbst als neugeborenes Kind in dritter Person spricht: „Friederike schrie zum Erstenmale seit ihrer Geburt“. (Brun, 6) Auf der Suche nach Begründungen für den

⁷⁸ Brun, Friederike. *Wahrheit aus Morgenträumen*. Aarau: bei Heinrich Remigius Sauerländer, 1824, S. v.

⁷⁹ Vgl. u.a. folgende Kapitel: 6. Das Jahr 1772; 34. Übergang aus den Kinderjahren in die Adoleszenz; 45. Erste Fessel abgeworfen; 50. Wie ich im 13ten Jahre war.

⁸⁰ Dass es sich um „fremde“ Erinnerungen handelt, lässt sich dadurch erkennen, dass erst der zweite Kapitel ihre „Früheste Erinnerungen“ (das ist der Titel vom zweiten Kapitel) beinhaltet.

Einbezug der Vorgeschichte von Friederike Brun bin ich zu diesen Folgerungen gekommen:

- (a) Die Autobiographie Bruns hat sich die chronologische Reihenfolge, die für den Roman charakteristisch ist, angeeignet und fühlt sich dazu verpflichtet, ihren Erinnerungen einen Hintergrund zu geben, wie es auch bei der Darstellung fiktiver Figuren durchgeführt wird. Die Bilder, die Brun in ihren Morgenträumen gesehen hat, hat sie auf keinen Fall in der vermittelten Reihenfolge betrachtet, sondern sie hat diese – chronologisch nach dem Muster eines Romans – geordnet.
- (b) Der Bezug auf den intimen Kreis als künftiges Lesepublikum und die Nacherzählung der familiären Vorgeschichte setzt die Tradition der Familienchroniken fort, die in dieser Untersuchung anhand des Beispiels von Maria Elisabeth Stampfer erläutert wurde. Diese Interpretationsrichtung könnte problematisiert werden, da der Text – obwohl erst 1824 veröffentlicht – zu Lebzeiten der Autorin und mit ihrer Zustimmung ans Licht kam. Brun legitimisiert ihre Autobiographie nicht explizit in Bezug auf ihr Frau-Sein, aber die – vorgetäuschte – Beschränkung des Textes zur Familienlektüre ergibt sich letzten Endes als strategischer Eintritt in den Buchmarkt.

Inhaltlich ist zu betonen, dass Friederike Brun einen guten Teil der 71 Kapitel ihrer geistigen, akademischen Bildung und ihren üblichen Umgang mit Literatur widmet,⁸¹ wobei sie einige Leute explizit anführt, die ihr den Zugang zur Bildung ermöglicht und diesen gefördert haben, z.B. Basedow (Kapitel 3), Carstens (Kapitel 35) oder Tasso und Klopstock (Kapitel 52). Nennenswert ist dabei, dass Brun auch auf eine Frau mit aufnimmt: Madame Andersen (Kapitel 27), deren geistige Begabung zusammen mit ihrer Weiblichkeit gelobt wird:

Sie war eine grundgelehrte Frau, und wußte Latein und Griechisch wie ein Professor. Allein sie war noch viel mehr als gelehrt; sie war hochgebildet, welches Gelehrte so oft nicht sind. Schöne Literatur, Kunst, Naturgeschichte, sie umfaßte alles, mit dem zarten Sinne edler Weiblichkeit. (Brun, 84)

Madame Andersen verkörpert in Bruns Augen ein musterhaftes Beispiel für alles, was eine Frau geistig leisten kann. Dabei kritisiert Brun, dass Andersen, „sanft, fromm,

⁸¹ Vgl. u.a. folgende Kapitel: 3. Wie ich lesen lerne; 12. Die Schule; 24. Erwachen des Kunstsinnes; 26. Richardsons Romane dramatisirt; 42. Das Theater; 54. Die Dichter; 64. Der Schmerz meine Muse.

bescheiden bis zur Schüchternheit“, (ebd.) sich durch ihren eigensinnigen, dummen Mann von „häuslicher Tirannei“ drücken ließ.

Der Trieb, ihre Autobiographie zu verfassen, geht von der Autorin selbst aus und sie findet in der „Schreiberei“ ein Balsam für ihre Unruhen. Nennenswert ist dabei, dass in beiden Gelegenheiten zum autobiographischen Schreiben – zuerst beim Notizenschreiben über die Morgenträumen und dann beim Bearbeiten dieser Notizen – die nacherzählte Lebensetappe sich auf ihre Kindheit und Jugend beschränkt und dass es zwischen ihrem 15. Lebensjahr und dem Moment des Erinnerns keine Erlebnisse in die Autobiographie eingeschlossen werden.

2.4.6. Charlotte von Einem (1756-1833)

Der autobiographische Text von Marie Dorothee Charlotte von Einem, verh. Emminghaus (1756-1833) hat eigentlich keine Überschrift, nur das zweite Kapitel trägt den Titel *Jugendgeschichte*, mit dem generell das ganze Werk bezeichnet wird. Diesen Text hat die Autorin in den Jahren 1824 bis 1826 geschrieben, aber er wurde erst 1923 veröffentlicht. Obwohl diese Studie sich prinzipiell auf weibliche autobiographische Manifestationen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts konzentriert, ist dieser Text an dieser Stelle aus zwei Gründen nennenswert. Zum einen handelt es sich um eine Autobiographie einer Frau aus dem 18. Jahrhundert.⁸² Zum anderen weist das Selbstzeugnis von Einems verschiedene Züge auf, die als charakteristisch für die weibliche Autobiographie des 18. Jahrhunderts wurden.⁸³

- (a) Es zeigt sich eine gewisse Zurückhaltung in der Selbstdarstellung als Mittelpunkt der Autobiographie. Die spätere Entstehung dieses Werks trägt aber dazu bei, dass die Autorin sich darum bemüht diese instinktive Zurückhaltung zu überwinden versucht:

Charlotte von Einems Lebensbeschreibung ist angefüllt mit zahlreichen Charakterisierungen anderer Personen, wobei der Bezug zur Geschichte der Autorin, zur eigenen Person, nicht immer sofort deutlich wird. Sie durchkreuzen und stören manchmal den Fortgang der Erzählung, so daß sich die Autorin selber ermahnen muß, zum eigentlichen Gegenstand ihrer Beschreibung, dem Ich, zurückzukehren.⁸⁴

⁸² Aus demselben Grund haben Heuser et al. die *Jugendgeschichte* Charlotte von Einems in ihr Band *„Ich wünschte so gar gelehrt zu werden“*. *Drei Autobiographien von Frauen des 18. Jahrhunderts* eingeschlossen.

⁸³ Vgl. Teil 2.3. dieser Arbeit.

⁸⁴ Wulbusch, Petra. „Die ‚Jugendgeschichte‘ Charlotte von Einems. Ein Selbstbild, seine Brüche, Folgen und Funktionen“. In: Heuser (1996), S. 177.

- (b) Die andere Charakteristik der Frauenautobiographien vom 18. Jahrhundert ist die mangelhafte kausalpsychologische Perspektive auf das eigene Leben. Dies zeigt sich bestens in der Beschreibung Charlotte von Einems über die eigene Tätigkeit als Leserin. Sie berichtet darüber, welche Zeitungen und belletristische Literatur sie gelesen hat und dass die Lektüre als Opposition zum Wunsch ihrer Großmutter gedient hat.⁸⁵ Doch die Wirkung dieser Lektüre auf das Ich wird nicht thematisiert: „Reflektiert wird über das Gelesene nicht, so daß man im Grunde nichts über die intellektuelle Entwicklung der Autorin erfährt.“ (Wulbusch, 183)

Zurück zum Konflikt mit ihrer Großmutter ist auszusagen, dass dieser durch die verschiedenen Frauenbilder dieser beiden Generationen verursacht wurde. Während die Großmutter von der exklusiven Rolle der Frau als gefällige Gattin überzeugt ist, verkörpert Charlotte von Einem die Übergangsdenkweise zwischen dem alten Bild und dem der gelehrten, selbstbewussten Frau, was „an den Brüchen und Widersprüchen zwischen dem vorangestellten Frauenideal und dem Handeln des Ich in der Autobiographie“ (Wulbusch, 193) erkennbar ist. Diese Spannung zwischen den beiden Frauenbilder wird dadurch zugespitzt, dass von Einem nicht nur dem Frauenideal generell folgt, sondern dass sie das von Naturmetaphern geprägte Frauenbild als Landmädchen akzeptiert.

Charlotte von Einem war eine gebildete Frau, die sich ein großes Teil ihrer Zeit mit Lektüren beschäftigt hat, aber gegen die gesellschaftlichen Normen hat sie nicht rebelliert. Sie akzeptierte die prototypische weibliche Figur als perfekte Frau und Mutter.⁸⁶ Diese Haltung kann einerseits wörtlich verstanden werden, andererseits als legitimierender Schein vor dem Lesepublikum, da trotz der sehr späten Veröffentlichung des Werkes im Prinzip nicht allein für den engsten Familienkreis geschrieben zu sein scheint, „denn dazu werden dem Leser zu viele Fakten erzählt, die der Familie nicht mitgeteilt werden mussten“. (Wulbusch, 186) Auf diese Richtung deutet auch die Tatsache, dass die Autorin sich gegen den Vorwurf der Eitelkeit durch die Spaltung zwischen beschriebenem und schreibendem Ich bewahrt, indem sie „nicht über die eigenen, sondern über die Vorzüge einer der Vergangenheit angehörenden, so nicht mehr existenten Person“ (Wulbusch, 182) schreibt.

⁸⁵ Vgl. Wulbusch, S. 191.

⁸⁶ Vgl. Wulbusch, S. 190.

Der Überblick einiger autobiographischen Schriften von Frauen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und in den Anfängen des 19. – wobei aber die nacherzählten Passagen größtenteils aus der untersuchten Zeit stammen – dient als Hintergrund und Kontextualisierungsrahmen, in dem die drei ausgewählten Briefautobiographien von Frauen betrachtet werden sollen. Den erläuterten Werken gemeinsam ist ein neues Frauenideal, das – mehr oder weniger rebellisch – die Autobiographinnen verkörpern.

3. Zum Stand der Frau im soziokulturellen Kontext der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts

3.1. „Gattin, Hausfrau und Mutter“. Rousseau, Campe und die Gegenstimmen

[...] Frauenzimmer sollte die Fähigkeit ihres Verstandes auf die kluge Einrichtung ihrer Haushaltung anwenden, die Kinder tugendhaft erziehen, sich im Backen, Nähen, Kochen und anderer Frauenzimmerarbeiten geschickt machen, damit diese Republik mit wohlerzogenen und wirthlichen Weibern angefüllet werde und sich die Männer auf dieselben völlig verlassen könnten.¹

So beschrieb Christiane Mariane von Ziegler (1695-1760), die erste *poeta laureata* der deutschen Geschichte, in ihren 1739 veröffentlichten *Vermischten Schriften* das bürgerliche Weiblichkeitsmodell, das auch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gültig war und als Hintergrund der vorliegenden Studie dient. Trotzdem hatte die Situation auch anders ausgesehen. So findet man in manchen Schriften aus dem frühen 18. Jahrhundert Lob für gelehrte Frauen und Ermunterung zu vermehrten Bildungsanstrengungen.² Erst die Empfindsamkeit setzte Tugend und Intellekt für Frauen in ein Konkurrenzverhältnis und denunzierte weibliche Gelehrte als schlechte Frauen und Hausmütter. Diese meist von männlichen Autoren geübte Kritik an ihren gelehrten Zeitgenossinnen lässt sich auch als ein rein männliches Abwehrgeschehen gegen potentielle weibliche Konkurrenten in einem sich ausbreitenden Buchmarkt verstehen, in dem freie Schriftsteller untereinander Rivalen um die Güte des Publikums waren. Dieser Tendenz folgend postulierte der herrschende Diskurs der Spätaufklärung eine angeborene Differenz der Geschlechter und forderte eine klare Distinktion. Jungen sollen sich durch Privatunterricht und später in Lateinschulen, Gymnasien und Universitäten bilden, um nach Abschluss des Studiums eine Beamtenstelle anzustreben. Die Bildung der Mädchen dagegen soll sich auf die Organisation des Haushalts, auf die Vorbereitung auf den Ehealltag mit einem gebildeten Mann und auf die vernünftige Erziehung der Kinder beschränken. Diese Aufgabe wurde nicht mit dem Menschenrecht auf Bildung begründet, sondern ausschlaggebend war die Konzeption der Frau als

¹ Ziegler, Ch. M. *Vermischte Schriften*. Leipzig, 1730, S. 395ff. zitiert in: Niemeyer, Beatrix. „Ausschluss oder Ausgrenzung? Frauen im Umkreis der Universitäten im 18. Jahrhundert“. In: Kleinau, Elke und Claudia Opitz (Hrsg.). *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Vom Mittelalter bis zur Aufklärung*. Frankfurt: Campus, 1996, S. 280-81.

² Vgl. Weckel, Ulrike. „Der Fieberfrost des Freiherrn. Zur Polemik gegen weibliche Gelehrsamkeit und ihre Folgen für die Geselligkeit der Geschlechter“. In: Kleinau und Opitz, S. 364.

Hausfrau, Gattin und Mutter. Im Folgenden soll zusammengefasst werden, auf welchen philosophisch-pädagogische Denkweisen dies beruht.

Erst mal möchte ich kurz auf Mariane von Zieglers Zitat zurückgreifen. Ihre Beschreibung, die wir nicht unbedingt mit ihrer Meinung verwechseln sollen, gilt als ein Zeugnis zum Stand der Frau in dieser Epoche. Diese Beschreibung entspricht dem, was die philosophische Hauptströmung damals den Frauen als Bildungsmöglichkeiten anbieten wollte. Aber, wie bei jeder kulturellen Hegemonie ließen sich auch manche Gegenstimmen hören. Der wichtigste Vertreter der Hauptströmung war Jean Jacques Rousseau, der seine Gedanken zum behandelten Thema in *Emile* (1762) niederschrieb. Er geht davon aus, „dass die Frau besonders dazu geschaffen ist, dem Mann zu gefallen [...] und sich zu unterwerfen“, woraus die folgende pädagogische Konsequenz stammt:

Die ganze Erziehung der Frauen muss sich also auf die Männer beziehen. Ihnen gefallen, ihnen nützlich sein, sich von ihnen lieben und ehren lassen, sie aufziehen, solange sie jung sind, sie umsorgen, wenn sie groß sind, ihnen raten, sie trösten, ihnen das Leben angenehm und süß machen, das sind die Pflichten der Frauen zu allen Zeiten, und das muss man sie von ihrer Kindheit an lehren.³

Obwohl diese Aussage aus unserer heutigen Perspektive die Würde jeder Frau zu Boden bringt und sie in eine gegen jedes Menschenrecht verstoßende und unterworfenen Lage situiert, war Rousseau ein sehr beliebter und erfolgreicher Denker unter seinen bürgerlichen Leserinnen, da er sie als reizvolle Geschöpfe beschreibt und ihre Gesellschaft angenehm findet. Im folgendem Zitat kann man auch erblicken, wie Rousseau das weibliche Publikum für sich gewinnt, indem er die Rolle der Frau als Mutter lobt:

Am meisten kommt es auf die erste Erziehung an, die unbestreitbar Sache der Frauen ist. Wenn der Schöpfer gewollt hätte, dass sie die Sache der Männer wäre, er hätte ihnen Milch gegeben, um die Kinder zu stillen. Wendet euch [Pädagogen und Ärzte] also vorzugsweise in euren Schriften über Erziehung immer an die Frauen, denn sie sorgen sich mehr darum als die Männer und haben auch einen größeren Einfluss, da sie am Ergebnis mehr interessiert sind.⁴

³ Rousseau, Jean-Jacques. *Emile oder Von der Erziehung* (1762). München, 1979, S. 477 zitiert in: Schmid, Pia. „Weib oder Mensch, Wesen oder Wissen? Bürgerliche Theorien zur weiblichen Bildung um 1800“. In: Kleinau und Opitz, S. 329.

⁴ Rousseau, Jean-Jacques. *Emile oder Von der Erziehung* (1762). Paderborn, 1987, S. 9 zitiert in: Toppe, Sabine. „Mutterschaft und Erziehung zur Mütterlichkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“. In: Kleinau und Opitz, S. 350.

Ein anderer Autor, der innerhalb der Hauptströmung eine nennenswerte Rolle spielte, war Johann Heinrich Campe, der eine ästhetische Erziehung und den Unterricht in Sprachen bei Frauen ablehnte. Er bestand auch auf die schon erwähnte Bestimmung der Frau zur Hausfrau, Gattin und Mutter, und er legitimierte ihre Unterordnung den Männern gegenüber aufgrund ihrer körperlichen Schwäche und der Lage des Mannes als Haupt der Familie. Obwohl Campes Denkweise heutzutage zweifelsohne als reaktionär zu verstehen ist, bedeutete sein Beitrag schon einen wichtigen Schritt vorwärts in der Entwicklung der Frauenbildung. Er empfahl den Frauen Unterordnung und Selbstverleugnung in der Ehe, was aber gleichzeitig zu einer potentiellen Besserung ihrer Lage und Aufnahme neuer pädagogischen Handlungskompetenzen führen konnte, wie es u.a. Sophie von La Roche verstand und in ihrer Zeitschrift *Pomona* verbreitete. In *Ueber die früheste Bildung junger Kinderseelen im ersten und zweiten Jahre der Kindheit* schrieb Campe, dass die Mutter „zum erstenmal die bildungstheoretischen und methodischen Grundlagen für eine durch Vernunft geleitete mütterliche Erziehungskompetenz [vermittelte] und [...] dies als zu verinnerlichendes Programm dar[stellte]“.⁵ Das eigentliche Ergebnis dieser Auseinandersetzung ist, dass Frauen die folgenden pädagogischen Kompetenzen übernahmen: Sie waren mit der intellektuellen Erziehung der Söhne bis zum vierten Lebensjahr beschäftigt, als diese dem Vater oder einem Hauslehrer überlassen wurden, wobei die Kleinkindererziehung zu einer an das Haus gebundene weibliche Hausarbeit wird. Dazu bleibt die Erziehung und Bildung der Tochter Aufgabe der Mutter bzw. der Gouvernanten je nach dem Einkommen und dem gesellschaftlichen Stand der Familie. Nennenswert ist dabei, dass nach Campes Ansicht die Durchführung dieser neuerworbenen pädagogischen Kompetenzen mit dem spezifisch weiblichen Charakter der Tugend und der Emotionalität eng verbunden sind:

Als „beglückende Gattinnen“ sei es ihre Aufgabe, dem Mann mit zärtlicher Liebe das Leben zu verschönen, als „bildende Mütter“, nicht nur Kinder zu gebären, sondern auch Tugend und Seele zu entwickeln, und als „Vorsteherin des Hauswesens“, durch „Aufmerksamkeit, Ordnung, Reinlichkeit, Fleiß, Sparsamkeit, wirtschaftliche Kenntnisse und Geschicklichkeiten, den Wohlstand, die Ehre, die häusliche Ruhe und Glückseligkeit“ des außerhalb des Hauses tätigen Gatten zu festigen.⁶

⁵ Kersting, Christa. *Die Genese der Pädagogik im 18. Jahrhundert. Campes „Allgemeine Revision“ im Kontext der neuzeitlichen Wissenschaft*. Weinheim, 1992, S. 302 zitiert in: Toppe, S. 353.

⁶ Ramm, Elke. *Autobiographische Schriften deutschsprachiger Autorinnen um 1800: „es ist überhaupt schwer, sehr schwer, von sich selbst zu reden“ (Sophie von LaRoche)*. Hildesheim: Olms-Weidmann, 1998, S. 113.

Die Frau wird demzufolge nicht nach ihrem Wissen, sondern nach ihrer Fähigkeit als Wesen, immer bei anderen Menschen zu sein, beurteilt. Zweitens wird das weibliche Geschlecht mit Emotionalität und nicht mit Rationalität verbunden. Als eine Folge daraus entwickelte sich auch die Unterscheidung zwischen dem männlichen Erwerbs- und dem weiblichen Familienleben. Drittens lässt sich schließen, dass die männliche Herkunft des Familieneinkommens die Frau in eine abhängige und herrschaftsunterworfenen Lage stellt. Diese wird wiederum den Frauen als positiv und fruchtvoll vorgestellt, da nur sie die Familie vor dem z.B. durch die Französische Revolution verursachten gesellschaftlichen Wandel schützen kann.

Zu der dargestellten mit der Pädagogik verbundenen philosophischen Hauptströmung gab es auch Gegenstimmen, die aber damals kaum zu hören waren und die erst später vom Feminismus wiederentdeckt worden sind. Zu den ersten Versuchen, eine egalitäre Bildungsstruktur zwischen beiden Geschlechtern aufzubauen, zählt Amalia Holst (1758-1829), die für den Zugang der Frauen zur Bildung aber auf die höheren Stände beschränkt sprach. Für sie war die Begründung der weiblichen Unterlegenheit durch ihre geringe Körperkraft für den Kulturstand nicht gültig, da der Gesellschaftsvertrag das Recht des Stärkeren schon außer Kraft gesetzt hatte. Sie widerspricht auch Rousseaus Prinzip der Gefälligkeit der Frau gegenüber dem Mann innerhalb der Ehe, indem sie diese Institution als einen Vertrag unter Gleichen, nach dem die beiden füreinander da sein sollten, versteht. Holsts Argumentation gegen die reaktionäre Hauptströmung ist mit Hinweisen auf Theodor Gottlieb von Hippel (1741-96) geprägt. Hippel plädierte für Koedukation bis zur Pubertät unter weiblichem Erziehungsmonopol und danach in möglichst vielen Bereichen für eine Erziehung durch beide Geschlechter. Dadurch wollte er den Frauen Zugang zu Kanzel und Lehrstuhl, Juristerei, Heilkunde, Politik und Staatsdienst verschaffen, da er der Meinung war, dass Frauen zur Besserung dieser Bereiche beitragen konnten. Deswegen verteidigt er die Einbeziehung der Frau in die allgemeine Erziehung und nicht die Existenz einer getrennten Frauenbildung.⁷

Eine andere Autorin, die sich mit der Bildung des weiblichen Geschlechts auseinandersetzt und deren Einfluss überall in Europa spürbar gewesen ist, war Mary

⁷ Vgl. Schmid, S. 341.

Wollstonecraft, die Mutter Mary Shelleys, der Verfasserin von *Frankenstein*.⁸ Im Jahr 1792 schrieb sie *Vindication of the Rights of Women*, in dem sie sich auch gegen die von Rousseau bezogene Stellung wehrte. Nach Wollstonecraft sollen die Frauen nicht akzeptieren, der Tyrannei der Männer unterworfen und erniedrigt zu sein, sondern sie müssen dafür kämpfen, nützliche Mitglieder der Gesellschaft zu werden, was nur durch den Erwerb von Kenntnissen und Tugenden möglich ist. Deswegen plädiert sie, wie Hippel, für Koedukation beider Geschlechter im Rahmen eines verbesserten Erziehungssystems. Diese staatliche Reform würde sich auch im privaten Bereich in Form einer Besserung der Mann-Frau-Beziehungen im folgenden Sinne zeigen: Wenn die Frauen nicht heiraten müssten, um einfach versorgt zu sein, da sie davon ausging, dass Frauen für den eigenen Unterhalt versorgen können, dann würden echte Liebe und Kameradschaft unter den Ehepartnern entstehen. Aber außer Hippel ist in Mary Wollstonecrafts Schrift der Einfluss eines anderen Denkers spürbarer, und zwar Jakob Mauvillons (1743-94), dessen Argumentation in folgendem Zitat zusammengefasst werden kann:

Der Mann ist stärker als das Weib; beide haben aber gleiche Verstandeskräfte. Da beide gleichzeitig auf die Erde gekommen sind, hätte das physisch stärkere Geschlecht das schwächere gänzlich aufgerieben, hätte es da nicht ein spezielles Band, das beide aneinander kettet.⁹

Da Mary Wollstonecraft die physische Überlegenheit des Mannes akzeptiert, aber nicht einsehen will, dass diese Überlegenheit sich auf die „Seelen“ ausgedehnt werden müsse, so ist sie in ihrer Argumentation eigentlich Mauvillon näher als Hippel.¹⁰

3.2. Zum Stand der Mädchen- und Frauenbildung: Von Töchter Schulen, Lehrerinnen, Gouvernanten und Gelehrten

Der Diskurs der Gegenstimmen wurde im 20. Jahrhundert verwirklicht, aber inzwischen entstanden doch Mischformen, die auf Merkmale sowohl von der Hauptströmung als auch von den genannten Gegenstimmen beruhten. So findet man im

⁸ Zum Bezug zwischen Wollstonecraft und der Frauenfrage im deutschsprachigen Raum anhand von Sophie La Roche vgl. Arocas Martínez, Nuria C. „De la justificación a la reivindicación: De Sophie von La Roche a Mary Wollstonecraft“. In: *Estudios filológicos alemanes* 12 (2006), S. 233-242.

⁹ Honegger, Claudia. *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib*. Frankfurt: Campus, 1991, S. 57.

¹⁰ Vgl. Honegger, S. 97.

späten 18. Jahrhundert schon einige Töchterschulen, die Mädchen vorwiegend auf die häuslichen Pflichten vorbereiteten, aber die allmählich auch etwas an geistes- und naturwissenschaftlichen Inhalten vorsahen. Einer der Vorläufer dieser Tendenz, die sich für die Einrichtung solcher Schulen einsetzte, war Campes Mitarbeiter Johann Stuve, der 1786 *Ueber die Nothwendigkeit der Anlegung öffentlicher Töchterschulen für alle Stände* verfasste. Obwohl sein Unternehmen wegen des Widerstands des Adels und der orthodoxen Geistlichkeit bald abgebrochen wurde, ist seine Stellung zu dieser Frage doch nennenswert. Er ging davon aus, es gäbe einige Unterrichtsgegenstände, wie z.B. haushälterische Kenntnisse, Stricken und Nähen, die für alle Mädchen unabhängig ihrer sozialen Schicht notwendig waren. Dazu sollten Mädchen der mittleren Stände „Erdbeschreibung“ und Geschichte, Lektüre von Büchern, Anfertigen von Schreiben u.a. eines Briefes, Zeichnen und Putzmachen lernen. Dazu wurden Mädchen der höheren Stände noch in Französisch in Rede und Schrift unterrichtet. Diese Kenntnisse sollen nur dazu dienen, die schon erwähnte Rolle der Gattin, Hausfrau und Mutter erfolgreich spielen zu können. Stuve äußerte sich aber über weitere intellektuelle Bestrebungen der Frauen wie folgt:

Ich tadle es von ganzem Herzen und mit lebhaftem Unwillen, wenn man bei der Erziehung der Mädchen es darauf anlegt, dass sie Virtuosinnen, Künstlerinnen, Gelehrte, Philosophinnen, abstrakte Denkerinnen – ja wohl gar Dichterinnen werden *sollen*, oder wenn man es nur veranlasst, dass sie irgend etwas dergleichen werden *können*. Ich hasse an einem Frauenzimmer die Lesewut, die übertriebene Verfeinerung und die Überspannung der Ideen und Empfindungen, selbst der moralischen, die eitle lästige Sucht über gelehrte wissenschaftliche Dinge zu raisonnieren und zu disputieren, alle glänzende, prahlende und auszeichnende Eigenschaften, wodurch sie besondere Aufmerksamkeit der Welt auf sich zieht, ihrer eigentlichen und nächsten Bestimmung untreu wird, und in Gefahr gerät, in den unabsehblichen Abgrund der Eitelkeit, aus dem so wenig, als aus den Tiefen der Hölle, Rettung ihres Heils möglich ist, zu versinken.¹¹

Stuves Einstellung scheint für heutige Augen nicht nur reaktionär in Bezug auf die Frau sondern auch wegen der Einstufung in sozialen Klassen. Trotz des im Titel stehenden Ausdrucks „für alle Stände“ bedeutete die Vermischung der Mädchen aus allen Ständen nicht die Gleichbehandlung aller Schülerinnen.

¹¹ Stuve, J. *Ueber die Nothwendigkeit der Anlegung öffentlicher Töchterschulen für alle Stände. Eine Beilage*. In: Campe, *Ueber einige verkannte Mittel*, S. 62ff. zitiert in: Mayer, Christine. „Die Anfänge einer institutionalisierten Mädchenerziehung an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert“. In: Kleinau und Opitz, S. 380.

Bei diesen Töchterschulen sollte man auch im Auge behalten, wie die Bildung der Lehrerinnen gewesen ist. Erst 1803 wurde das Königliche Seminar für Erzieherinnen zu Berlin gegründet, vorher lernten die Lehrerinnen nur durch die Praxis. Sie gingen als Erzieherinnen in Privathaushalte oder als Hilfslehrerinnen in private Schulen. Für Unterricht in modernen Fremdsprachen qualifizierte sie vielfach die nationale Zugehörigkeit, für Unterricht in weiblichen Handarbeiten oder im Tanzen, die vorweisbare Fähigkeit. Eigentlich war die berufliche Tätigkeit einer der besten Auswege für gebildete Frauen, hauptsächlich für diejenigen, die nicht verheiratet waren, Erwerbsmöglichkeiten offen zu haben, ohne ihren sozialen Status zu beeinträchtigen. Was die Schülerinnen betrifft kann man sagen, dass das, was sie daran suchten eher mit der Verschaffung besserer Möglichkeiten, sich standesgemäß zu verheiraten, als mit der Erzielung einer akademischen Qualifikation verbunden war.

Ogleich Mädchenschulen eine Praxis des späten 18. Jahrhunderts waren, sah die von den für diese Arbeit relevanten Autorinnen erlebten Realität ganz anders aus, da Mädchen und Frauen in der Regel zu Hause und nicht in Schulen erzogen wurden. Obwohl die Mutter dabei auch eine wichtige Rolle spielen konnte, wurde diese Funktion in wohlhabenden Familien von Gouvernanten und Erzieherinnen erfüllt. Die Gouvernante organisierte den kindlichen Alltag und übernahm eventuell auch den Unterricht der Kinder. Mit etwa sieben wurden die Jungen aus den Händen der Gouvernante entlassen und einem Hofmeister oder Hauslehrer übergeben. Mädchen blieben der Gouvernante unterstellt und lernten von ihr französische Literatur, guten Briefstil, Konversationsfähigkeit, Musik und feine Handarbeiten und eventuell Deutsch und Englisch. Die der Gouvernante überlassenen Funktionen stimmen fast vollkommen mit denen der Mutterschaft überein. Gouvernanten wurden daher in wohlhabenden Familien zu der zweiten Mutter der Kinder und verfügten deswegen über Macht innerhalb des häuslichen Bereiches.

Unter den Gouvernanten waren diejenigen französischer Herkunft besonders beliebt, da in Frankreich früher als in Deutschland eine pädagogische Auseinandersetzung über die Inhalte und Methoden der häuslichen Mädchenerziehung eingesetzt hatte. Deutsche Erzieherinnen gewannen allmählich an Einfluss, v.a. als die Erhöhung des Deutschen als Nationalsprache zu einem wesentlichen Element auf dem Weg zur politischen Einheit wurde. Diese deutsche Erzieherinnen verfügten über keine akademische Qualifikation, sondern ein energisch betriebenes Selbststudium befähigte

sie im Unterricht von Briefstil, Literatur, Musik, Geschichte, Geographie, modernen Fremdsprachen, Naturgeschichte, Philosophie, feinen Handarbeiten und Zeichnen.

Obwohl es in der Aufklärung kein explizites Studienverbot für das weibliche Geschlecht gab, kann man nicht von einem echten Beginn des Frauenstudiums in Deutschland bis 1900 sprechen. Universitäten waren Orte der männlichen Sozialisation, von denen Frauen nicht aus rechtlichen aber aus gesellschaftlichen Gründen ausgeschlossen wurden. Die Ursache dafür war die damals übliche geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zwischen dem außerhäuslichen Erwerbsleben des Mannes und der innerhäuslichen Reproduktionsarbeit der Frau, bei der keine universitäre Ausbildung notwendig war. Dennoch gab es einige Frauen, die die Universität besuchten, und ich möchte hier kurz diejenigen Frauen erwähnen, die den ersten Schritt getan haben, damit Frauen heute mit den gleichen Rechten und Pflichten wie die männlichen Kollegen am akademischen Leben teilnehmen können.

Christiane Mariane von Ziegler war die erste Frau der deutschen Geschichte, die *poeta laureata* ernannt wurde, was ein Privileg für Universitätsprofessoren war. Louise Gottsched geb. Kulmus konnte den Vorlesungen ihres Mannes, die in einem dafür vorgesehenen Raum im Privathaus abgehalten wurden, hinter einer angelehnten Tür folgen, ohne von männlichen Studenten gesehen zu werden. Friderika Baldinger heiratete einen Professor der 1734 nach aufklärerischen Gedanken gegründeten Göttinger Universität. Sie sah in dieser Heirat eine Möglichkeit ihren Bildungshunger mit den Erwartungen, die an eine bürgerliche Frau gestellt wurden, in Einklang zu bringen.¹² Im Jahr 1742 veröffentlichte Dorothea Christiane Erxleben, die erste Doktorin der Medizin der deutschen Geschichte, *Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das weibliche Geschlecht vom Studiren abhalten*, die heutzutage besonders interessant wird, da sie Stellung zu den Umständen einer Frau ihrer Zeit nimmt. Erxleben findet keine Gründe für die Unterrepräsentanz der Frauen an Universitäten und übt starke Kritik an der herrschenden Angst vor der Koedukation, die sie für unlogisch hält, da Frauen und Männer doch bei anderen „gefährlicheren“ gesellschaftlichen Anlässen und Festen zusammenkommen. Erxleben spricht gegen das Argument, dass es einer Frau nicht erlaubt sein dürfte, aus ihrer Bildung Kapital zu schlagen, und ermuntert Frauen dazu, z.B. als Lehrerinnen oder Übersetzerinnen zu arbeiten und Geld zu verdienen.

¹² Vgl. Niemeyer, S. 284.

Obwohl die Bildung dieser Frauen wesentlich höher als im Durchschnitt war, bedeutet dies nicht, dass sie der allgemeinen Pflichten der Frauen enthoben wurden. Da es für sie unmöglich war, sich gegen die Bestimmung zur Gattin, Hausfrau und Mutter zu wehren, konnten sie im besten Fall die eigenen intellektuellen Bestrebungen mit den häuslichen Pflichten vereinbar machen. Als Beispiel dafür kann das alltägliche Leben Louise Gottscheds gelten, mit der einzigen Ausnahme, dass sie keine Kinder zur Welt brachte:

Luise war ihr Leben lang eine hochintelligente, fleißige und treue Helferin, Sekretärin und geistige Zuarbeiterin, die zu den Publikationen ihres Ehemannes Übersetzungen, Vorarbeiten und Konzepte, gelegentlich auch eigene kleine Beiträge lieferte. Dazu besorgte sie selbstverständlich die „Wirtschaftsangelegenheiten an Küche, Wäsche und Kleidungen... ohne alles Geräusch aufs ordentlichste“, wie Gottsched nach ihrem Tode in der von ihm veranstalteten Gedenkausgabe ihrer *Sämtlichen Kleineren Gedichte* schrieb.¹³

Die von Louise Gottsched geleistete Arbeit war so erschöpfend, dass sie diese als einen der Gründe hielt, der zu ihrem frühen Tode führen könnte, wie sie selbst an eine Freundin ein paar Monate vor ihrem Tod im Jahre 1762 schrieb.

Fragen Sie nach der Ursache meiner Krankheit? Hier ist sie. Acht und zwanzig Jahre ununterbrochene Arbeit, Gram und im Verborgenen und sechs Jahre lang unzählige Thränen sonder Zeugen, die Gott allein hat fließen sehen; und die mir durch meine eigene und hauptsächlich durch die allgemeine Noth und die erlittenen Kriegsdrangsalen so vieler Unschuldigen ausgepreßt worden.¹⁴

Obwohl diese Belastungen die Möglichkeiten der persönlichen und geistigen Entwicklung der Frauen stark beschränkten, könnte man in der Doppelbelastung solcher Frauen auch einen Vorteil finden so wie Therese Huber dies Anfang des 19. Jahrhunderts tat. Sie wollte den alten Fluch in Segen verwandeln:

Phantasie und Kenntnisse des Alltags, der anderen Realität der Frauen, seien nicht nur eine Benachteiligung, sondern der Gewinn, den Schriftstellerinnen aus ihrer Doppelbelastung und ihrem Dilemma der gesellschaftlichen Doppelrolle beziehen können und sollen.¹⁵

¹³ Becker-Cantarino, Barbara. *Der lange Weg zur Mündigkeit. Frau und Literatur (1500-1800)*. Stuttgart: Metzler, 1987, S. 267.

¹⁴ Gottsched, Luise Adelgunde Victorie. „*Mit der Feder in der Hand*“. *Briefe aus den Jahren 1730-1762*. Hrsg. Inka Kording. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1999, S. 313.

¹⁵ Heuser, Magdalene. „Stationen einer Karsch-Nachfolge in der Literatur von Frauen des 18. Jahrhunderts: Caroline von Klencke, Helmina von Chezy und Therese Huber“. In: Bennholdt-Thomsen, Anke und Anita Runge (Hrsg.). *Anna Louisa Karsch (1722-1791): Von schlesischer Kunst und Berliner ‚Natur‘*. Göttingen: Wallstein, 1992, S. 160.

3.3. Die belehrende Rolle der Frauenzeitschriften. Sophie von La Roches Beitrag als Herausgeberin der *Pomona*

Wie aufgezeigt wurde, war Frauenbildung in der Regel kein Thema in der öffentlichen Diskussion, sondern sie fand eher im Privatbereich statt. Besonders nennenswert ist die Rolle der Frauenzeitschriften. Auf der einen Seite waren sie ein Mittel zur Befriedigung der Bildungsbedürfnisse der Frauen, aber auf der anderen Seite wurden die Befürworterinnen dieser Zeitschriften als schlechte Hausmütter betrachtet, die ihre mit dem Haushalt verbundenen Pflichten beiseite schoben, um sich mit männlichen Aktivitäten zu beschäftigen.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden schon die ersten moralischen Wochenschriften veröffentlicht, die die Frauenbildung nur auf die Förderung der häuslichen Glückseligkeit bezogen. Es war erst ab 1760, als viele Verleger und Autoren die Frauen der höheren Stände als eine gewinnbringende Zielgruppe entdeckten. In den Artikeln der Wochenzeitschriften wurde ständig auf die spezifisch weibliche Bestimmung zur Gattin, Hausfrau und Mutter hingewiesen. Diese neue Gattung der Journale wurde erst mal lange Zeit nur von Männern herausgegeben, aber Frauen – mitunter waren sie die Ehefrauen der Herausgeber – waren auch beteiligt, indem sie ihre eigenen Texte und Übersetzungen lieferten. Ab 1779 erschienen jedoch mindestens zwölf Zeitschriften, die von Frauen für Frauen gegründet wurden. Der Unterschied zu den von Männern veröffentlichten Journalen war, dass die Verfasserinnen dank ihrer eigenen Erfahrung und Einfühlsamkeit für die Belehrung der Leserinnen geeigneter waren. Die ersten Frauen, die Journale herausgaben, suchten Schutz in der Anonymität, da die Teilnahme ihres Geschlechts an der literarischen und geschäftlichen Welt gesellschaftlich schlecht angesehen war. 1779 gründete Ernestine Hoffmann die Wochenschrift *Für Hamburgs Töchter* unter einem männlichen Pseudonym und denunzierte dabei die außerhäusliche Geselligkeit mancher Frauen. Im selben Jahr gab Charlotte Hezel zum ersten Mal ihre Zeitschrift *Wochenblatt für's Schöne Geschlecht* heraus. Sie unterzeichnete auch nicht mit ihrem Namen, sondern einfach als „die Verfasserin des Wochenblatts“. Dass sie ihre Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht bekannt macht, ist insoweit relevant, da ihre Stellung jener Ernestine Hoffmanns vollkommen widerspricht. Hezel kritisierte die bloße Hausarbeit einer Frau für den Mann als unwürdige Vernachlässigung der intellektuellen und künstlerischen Kapazitäten.

Eine der ersten Frauen, die ihren Namen bei der Herausgabe einer Zeitschrift bekannt gegeben hat, war Sophie von La Roche, die 1783 *Pomona für Teutschlands Töchter* gründete. Dabei verfolgte sie einen doppelten Zweck: Zum einen wollte sie im persönlichen Bereich das Familieneinkommen aufbessern. Zum anderen, und zwar als gebildete Frau, die der Pädagogik der Zeit etwas anzubieten hatte, versuchte sie an der Verbreitung enzyklopädischen, aber zugleich tugendhaften Wissens teilzunehmen. Auch unter ihrem Namen gab Caroline Friederike von Kamiensky *Luna, für die Gönner meiner Muse* zwischen 1788 und 1790 heraus.

Dennoch gab es immer noch einige Frauen, die Anonymität oder Pseudonyme bei der Veröffentlichung ihrer Werke vorzogen. Z.B. erschienen ab 1790 in *Museum für Frauenzimmer von einigen Mitschwestern* manche literarische Texte, die einfach als bloße Nebenbeschäftigung angefertigt wurden und die daher mit der Ausnahme der zu dieser Zeit schon bekannten Dichterinnen Anna Louise Karsch und Sophie Albrecht mit Pseudonymen unterschrieben wurden.

Eine der wichtigsten Herausgeberinnen solcher Journale war Marianne Ehrmann, die zusammen mit ihrem Ehemann den Unterhalt mit Hilfe ihrer Zeitschriften, u.a. *Amaliens Erholungsstunden* von 1790 bis 1792 und *Die Einsiedlerin aus den Alpen* in den Jahren 1793 und 1794, erwirtschaftete. Obwohl ihre vielsprechende Karriere wegen des 1794 erlassenen „Allgemeinen Landrechtes der Preußischen Staaten“¹⁶ harsch gestoppt wurde, gilt sie als frauenrechtlerische Kämpferin, die als Präzedenzfall für den Frühfeminismus eine wichtige Rolle spielte. Eine ähnliche Denkweise wurde in *Unterhaltung von Abendstunden, Vaterlands Töchtern geweiht* (1792-93) vertreten, die von einer „Gesellschaft bairischer Frauenzimmer“ herausgegeben wurde, und hinter der, wie man erst Jahre später erfuhr, die Schwestern Catharina von Hesse und Xaveria Bossi von Löwenglau standen. Sie dachten, dass Frauen über die gleichen Verstandeskräfte wie die Männer verfügen und dass sie diesen sogar an Lebhaftigkeit und Scharfsinn überlegen seien. Trotz des Erlasses des schon erwähnten Gesetzes 1794

¹⁶ Nach diesem Landrecht wurde die Teilnahme der Frau an gesellschaftlicher Durchführung verboten und sie wurde sowohl rechtlich als auch gesellschaftlich unter eine männliche Autorität gestellt: „Die patriarchalische Grundform der Ehe wird verankert, indem der Mann ausdrücklich zum ‚Haupt der ehelichen Gesellschaft‘ erklärt wird. Die Ehefrau teilt seinen Wohnsitz, seinen Stand und Namen und muß den Haushalt führen; ohne seine Genehmigung darf sie keine außerhäuslichen Tätigkeiten oder Gewerbe anführen. [...] Der Ehemann ist der gerichtliche Vormund seiner Frau, ‚schuldig und befugt, die Person, die Ehre und das Vermögen seiner Frau in und außer Gerichten zu verteidigen‘. Die Ehefrau darf in der Regel ohne Hinzuziehung ihres Ehemannes keinen Prozeß führen und keine Rechtsgeschäfte abschließen, wodurch ihr irgendwelche Verpflichtungen erwachsen“. (Becker-Cantarino 1987, 59) Die in diesem Zitat enthaltenen Hinweise stammen aus Hans Dernburgs *Lehrbuch des preußischen Landrechts*, Bd. 3: *Eherecht*.

wurden die Zeitschriften *Ökonomisches, moralisches und gemeinnütziges Journal für Frauenzimmer* (1794-95) von Johanne Katharine Schulze und Christine Dorothea Güruth und *Archiv der weiblichen Belehrung und Unterhaltung* (1796) von vier Schwestern aus Berlin veröffentlicht. Jedenfalls und trotz dieser letzten Versuche brach die Kette der von Frauen verfassten Frauenzeitschriften um die Jahrhundertwende ab, so dass diese wieder von Männern, zumindest bis zur Revolution 1848, herausgegeben wurden.

Obwohl die Publizistinnen der behandelten Frauenzeitschriften im Schnitt einzig „Belehrung und Unterhaltung“ verfolgten, ohne das herrschende Weiblichkeitsideal in Frage zu stellen, setzten sie verschiedene Akzente auf die Herzens- oder auf die Verstandesbildung. In diesem Kontext ist die Rolle der genannten Frauenzeitschriften allgemein und die der *Pomona* spezifisch als eine auf die duale Geschlechterkonzeption der Spätaufklärung bauende Emanzipationsstrategie zu verstehen. In anderen Worten erblickten viele Frauen in den steigenden Anforderungen an die Gattin, Hausfrau und Mutter eine Chance, sich zu anregenden Gesprächspartnerinnen und Erzieherinnen weiterzubilden, wie es in diesen Frauenjournale empfohlen wurde.

Als Sophie von La Roche mit der Herausgabe von *Pomona für Teutschlands Töchter* 1783 anfang, war sie schon eine respektierte und anerkannte Stimme innerhalb des deutschen kulturellen Lebens der Zeit dank des Erfolges ihres 1771 veröffentlichten Briefromans *Geschichte des Fräuleins von Sternheim*. Mit *Pomona* schuf sie ein zum interaktiven Dialog mit den Leserinnen gerichtetes Forum, das einen öffentlichen Weg für persönliche Erfahrung öffnete, indem sie Frauen aus dem Mittelstand und der Aristokratie ermöglichte, dass sie über die Wichtigkeit des Lernens in ihrem Leben sprachen. La Roches Schriften dienten dazu, die Frauen über intellektuelle Themen zu informieren, sie aber gleichzeitig über die weibliche Tugend zu belehren. Diese Vielfalt der Aufgaben der Frau in der aufgeklärten Gesellschaft führte zu einem innerlichen Konflikt zwischen der Gelehrsamkeit, die nach männlichen Vorbildern aufgebaut wurde, und den zeitgenössischen Vorschriften über die Weiblichkeit in mittleren und gehobenen Ständen. Sophie von La Roche befand sich selbst in diesen Umständen und beschrieb ihre Lage, indem sie sich als „die Tochter von Vater Kultur und Mutter Natur“¹⁷ bezeichnete. Um diese Problematik zu überwinden, stellte sie die Figur Linas als die erfolgreiche Fusion der weiblichen Tugend und des Lernens durch

¹⁷ Naumann, Ursula. „Das Fräulein und die Blicke: Sophie von La Roche.“ *Zeitschrift für deutsche Philologie* 107 (1988), S. 489.

Nachforschungen vor. Diese fiktionale Schöpfung sollte als Entwicklungsvorbild aller Frauen gelten. Lina wird in Briefen dargestellt, aber nicht durch diejenigen, die sie selber an Pomona schreibt. Ihre Haltung und Denkweise wird sowohl von Pomonas Briefen an sie geschildert, als auch durch die Briefe ihres Bruders und ihrer Tante. In den von Pomona an Lina geschriebenen Briefen wird sie dazu ermuntert, ihre Bücher aufzuschlagen und nach den Antworten auf ihre Fragen zu suchen, um auf der einen Seite ihren Wissensdurst zu löschen, und auf der anderen Seite eine engere Beziehung zu Gott und seiner Schöpfung zu schließen. Dabei würde sie auch ein befriedigenderes moralisches Leben erreichen, „indem wir [Frauen] unsern Verstand, Einsichten, Fleiß und Geschicklichkeit üben“.¹⁸

La Roche bezieht sich in ihrer Rolle als Herausgeberin der Zeitschrift und „Mutter“ ihrer Leserinnen nicht im Besonderen auf die weiblichen Kapazitäten sondern sie spricht vielmehr über das von der Natur bestimmte Schicksal der Frauen:

Da wir von der Natur und des besten Gesetzen bestimmt sind, durch freundliches Bezeugen und Güte alles, was uns umgibt, glücklich zu machen; so möchte ich nur suchen, die Blumen zu zeigen, welche schon auf dem Weg unserer Bestimmung wachsen, und die benennen, welche wir noch ohne viele Mühe mit Herz und Vergnügen in unser Gebiet verpflanzen können.¹⁹

Durch diese auf die Natur beruhende Metapher bezieht sich Sophie von La Roche auf Rousseau, wobei der für die Frau belegbare Ort deutlich beschränkt wird. Für ihn besteht die weibliche Tugend ausschließlich darin, dem Mann gefällig zu sein, wie Kant in den 1760er und Herder in den 1770er Jahren bekräftigen. Diese Denker denunzierten die weibliche Gelehrsamkeit als eine unnatürliche Aneignung einer Tätigkeit, die sie für inhärent im männlichen Geschlecht hielten und als Verstoß gegen die angeborene weibliche Bescheidenheit und gegen den instinktiven Drang zum Gefälligkeitsein. Die Erzählerstimme in *Briefe an Lina* legt ein Lippenbekenntnis zu der Gleichstellung von weiblicher Tugend mit Moral, Bescheidenheit und gute Taten ab, aber räumt gleichzeitig einen Platz für die Bildung der Frauen ein. Indem sie Erlebniswege, die Welt zu sehen und zu verstehen, fördert, folgt sie den pädagogischen Theorien mancher Bildungsreformatoren wie z.B. Campe. Jedenfalls liegt die Bestätigung eines

¹⁸ La Roche, Sophie von. *Pomona, für Teutschlands Töchter*. 4 Bde. Stuttgart: Speyer, 1783-84. München: K.G. Saur, 1987, S. 415 zitiert in: Sotiropoulos, Carol Strauss. „Pomona, für Teutschlands Tochter: Sophie von La Roche as Editor, Educator, and Narrator“. *Colloquia Germanica: Internationale Zeitschrift für Germanistik* 33.3 (2000), S. 219.

¹⁹ *Pomona*, 1:3-4 zitiert in: Sotiropoulos, S. 216.

tugendhaften Lernens auf die Anerkennung einer männlichen Figur, in diesem Fall Linas Bruder. Er wird als Vorbild für alle Männer, gegenüber denen Lina gefällig sein soll, gelten, d.h. sie muss lernen wie eine tugendhafte Frau einen künftigen Ehemann behandeln soll.

In *Pomona für Teutschlands Töchter* bezieht sich Sophie von La Roche auf drei verschiedene Ebenen, auf denen die Bildung eine Rolle spielt. Erstens muss eine kameradschaftliche Ehefrau in der Lage sein, ein intelligentes Gespräch zu führen. Zweitens sind Bildungsbedürfnisse nötig, um den Haushalt erfolgreich zu arrangieren. Und drittens, obwohl La Roche nur en passant darüber schreibt, spielt die Mutter als lebensstiftende und erziehungsfähige Figur eine sehr wichtige Rolle, die sogar mit staatlichen Interessen verbunden ist. Mit dieser dreifachen Spaltung versucht sie den Konflikt zwischen den intellektuellen Förderungen der Frauen und ihrer gesellschaftlichen Bestimmung als Gattin, Hausfrau und Mutter aufzulösen.

Obwohl gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Tradition der von Frauen für Frauen herausgegebenen Journale ihrem Ende nahte, ist Sophie von La Roches Beitrag nicht fruchtlos gewesen. Eigentlich hat die Ausbreitung von Mädchen- und Frauenschulen im 19. Jahrhundert dem von La Roche gepflanzten Keim im Rahmen der Befriedigung individueller intellektueller Strebungen und der Ausbildung einer Nation viel zu verdanken.

4. Die Briefautobiographie von Anna Louisa Karsch. Ihre vier autobiographischen Briefe an J.G. Sulzer

Von den drei ausgewählten Briefautobiographien von Frauen, die das Korpus der vorliegenden Studie bilden, ist das Selbstzeugnis von Anna Louisa Karsch (1722-1791) als erstes zu behandeln. Zum einen ist dieses vor Elisa von der Recke und Elisabeth Stägemann entstanden und kann deshalb als entwicklungsweisend gelten. Zum anderen gilt Anna Louisa Karsch nach wie vor als die erste selbstständige deutschsprachige Autorin, die mit ihrer künstlerischen Tätigkeit den Lebensunterhalt für ihre Familie verdiente. Verschiedene Literaturkritiker haben die Rolle der Karschin nach solchen Parametern betont, u.a. Becker-Cantarino:

Die Karschin war die erste selbständige, vom Schreiben lebende Autorin in Deutschland, die sich dazu ohne Schulbildung aus „einem Stande..., der zunächst an den niedrigsten grenzt“, wie es im Vorwort ihrer Gedichte von 1764 heißt, in den bürgerlichen Dichterberuf hineingearbeitet hatte.¹

James Knowlton beschreibt, wie die Ausübung des literarischen Schreibens ihr bei den alltäglichen Notwendigkeiten geholfen hat:

She had no income that was not directly a result of her poetry [...]. She wrote *Gelegenheitsgedichte* and impromptus for her supporters, who in turn provided her with meals, lodging, clothing, spending money, and education for her children. Thus, Karsch was probably the first professional writer in German literary history.²

Die vorherrschende Stelle ihrer autobiographischen Texte innerhalb der gesamten literarischen Produktion der Karschin entspricht nicht nur dem Interesse meiner Studie, sondern schon zu ihren Lebenszeiten wurde ihre Biographie neben und sogar vor ihrer schöpferischen Kraft geschätzt. In die Literaturgeschichte, aus der sie Jahrzehnte lang verschwunden war, wurde sie prinzipiell wegen ihres merkwürdigen, außergewöhnlichen Lebens aufgenommen:

[i]n der literarischen Welt des 18. Jahrhunderts bis heute [...] wird offenbar, daß sich eine Verschiebung des Interesses vom Werk hin auf das Leben der Anna Louisa Karsch bereits ausgesprochen früh vollzieht. [...] In der Fokussierung auf das Selbst- und Fremdbild der Dichterin, wie es sich in Autobiographie und Biographie widerspiegelt, werden somit sozial- und

¹ Becker-Cantarino, Barbara. *Der lange Weg zur Mündigkeit. Frau und Literatur (1500-1800)*. Stuttgart: Metzler, 1987, S. 275.

² Knowlton, James. „Inventing an Author. The (Self-)Constructed Authorship of Anna Louisa Karsch as Reflected in an Autobiographical Poem“. In: *Colloquia Germanica: Internationale Zeitschrift für Germanistik* 27.2 (1994), S. 111.

kulturgeschichtliche Fragestellungen berücksichtigt, so etwa im Hinblick auf die Bildungs- bzw. Lesegeschichte der Dichterin oder ihre Erfahrungen als Ehefrau, Hausfrau und Mutter.³

Die Besonderheit ihres Lebens ist prinzipiell durch ihr Geschlecht bestimmt. Obwohl ihr Leben nicht immer eine aufsteigende und erfolgreiche Richtung genommen hat,⁴ macht die Tatsache, dass sie eine schreibende Frau, die sich folglich gegen die Konventionen gestellt hat, sie zu einer besonders interessanten Figur für die feministische Forschung, die sie aus der Vergessenheit rettet:

In den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts erwacht das Interesse an Leben und Werk der Anna Louisa Karsch erneut. Im Zusammenhang mit dem Versuch, die Sozialgeschichte der Frau zu schreiben und die dort gewonnenen Erkenntnisse für die Erforschung der literarischen Tätigkeit der Frau in der Geschichte nutzbar zu machen, gelangen eine Vielzahl von unbekanntem oder vergessenen Schriftstellerinnen in das Blickfeld der Forschung. (Schaffers, 199-200)

Anna Louisa Karschs Selbstzeugnisse sollen hier unter dem Gesichtspunkt ihrer Briefform neu betrachtet werden. Diese Briefe sind im Rahmen der regen Tätigkeit der Karschin als Briefschreiberin zu kontextualisieren. Obwohl sie vorwiegend aus ihrer Tätigkeit als Dichterin ihr Leben gemacht hat, kann man den quantitativen und qualitativen Wert ihrer Briefe nicht vergessen:

Nun hatte das Leben der Karsch in einer ganz anderen Gattung einen angemessenen Ausdruck gefunden als in der Dichtung, nämlich im Brief, obgleich sie dem Trend der Zeit nicht im mindestens folgte, die den Brief als Kunstwerk statuierte. [...] Gerade dadurch aber, daß sie ihre Briefe nicht künstlich entwarf, sondern spontan hineinwarf, erfüllte sie die Erfordernisse der neuentdeckten Gattung in besonderem Maße.⁵

³ Schaffers, Uta. *Auf überlebtes Elend blick ich nieder. Anna Louisa Karsch – Literarisierung eines Lebens in Selbst- und Fremdzeugnissen*. Göttingen: Wallstein, 1997, S. 9 und 13.

⁴ „Das Leben der Anna Louisa Karsch wird häufig präsentiert als eine Geschichte in auf- und absteigender Linie. Besonderes Interesse finden hierbei die Kindheit in Schlesien und Polen sowie der Aufstieg der Schneidersfrau zur „deutschen Sappho“. Dem Aufstieg folgt der gesellschaftliche wie auch künstlerische Abstieg: Nach der Veröffentlichung der ersten großen Gedichtssammlung (1764) und der einsetzenden öffentlichen Kritik erscheint die Karschin als Bittstellerin in hohen Häusern, als „Produzentin“ vieler schlechter Gelegenheitsgedichte und Episteln, als Wohltäterin für Bedürftige, aber nicht mehr als ernstzunehmende Dichterin.“ Pott, Ute. „Berlin - Halberstadt - Berlin: Anna Louisa Karsch und Caroline Luise von Kléncke als Autorinnen im Briefwechsel mit Johann Wilhelm Ludwig Gleim“. In: Bennholdt-Thomsen, Anke und Anita Runge (Hrsg.). *Anna Louisa Karsch (1722-1791): Von schlesischer Kunst und Berliner ‚Natur‘*. Göttingen: Wallstein, 1992, S. 94.

⁵ Schlaffer, Hannelore. „Naturpoesie im Zeitalter der Aufklärung. Anna Luisa Karsch (1722-1791). Ein Portrait“. In: Brinker-Gabler, Gisela (Hrsg.). *Deutsche Literatur von Frauen, Erster Band: Vom Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts*. München: Beck, 1988, S. 323.

4.1. Brief und Biographie

Der Briefpartner der Karschin, der im Laufe ihres Lebens die wichtigste Rolle als Freund und Kunstrichter gespielt hat, war Johann Wilhelm Ludwig Gleim, mit dem sie zwischen den Jahren 1761 bis zu ihrem Tod 1791 über 1200 Briefe wechselte. Ab Mitte der 70er Jahre beteiligte sich auch Karschins Tochter, Caroline von Klencke, an diesem Briefwechsel, aber „grundsätzlich ist festzuhalten, dass Anna Louisa Karsch die erste und wichtigere (Brief-)Freundin Gleims war und blieb.“⁶ Gleim verdankt die Karschin viel auf ihrem Weg zur Konsolidierung als Schriftstellerin, durch ihn gelingt es ihr ihre Gedichte zu veröffentlichen und ihm verdankt sie auch die Bezeichnung als „deutsche Sappho“, mit der sie bekannt wurde:

Die ihr zugeschriebene Rolle der „deutschen Sappho“ entsprach zwar der literarischen Konvention der etablierten (männlichen) Literaten der Anakreontik [...]. Während die Dichter sich mit Horaz, Vergil oder Anakreon anredeten und verglichen, hatten sie als traditionsreichen Namen aus der Antike für die Ausnahme, für eine Frau, nur denn einer Sappho.⁷

Gleim fungierte als Vermittler zwischen seiner Entdeckung – der armen, ungebildeten, aber literarisch begabten Frau vom Lande – und dem Philosophen und Pädagogen Johann Georg Sulzer (1720-1779), der gerade seine Theorie des Naturtalents entwickelte und eine Verkörperung seiner Gedanken suchte. Während die Beziehung zwischen Anna Louisa Karsch und Gleim durch ihren fast täglichen Briefwechsel erhalten ist, handelt es sich bei Sulzer um keine tiefe persönliche bzw. intellektuelle Beziehung sondern um ein isoliertes Phänomen. Es ist kein ausführlicher Briefwechsel zwischen Karsch und Sulzer bekannt, sondern nur die hier zu analysierenden Briefe von Anna Louisa Karsch an Sulzer. Wie und warum sind diese Briefe überhaupt entstanden?

Wie schon erwähnt, kannte Sulzer die Karschin durch Gleim und sah in ihr einen lebenden Beweis für seine ästhetischen Prinzipien. Aus diesem Grund und um sie der intellektuellen Welt vorzustellen, wollte Sulzer die Gedichte der Anna Louisa Karsch veröffentlichen. Zu diesem Zweck wollte er die Vorrede zu den *Auserlesenen Gedichten* schreiben, wobei er darauf Nachdruck legen wollte, dass sie aus einer sehr armen Familie stammte und ihr der Zugang zur Bildung verwehrt war. Er bat die Karschin,

⁶ Pott, Ute. „Die Freundschaft und die Musen: Gleim in seinen Briefen an die Dichterin Anna Louisa Karsch und ihre Tochter Caroline Luise von Klencke“. In: Kertscher, Hans-Joachim (Hrsg.). *G. A. Bürger und J. W. L. Gleim*. Tübingen: Niemeyer, 1996, S. 44-45.

⁷ Becker-Cantarino, Barbara. „Die ‚deutsche Sappho‘ und ‚des Herzogs Spießgesell‘. Anna Louisa Karsch und Goethe“. In: Bennholdt-Thomsen und Runge, S. 128-129.

ihm ihr Leben nachzuerzählen, so dass er einige Passagen in der Vorrede benutzen konnte. Als Antwort auf diese Bitte bekam er vier Briefe, von denen drei im Herbst 1761 und der vierte im September 1762 niedergeschrieben wurden.⁸

Aus diesem Punkt lassen sich zwei Folgerungen schließen. Die erste war, dass sie kein primäres Bedürfnis nach Selbstreflexion und Rückschau empfand, sondern dass die Niederschrift ihrer Lebensbeschreibung durch einen äußeren Agenten motiviert wurde.

Es kann die Autobiographie also nicht als Spiegel eines Lebens erachtet werden, sondern bestenfalls als Spiegelung des Vorgangs der persönlichen Verarbeitung und Bewältigung der eigenen Lebensumstände sowie als eine persönliche Lebensdeutung. (Schaffers, 17)

Die zweite Folgerung ist, dass die Karschin wusste, dass die Schilderung ihres Lebens, egal ob in Abschnitten oder in ganzer Länge, der Öffentlichkeit bekannt gemacht werden würde. Letzen Endes ist die Veröffentlichung ihrer *Auserlesenen Gedichten* von Seiten Sulzers nicht so minuziös gewesen, wie sie es am Anfang von ihm erwartet hatte. Sulzer verspätete sich in der Niederschrift der Vorrede und hatte dieses Projekt fast aufgegeben. Anna Louisa Karsch beunruhigte sich darüber, dass die Vorrede von Seiten Sulzers nicht so schnell wie geplant verfertigt wurde. Ihre Unruhe war eine verständliche Reaktion für eine schreibende Frau im 18. Jahrhundert, die vor der Veröffentlichung ihres ersten Buches stand. Tatsächlich war die Vorrede wesentlich für die Aufnahme eines Werks weiblicher Autorschaft, da in dieser sie und ihre literarische Aktivität von einer männlichen anerkannten Hand rechtfertigt werden sollte. Die sonst versperrten Türen für den Zugang zur literarischen Öffentlichkeit konnte die Gönnerschaft eines bekannten Autors öffnen, „the patronage of a male writer in order to enter the male domain of literature, a domain of literature that was traditionally far removed from the domestic and private sphere of women.“⁹

Ein prototypisches Beispiel für die wichtige Rolle einer Vorrede zwecks der positiven Aufnahme eines Textes vom Seiten des Publikums ist der Fall von Sophie von La Roches *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* (1771), deren Vorrede Christoph Martin Wieland übernommen hatte.¹⁰ Spätere Werke wie Meta Liebeskinds *Maria. Eine*

⁸ Vgl. Niethammer, Ortrun. *Autobiographien von Frauen im 18. Jahrhundert*. Tübingen: Francke, 2000, S. 237.

⁹ Swanson, Christina. „Textual Transgression in the Epistolary Mode: Sophie von La Roche’s *Geschichte des Fräuleins von Sternheim*“. In: *Michigan Germanic Studies* 22.2 (1996), S. 144.

¹⁰ Vgl. Jirku, Brigitte E. „Wollen Sie mit Nichts... ihre Zeit versplitteln?“ *Ich-Erzählerin und Erzählstruktur in von Frauen verfassten Romanen des 18. Jahrhunderts*. Frankfurt: Lang, 1994, S. 139-168.

Geschichte in Briefen (1784) fingierten eine Vorrede nach dem Modell der *Sternheim*, um die Gunst des Publikums zu gewinnen.¹¹

Schließlich schrieb Sulzer als Antwort auf die Insistenz von Gleim eine schnelle Vorrede zum Gedichtband, wobei die Stimme der Karschin kaum zu hören war, da der Text eine Zusammenfassung in dritter Person des Originaltexts war, in dem den Gefühlen und der intimen Haltung der Karschin kaum Achtung geschenkt wurde.¹² Dadurch wird Sulzers Text zu einer kalten Wiedergabe von chronologisch geordneten Ereignissen:

Sie ist im Jahr 1722 an der Gränze von Niederschlesien, zwischen Züllichau, Schwiebus und Crossen an einem kleinen Orte gebohren. [...] In ihrem zehnten Jahre gingen die Mühseeligkeiten des Lebens an, die sie hernach, bis nahe an ihr vierzigtes Jahr, in so grossen Uebermaaß empfunden hat.¹³

Jedoch konnte sich Anna Louisa Karsch von diesem Ergebnis während der Niederschrift ihrer Briefe nicht bewusst sein, sondern sie ging davon aus, dass ihre Stimme in irgendeiner Form in der Vorrede zu ihrem eigenen Werk präsent wäre. Entscheidend für das Schreiben der Karschin ist der konkrete Zweck. Sulzer (1720-79) verteidigte die künstlerische Schöpfung, die nur von der Natur und vollkommen ohne akademische Bildung dem Dichter ermöglicht war. Seine Ästhetik widersprach derjenigen Gottscheds, indem Sulzer sich gegen die Fesseln der Dichtung an durch Vernunft erworbene Kenntnisse und für die Vorherrschaft der Subjektivität in der Literatur einsetzte:

Es ist eine alte und bekannte Anmerkung, daß die Dichter nicht durch Unterricht und Regeln gebildet werden, sondern ihren Beruf und ihre Fähigkeit blos von der Natur erhalten. (Karschin 1764, VII)

¹¹ Vgl. Liebeskind, Meta. *Maria. Eine Geschichte in Briefen*. Leipzig: Reich, 1784.

¹² „Sulzer hatte die Karschin 1762 darum [in einer Reihe von Briefen ihm ihr Leben bis zur Übersiedlung nach Berlin zu erzählen] gebeten, um aus diesem Material ein Vorwort zur ersten Ausgabe ihrer Gedichte zu schreiben. Als ein Jahr später die Gedichte schon gedruckt, aber das Vorwort immer noch nicht vorliegt, bittet sie in ihrer Verzweiflung Gleim um eine Einleitung. Dessen Hilfe war dann doch nicht nötig. Sulzer brachte das Vorwort rechtzeitig zu Papier, ohne allerdings den Originalton der Karschin zu nutzen.“ Karsch, Anna Louisa. *Herzgedanken: Das Leben der „deutschen Sappho“ von ihr selbst erzählt*. Herausgegeben und eingeleitet von Barbara Beuys. Frankfurt: Societaets-Verlag, 1981, S. 10 (Einleitung).

¹³ Karschin, Louise. *Auserlesene Gedichte*. Herausgegeben von Johann Wilhelm Gleim mit einer Vorrede von Johann Georg Sulzer. Berlin: bey Georg Ludwig Winter, 1764, S. VII (Vorrede).

Was Sulzer in der Karschin findet ist ein Beleg für seine Theorien, die Verkörperung seiner Thesen.¹⁴ Er interessiert sich für sie nicht als Freund oder Kunstrichter, wie es Gleims Fall war, sondern er fördert sie als Verkörperung für seine Ästhetik des Naturtalents.

Ohne Vorsatz, ohne Kunst und Unterricht sehen wir sie unter den besten Dichtern ihren Platz behaupten. Mit Bewunderung erfahren wir an ihr, wie die Natur durch die Begeisterung würket, und wie ohne diese kein Vorsatz und keine Bestrebung vermögend ist, dasjenige zu ersetzen, was ohne sie fehlt. Die Lieder, welche ihr am besten gelungen, sind alle in der Hitze der Einbildungskraft geschrieben. (Karschin 1764, IX)

Sulzers Perspektive war eine Neuerung im deutschsprachigen Raum, aber nicht überall im europäischen Bereich. Edward Young hatte in seinen *Conjectures on original composition* schon darauf gedeutet, dass Frauen bei der Produktion von Originalwerken im Vorteil seien und zwar „dank ihres kulturellen Mangels, ihrer vermeintlich geringeren kulturellen Selbstentfremdung und ihrer quasi paradiesischen Freiheit von allen ästhetischen und literarischen Wissenszwängen“.¹⁵ Nennenswert ist dabei, dass die parallele Arbeit von Sulzer und von anderen englischen Bewegungen auf der Suche nach dem Naturtalent es ermöglichte, dass die Karschin sofort nach der Veröffentlichung ihrer Gedichte schon außerhalb des deutschsprachigen Gebietes als Naturtalent geschätzt wurde. Dank der Karschin wird Deutschland das einzige Land, dessen selbstgelehrte Dichter mit denen Englands verglichen werden konnten.¹⁶

Die Karschin kannte Sulzers Stellung innerhalb der Debatte zwischen Natur und Bildung als Quelle für das literarische Talent und stellte sich als Verkörperung des ungebildeten Menschen dar, der die schöpferische Kraft beim Dichten rein von der Natur bekommen hat. Um diesen Erwartungen Sulzers zu entsprechen, hatte ihm Karsch bereits vor den vier autobiographischen Briefen andere Dokumente gewidmet. Zu denen gehört das Gedicht „An Herrn Professor Sulzer“ vom März 1761:

¹⁴ „The author Karsch was constructed as a demonstration object for the new theory, which was systematized in the work of Johann Georg Sulzer with help of Wilhelm Ludwig Gleim and his school. [...] When Sulzer invented Karsch as a theoretical construct, Gleim sought to shape her as a poet according to his own poetic mold.“ (Knowlton, 102)

¹⁵ Loster-Schneider, Gudrun. *Sophie La Roche: Paradoxien weiblichen Schreibens im 18. Jahrhundert*. Tübingen: Narr, 1995, S. 105-106.

¹⁶ „in 1764 [...] an article appeared in *Gentleman's Magazine* introducing Karsch as a natural genius to the English speaking world. [...] Germany is the only continental country to produce self-taught poets comparable to those in Britain.“ Prandi, Julie D. „Sexual imagery in the verse epistles of Robert Burns and Anna Louisa Karsch“. In: *Comparative Literature Studies* 43.1/2 (2006), S. 156.

Dir, o mein Freund, mein Sulzer, will ich singen,
 Den noch zu oft Empfindungen durchdringen
 Bis zu des Lebens Überdruß.
 Du sollst den Gram als Weiser einst bekämpfen,
 Sonst wird er ganz den schönsten Trieb verdämpfen.
 Den sanften Trieb zu Lieb und Kuß!

Der Ernst spricht männlich Dir im Angesichte,
 Und Dein Gespräch, voll Nachdruck und Gewichte,
 Wählt nie ein Wort von leichtem Scherz.
 Nie lachst Du laut, selbst bei dem Lächerlichen,
 Dein Lächeln aber sagt mir Redner-Sprüchen,
 Du habest kein versteintes Herz!

Umsonst verleugnen Deiner Stirne Falten
 Der Seele Bild; ich kenne die Gestalten
 Von den Empfindungen zu gut:
 Oh, mir entwischt nicht, was die Menschen fühlen!
 Die Lehrer auf der Weisheit hohen Stühlen
 Sind, so wie Dichter, Fleisch und Blut.

Der Frühling kommt mit Reizen für das Herze,
 Das Deine schwimmt noch halb in seinem Schmerze,
 Reiß es heraus und werde Dein!
 Ganz Dein! Dich hat der Gram genug durchdrungen,
 Hör die Natur in ihren Foderungen [sic],
 Und laß die Liebe Herrin sein!

Vernünftig, göttlich, Engeln wohlgefällig,
 Treu, dauerhaft, mit Tugenden gesellig
 War deine Liebe ehedem.
 So wird sie jetzt neu Dich bewohnen kommen,
 Und für die Zeit, von Trauren Dir genommen,
 Macht sie die Zukunft angenehm!

Sie kommt vielleicht daher, wo stolzer Friede
 An Bergen wohnt, die uns in Hallers Liede
 So prächtig vor dem Auge stehn!
 Sie bringet Dir den Frieden in den Busen,
 Und stiller als die unbesorgten Musen
 Wird Lieb und Freude mit Dir gehen!¹⁷

Anhand von diesem Gedicht können wir erst mal den allgemeinen Stil der Karschin beim Dichten beobachten. Ihre Kompositionen sind Gelegenheitsgedichte, die zu einem ganz spezifischen Anlass komponiert worden sind, in diesem Fall ist es der Tod von Sulzers Frau. Anna Louisa Karsch als Naturtalent befasst sich mit der Welt der Gefühle

¹⁷ Karschin, Anna Louisa. *Gedichte und Lebenszeugnisse*. Herausgegeben von Alfred Anger. Stuttgart: Reclam, 1987, S. 61-62.

und bezieht sich explizit auf die Natur, z.B. sie setzt den Frühling mit einer bestimmten emotionalen Stimmung gleich und stilisiert sich zu einer Stimme der Natur, die den Adressaten Ratschläge gibt. Außerdem können wir in diesem konkreten Gedicht an Sulzer zwei Phänomene betrachten, die bewusst eingeführt wurden, wahrscheinlich mit der Absicht den Gefallen Sulzers als Herausgeber für sich zu gewinnen: Erstens betont die Karschin die enge Beziehung zum Adressaten mit „mein Freund“, obwohl dokumentiert wurde, dass diese Beziehung keineswegs so eng war. In der Tat haben sich Sulzer und Anna Louisa Karsch erst ein Monat lang gekannt, als sie ihm solche Gedichte „ohne Scheu“¹⁸ widmet. Zweitens lässt sich dieses Gedicht als Loblied auf Sulzer lesen.

Anna Louisa Karsch war sich also bewusst, was Sulzer von ihrer Selbstschilderung erwartete. Und die Auswahl der Briefform ist auch nicht zufällig. Die Briefe sind primär an Sulzer geschrieben, mit ihm, „meinem Freund“, schließt die Karschin den „autobiographischen Pakt“. Bei der Niederschrift der vier Briefe ist sie allerdings schon davon ausgegangen, dass ihre Biographie aus eigener Hand auch ein breiteres Lesepublikum erreichen würde. Mit dieser gezielten sekundären Leserinstanz wird simultan der erste autobiographische Pakt aufrecht erhalten. Briefe waren zu dieser Zeit eine für Frauen geeignete Gattung. Auf der einen Seite wegen ihres fragmentarischen Charakters, d.h. das Schreiben von Briefen konnten Frauen jeder Zeit unterbrechen, um sich mit Haushalt und Familie zu beschäftigen. Auf der anderen Seite handelt es sich bei Briefen um keine öffentliche Schreibform, sondern um ein Kommunikationsmittel in der privaten Sphäre, wobei die gesellschaftliche Akzeptanz und die Bescheidenheit der Briefschreiberinnen nicht gefährdet wurden.¹⁹ Anhand der Darstellung der Autorin in den zunächst zu analysierenden Briefen merkt man, dass Anna Louisa Karsch keine konventionelle Frau ihrer Zeit war, da sie die genannte Trennung der Männer- und Frauenwelt überschritten hat. Die Auswahl der Briefform ist konsequenterweise eine bewusste Entscheidung der Autorin, um sich vor der Kritik der Öffentlichkeit zu schützen. Es handelt sich hierbei um eine Strategie, einen nicht akzeptierten Inhalt in einer akzeptierten Form darzustellen.

¹⁸ Barndt, Kerstin. „Mein Dasein ward unvermerkt das allgemeine Gespräch“. Anna Louisa Karsch im Spiegel zeitgenössischer Popularphilosophie.“ In: Bennholdt-Thomsen und Runge, S. 167.

¹⁹ Vgl. Arocas Martínez, Nuria C. „Gläserne Decken in Briefautobiographien von Frauen im ausgehenden 18. Jahrhundert: Anna Louisa Karsch und Elisa von der Recke“. In: Sabaté, Dolores und Marion Schulz (Hrsg.). *Die Gläserne Decke: Fakt oder Fiktion? Eine literarische Spurensuche in deutschsprachigen Werken von Autorinnen*. Frankfurt/Main: Lang, 2010, S. 33-50.

Inhaltlich hätte eine selbstbewusste Schilderung der Mühen und des Engagements in Bezug auf ihre eigene Bildung dem Begriff des natürlichen Genies widersprochen und ihr als Frau und der Veröffentlichung ihrer Gedichte schaden können. Um das zu vermeiden, spielt sie mit der Art und Weise, wie sie die verschiedenen Erfahrungen in ihrem Leben darstellt, und verändert ständig die Perspektive, aus der ihre Erfahrungen betrachtet werden sollen. Sie betont nachdrücklich die Episoden, bei denen ihre Beziehung zur Natur und zu der von ihr empfangenen schöpferischen Kraft an Wichtigkeit gewinnen, und behandelt en passant oder lässt einfach diejenigen Passagen aus, wo die Breite ihrer Kenntnisse ihre Benennung zum Vorbild als Naturtalent in Gefahr bringen könnte. Die Karschin betont, dass sie nie Zugang zur akademischen Bildung gehabt hat, sondern dass sie den Reiz zum Schreiben immer von der Natur bekam, was sie von literarischen Konventionen befreit und ihre innovative Art des Schreibens fördert.

Karsch, whose future career as a writer depended upon this debate, had early on understood that her best interests lay in underscoring her genius by portraying herself as an ill-educated child of nature. (Knowlton, 107)

Tanja Reinlein findet neben der schon erwähnten Zugehörigkeit zu einem armen gesellschaftlichen Milieu und der daraus folgenden mangelhaften Bildung eine dritte Möglichkeit, die Anna Louisa Karsch anwendet, um ihre Nähe zur Natur zu begründen, und zwar ihr wenig schmeichelhaftes Aussehen.²⁰ Auch Schaffers sieht in der Selbstdarstellung der Karschin eine Pose. Zum Zeitpunkt der Bekanntschaft mit Gleim ca. 1761 waren ihre Begabungen und ihre Bildung weitaus umfangreicher als sie gesteht. Diese abwertende Aussage über sich selbst passt in das Konzept der von der Natur hervorgebrachten und von herausragenden Köpfen geförderten Dichterin.²¹

Sulzer bestimmt als gezielte Leserinstanz das autobiographische Schreiben der Karschin. Erstens passt sich Anna Louisa Karsch an die von ihr erwartete Figur des Naturtalents an. Zweitens ist die Motivation zur Niederschrift dieses Selbstzeugnisses extern verursacht und entspringt nicht einem intimen Gefühl nach Introspektion. Drittens wird von ihr verlangt, dass sie – schon fast vierzigjährig – einen vollständigen Überblick ihres Lebens seit ihrer Geburt anbietet. Karsch schreibt die vier Briefe aus dieser Perspektive, wobei die Briefe den spezifischen Charakter eines üblichen

²⁰ Vgl. Reinlein, Tanja. *Der Brief als Medium der Empfindsamkeit. Erschriebene Identitäten und Inszenierungspotentiale*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2003, S. 117 und 121.

²¹ Vgl. Schaffers, S. 39.

Briefwechsels verlieren, da in diesem in der Regel kurze Episoden oder begrenzte Lebenspassagen geschildert werden. Ihre Briefe bilden dagegen eine Nacherzählung ihres Lebens aus der Perspektive der Rückschau. Briefe sind nicht mehr partielle Stilbilder von isolierten Szenen, sondern sie enthalten einen vollständigen, interpretierenden Blick auf ihre Vergangenheit. Dafür benutzt die Karschin Strategien von anderen literarischen Gattungen, z.B. sie erzählt die Vorgeschichte ihrer Familie sogar vor ihrer Geburt, d.h. Ereignisse, die keineswegs ihrem eigenen Gedächtnis entspringen können, sondern die sich notwendigerweise auf die Nacherzählung von anderen beziehen.

Man hat bei meiner Wiege weder von Ahnen noch von Reichthümern gesungen. Mein Großvater war in einer ländlichen Hütte mit dem Titel eines ehrlichen Mannes vergnügt. Sein gnädiger Herr und mehr als 15 umliegende Dörfer gaben ihm noch überdem den Lobspruch des besten Bierbrauers in Schlesien. Er unterrichtete seinen Sohn, der hernach mein Vater ward, in eben dieser Wissenschaft, und der Sohn verdoppelte seinen Fleiß in Zubereitung des Malzes, um gleich berühmt wie sein Vater zu werden. Seine Jünglingsjahre waren vorüber, als ihm meine Mutter bekannt ward. Sie war die Enkeltochter eines ehemaligen Amtmanns und von einer großmüthigen Landedelfrau erzogen. Dieser hatte sie aus Dankbarkeit vom zehnten bis zum siebenundzwanzigsten Jahr als Mädchen aufgewartet und zum Ueberfluß die Stelle einer Ausgeberin und eines Kochs bekleidet; 3 Aemter zugleich! Mein Vater erlöste sie von diesen vielen Aemtern, und die Dame gab ihr eine Aussteuer, die meine Großmutter ihr nicht geben konnte, weil sie arm und eine Witwe mit 7 Kindern war. Indessen hatte sie Ursach zu glauben, daß diese Tochter glücklich sein würde, und sie betrog sich nicht. Mein Vater bezog auf einer Meierei das Wirthshaus. Die Herrschaft ließ in Ansehung meiner Mutter ihm einige Vortheile; er verfertigte die Getränke selbst, die der Reisende forderte, bestellte die Küche, um dem hungrigen Wanderer Essen zu schaffen, und meine Mutter beschäftigte sich an seiner Seite. Er unterstützte sie in jedem Geschäft, und sie hat mir oft gesagt, ich hätte mein Leben dem besten und zärtlichsten Vater zu danken. Unschuldigerweise verdrängte ich meinen Bruder, als den Erstgeborenen, von der mütterlichen Brust. Er erlebte meine Ankunft am 1. Dezember 1722 nicht, und meine Mutter versagte mir ihren Kuß wegen der finstern Stirn, unter der ich hervorsah, als sie das erste Mal mich anblickte. Ich war niemals der Liebling ihres Herzens, und ich glaube, diese wenige Achtsamkeit auf mich ist Schuld, daß ich meine ersten Jahre durchlebte, ohne mir meines Daseins bewußt zu sein. (Karsch 1981, 23-24)

Wie aus dem Zitat hervorgeht, beginnt Karsch ihre Autobiographie mit der Darstellung von einigen Aspekten, die sie im Laufe der Briefe ständig betonen wird: Armut, mangelnde Bildung und lieblose Familienverhältnisse. Bei diesem ersten Fragment ihrer Lebensschilderung benutzt sie eine Erzählstrategie, die typisch für Romane ist, und

zwar die Heldin im Kontext der familiären Vorgeschichte zu situieren. Dieses Verfahren könnte auf den ersten Blick unglaubwürdig erscheinen und die Gültigkeit der autobiographischen Wahrheit beeinträchtigen. Außerdem benutzt die Karschin in ihren Briefen an vielen Stellen die Dialogform, die wiederum gegen die Prinzipien der Glaubwürdigkeit bei autobiographischen Zeugnissen verstößt. Rolf Tarot hat 1985 darauf hingewiesen, „es übersteige die Gedächtnisleistung des Menschen – zumal aus großer zeitlicher Distanz –, Wechselreden zwischen Personen wörtlich wiederzugeben“.²² An einigen Stellen der Briefautobiographie der Karschin überlappen sich beide Phänomene. Das folgende Zitat z.B. ist ein wortwörtlich eingeführtes Gespräch, das stattgefunden haben soll, als sie kaum 10 Jahre alt war und in dem sie dazu noch nicht ans Wort kommt. Mit der Anwendung der Dialogform versieht sie aber den Text mit dem Schein der Natürlichkeit, Lebendigkeit und Wahrscheinlichkeit.

„Herr Vetter“, sagte sie, „ich komme, meine Tochter abzuholen! Ich brauche sie künftig zur Wiege, und ich fürchte, sie wird verrückt im Kopfe werden, wenn sie fortfährt, Tag und Nacht über den Büchern zu liegen. Sie kann lesen und schreiben, dies ist Alles, was ein Mädchen wissen muß!“ – „Ja“, sagte mein Oheim, „es ist wahr; aber wollte sie nicht, daß ich sie so viel Latein lehrte, als ich selbst weiß? Sie bezeigt große Lust und weiß schon eine Menge Vocabeln auswendig!“ „Das kann sein“, sagte meine Mutter, „aber sie wird nicht studiren, und ich danke Ihnen für den guten Willen.“ (Karsch 1981, 26-27)

Um den Mangel an formeller Glaubwürdigkeit zu kompensieren, spielt der autobiographische Pakt eine wesentliche Rolle. Die Zweifel an der Wirklichkeit des Erzählten werden abgeschaffen, indem Anna Louisa Karsch sich ihrem Leser, d.h. Sulzer, simultan als Autorin, Erzählerin und Figur ihres Textes vorstellt. Dabei ist wiederum die Frage des Lesers zu behandeln, da ihre Autobiographie von der Existenz einer doppelten Leserschaft ausgeht. Während die sekundäre Leserinstanz nur implizit erscheint, gibt es explizit einen einzigen Leser, Sulzer, an den sie sich im Laufe der Briefe mehrmals wendet. Dabei kümmert sie sich um Sulzers Wohl als Leser: Sie sorgt für einfaches Verständnis – „Denn ich muss nicht vergessen Ihnen zu sagen, daß ich wieder in derjenigen Stadt lebte, auf deren Wiesen Rinder vor mir hergingen.“ (Karsch 1981, 32) – und Spannung – „Ich werde Sie mit keiner langen Beschreibung aufhalten.“ (ebd.) –, indem sie unnötige, schon bekannte Informationen nicht wiederholt, z.B. „Sie

²² Tarot, Rolf. „Die Autobiographie“. In: Weissenberger, Klaus (Hrsg.). *Prosa-kunst ohne Erzählen. Die Gattungen der nicht-fiktionalen Kunstprosa*. Tübingen: Niemeyer, 1985, S. 35.

wissen, mein Wertester, noch die folgenden Begebenheiten und das Gedränge der allgemeinen Sache vor dem Siege bei Roßbach.“ (Karsch 1981, 42)

Mit den gerade erwähnten Schreibstrategien kümmert sich Karsch eigentlich um das Wohl von beiden Leserebenen.²³ Anna Louisa Karsch ist sich bewusst, dass diese Vorrede nicht nur die Aufnahme ihrer Gedichte von Seiten des Publikums bestimmt, sondern auch die Aufnahme ihrer Person in den bürgerlichen und gebildeten Kreisen. Sie versucht aus diesem Grund, den Lesern zu gefallen. Barbara Becker-Cantarino meint sogar, dass sie ihren Stil und die Darstellung ihrer Erfahrungen dem Geschmack des Publikums anzupassen versucht:

Ihr Bericht (an Sulzer) ist zwar zurechtgestutzt für den Geschmack des Berliner literarischen Publikums, das sich für diese einfache Dichterin aus dem Volke eine Zeitlang interessiert hatte; sie beschönigt, verniedlicht, verkleinert die alltäglichen, unschönen Arbeiten – ohne sie jedoch wegzulassen – und betont ihren zweckfreien (?) Lese- und Bildungsdrang, indem sie sich selbst mit (dem Modewort) „Genie“ bezeichnet. (Becker-Cantarino 1987, 348)

4.2. Analyse der Briefe

Zur Analyse der Briefe ist zu bemerken, dass die 1764 veröffentlichte Lebenserfahrung von Anna Louisa Karsch durch die schreibende Hand von Sulzer gefiltert wurde. Die eigenhändig verfassten autobiographischen Texte in erster Person von Anna Louisa Karsch an Sulzer erschienen zum ersten Mal 1933 in der Ausgabe Elisabeth Hausmann im Societäts-Verlag. Es ist ihr Verdienst, sie ans Licht der Öffentlichkeit gebracht zu haben.²⁴ Der erwähnte autobiographische Pakt ermöglicht, die Briefautobiographie autobiographisch und nicht nur romanhaft zu lesen. Aufgabe dieser Untersuchung ist es aber, den Erzählstrategien der Autorin nachzugehen, die ein bestimmtes Bild von ihr vermitteln. Dabei wird hervorgehoben, dass einige Aspekte bzw. Passagen ihres Lebens betont und andere verheimlicht werden. Zu den betonten Aspekten, die an erster Stelle untersucht werden, gehören Natürlichkeit, Frömmigkeit und Patriotismus.

²³ „Es finden sich eine Vielzahl von Merkmalen, die auf eine klare und bewusste Konzeption der vier Briefe im Hinblick auf den doppelten Leserbezug deuten.“ (Schaffers, S. 21)

²⁴ Vgl. Karsch (1981), S. 12-13 (Einleitung).

Anna Louisa Karsch fördert in den vier Briefen den Aufbau einer bukolischen Welt, in der sie den Geist zum Dichten von der Natur oder zumindest in einem von der Natur geprägten Rahmen vermittelt bekommt:

Ich versteckte meine Bücher unter verschwiegene Schatten eines Holunderstrauchs und suchte von Zeit zu Zeit mich in den Garten zu schleichen, um meiner Seele Nahrung zu geben. (Karsch 1981, 26)

Die vier autobiographischen Briefe an Sulzer beinhalten mehrere Stellen, in denen sich die Autorin mit der Schöpfung einer schönen Landschaft als Bühne, auf der die Handlung spielt, beschäftigt. Darunter ist die Szene, die die Begegnung mit dem Rinderhirten beschreibt, besonders nennenswert. Auf der einen Seite gilt diese Passage ihres Lebens als eine Spiegelung des Ideals des Naturgenies. Die Karschin, die sich in diesem Fall als eine Hirtin beschreibt, bekommt Zugang zur Literatur von einem direkten Vertreter der Natur, dem Hirtenknaben. Auf der anderen Seite ist diese eine waghalsige Stelle in ihrer Stilisierung zum Naturtalent, da sie damit darstellen möchte, dass sie die schöpferische Kraft nur durch die Natur und nicht durch akademische Bildung bekommen hat.

Nach vielen wichtigen Schlachten saß ich an einem Herbsttage am Rande eines kleinen Flusses und ward jenseits des Wassers einen Knaben gewahr, welchen einige Hirtenkinder umgeben hatten. Er war ihr Vorleser und ich flog hin, um die Zahl seiner Zuhörer zu vermehren. Welch ein Glück für mich! Ich nahm in den folgenden Tagen einen Umweg, trieb meine Rinder durch den Fluß, wo er am seichtesten war, und fand meine lang entbehrte Wonne, die Bücher wieder. Da waren Robinson, Irrende Ritter, Gespräche im Reiche der Toten, o, da waren neue Welten für mich! Der Herbst verging mir zu bald. Ich weinte, doch bald setzten wir unsere Versammlungen fort. Ich schlüpfte, so oft meine Mutter mich verschickte, in das Haus des Hirtenknaben [...] (Karsch 1981, 27-28)

Die Szene mit dem Knaben beinhaltet manche Merkmale der Hirten- und Schäferdichtung, mit der sie als ungebildete Frau nicht vertraut sein sollte, was ihrer Darstellung als Naturgenie widerspricht. Unter den Merkmalen, die an mehreren Stellen im Laufe der Briefe erscheinen, befindet sich das Bestehen auf die Hässlichkeit der eigenen Autorin, was mit Natürlichkeit zu gleichzusetzen ist. Auf der einen Seite ist diese Assoziation möglich, da sie nicht versucht, sich mit Schminke und Schmuck zu verschönern. Andererseits ist mangelnde Schönheit Teil der Tradition der Schäferdichtung. „Häßlichkeit musste das Attribut einer Allegorie der pastoralen Dichtung sein, welche von der Einfachheit und Derbheit der Schäfer und antiken

Bauern sang.“ (Schlafter, 317) Hässlichkeit ist nicht eine spezifisch weibliche, sondern eine geschlechtslose Charakteristik der Schäferdichtung. Anna Louisa Karsch stilisiert sich folglich als literarische Figur, die die Essenz dieser bukolischen Welt verkörpert.

Neben diesem wiederkehrenden Hinweis auf ihre Hässlichkeit im Laufe der vier Briefe werden in der Szene, in der die Erscheinung des Hirtenknaben dargestellt wird, weitere Merkmale der Schäferdichtung reproduziert, unter denen sich die Schöpfung eines *locus amoenus* herausstellt, in dem nicht zufällig die Protagonisten der Szene als Schäfer auftreten. Die Karschin beschreibt eine idyllische Landschaft als Hintergrund der Begegnung mit dem Knaben, „einen abgegrenzten Raum [...], in dem sich Grundformen menschlicher Existenz verwirklichen“.²⁵ Diese Grundformen menschlicher Existenz, in Karschins Worten die „Nahrung ihrer Seele“, sind mit der von der Literatur erweckten Leidenschaft zu identifizieren. „Die schäferliche Welt, weitgehend gleichgesetzt mit dem privaten Bereich beinhaltet dabei [...] die Freiheit von gesellschaftlichem Zwang im Sinn eines Fluchtbereiches.“²⁶ Bauer weist auf ein weiteres Merkmal der Schäferdichtung, das von Anna Louisa Karsch wiederaufgenommen wird, nämlich die Flucht aus den gesellschaftlichen Bestimmungen. Für die Autorin kommen solche Pflichten von Seiten ihrer Mutter, die die Vorliebe ihrer Tochter für Bücher zu unterdrücken versucht, da sie diese für ein Mädchen, und dazu noch ein armes Mädchen, für ungeeignet hält. Ihre heimlichen Spaziergänge in die Natur und Treffen mit dem Hirtenknaben sind nichts als Fluchtversuche von ihren häuslichen Pflichten, im Gegensatz zu jenen, die das Schäferleben – „Freiheit, Vergnügen, Glückseligkeit, Tugend, Wissenschaft“ –²⁷ bietet.

„Landleben und Bücherleben, ländliche Idylle und gelehrte Kontemplation werden eins.“²⁸ Diese Aussage, die Anna Louisa Karschs Denkweise treffend beschreibt, bezieht sich auf ein weiteres Merkmal der Schäferdichtung. Allmählich wird fragwürdig, dass eine völlig ungebildete Frau solche Kenntnisse über die Eigenschaften einer literarischen Gattung haben mag. Aber es gibt noch einen weiteren Parallelismus zwischen der Schäfertradition und der Szene der Karschin mit dem Hirtenknaben, der

²⁵ Böschstein-Schäfer, Renate. *Idylle*. Stuttgart: Metzler, 1967 (1977), S. 13.

²⁶ Bauer, Marieluise. „Zum Zeitverständnis landadeliger Schäferromane“. In: Vosskamp, Wilhelm (Hrsg.). *Schäferdichtung. Referate der fünften Arbeitsgruppe beim zweiten Jahrestreffen des Internationalen Arbeitskreises für deutsche Barockliteratur vom 28. bis 31. August 1976 in Wolfenbüttel*. Hamburg: Hauswedell, 1977, S. 28.

²⁷ Meid, Volker. „Ungleichheit gleich Ordnung. Zur ‚Macarie‘ (1669-1673) von Heinrich Arnold und Maria Katharina Stockfleth“. In: Vosskamp (1977), S. 60.

²⁸ Jaumann, Herbert. „Bürgerlicher Alltag im barocken Schäferroman? Gattungsgeschichtliche Thesen zu ‚Damon und Lisille‘“. In: Vosskamp (1977), S. 43-44.

jeden möglichen Zufall in der Wiederholung von Motiven beseitigt: „Arkadien bedeutet [...] die Möglichkeit, den Schäfer mit dem Dichter schlechthin zu identifizieren und seine Welt als ‚poetische Reflexion‘, als Selbstthematization der Literatur zu begreifen.“²⁹ Die Darstellung des Hirtenknaben als Bücherlieferant der Autorin, mit dessen Hilfe sie in eine poetische Welt eintreten kann, weist schließlich darauf hin, dass Anna Louisa Karsch doch Kenntnisse über die mit Vergil angefangene Tradition der bukolischen Dichtung zur Verfügung stehen, was mit ihrem Selbstbild als ungebildetes Mädchen nicht übereinstimmt:

Zu bezweifeln ist, dass die Karschin zu wenig von der Kunst wusste. Sie beharrte wohl eher nachdrücklich auf der von ihr erprobten Kunstproduktion, die ab Mitte der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts zunehmend kritischer gesehen wurde.³⁰

Die Natürlichkeit ist nicht die einzige Eigenschaft des Charakters der Karschin, die sie in den vier autobiographischen Briefen an Sulzer hervorheben möchte, sondern Frömmigkeit und Patriotismus sollen als weitere Beweggründe für ihre Tätigkeit als Dichterin dargestellt werden. In den vier Briefen spricht sie mehrmals von der Religion als einem ihrer Triebe zum Schreiben. Die erste Anregung, die sie schließlich zum Schreiben eigener Texte führen wird, findet sie in der Lektüre der Bibel: „Ich fing an zu denken, was ich las, und von unbeschreiblicher Begierde entflammt, lag ich unaufhörlich über dem Buche, aus welchem wir die Grundsätze unserer Religion erlernen.“ (Karsch 1981, 26) Die durch die Lektüre erworbenen Kenntnisse der Bibel zusammen mit dem Befinden der Karschin inmitten einer idyllischen Naturumgebung geben ihr die Möglichkeit, aus schon bekannten biblischen Geschichten eigene Variationen zu schöpfen.

Früh, ehe noch die Sonne den Tau trank, nahm meine alte wirtschaftliche Großmutter drei Kühen die Milch, und dann trieb ich sie vor mir her, stolz auf die Zufriedenheit, die ich fühlte, wenn über meinem Haupte die Lerche ihren langtönigen Gesang fortsetzte. Ich genoß all die Annehmlichkeiten des Sommers, und oft dachte ich mir kleine Geschichten aus, die den biblischen Historien ähnlich waren. (Karsch 1981, 27)

²⁹ Kunze, Michael. „Grenzen der gesellschaftlichen Funktionstauglichkeit der englischen Renaissancebukolik am Beispiel von Andrew Marvell“. In: Vosskamp (1977), S. 85.

³⁰ Scholz, Hannelore. „Doch mein Herz, ... dieses ist ganz Gefühl, ganz Freundschaft, so wie es den Dichtern geziemt.“ Die Karschin im Kontext der Volkspoiesiedebatte in Deutschland“. In: Bennholdt-Thomsen und Runge, S. 141.

Aber den wichtigsten Anstoß von einer passiven Stellung als Leserin in eine aktive als Dichterin bekommt sie von den geistlichen Lobliedern. Die Auswahl der Lieder statt Texte einer anderen Gattung bestimmt die künftige Tätigkeit der Karschin als Lyrikerin, da sie in den Liedern wahrscheinlich das Gehör zum Reimen gelernt hat.

Hundert geistliche Lieder waren in meinem Gedächtnis; meine Geschäfte hinderten mich nicht, die schönsten davon zu singen. Vorzüglich waren Loblieder meine Wahl; ich fühlte Zufriedenheit, wenn ich sie sang und tat mir selbst die Frage: sollte es wohl möglich sein, ein Lied zu machen? (Karsch 1981, 33)

Als eine weitere Tugend von ihr präsentiert die Karschin ihre Heimatliebe, wobei sie die Nation mit König Friedrich II. identifiziert. Dieses patriotische Gefühl kann meiner Meinung nach nicht als unparteiisch und selbstlos verstanden werden, sondern die Karschin benutzt die damaligen Konventionen zu ihrem eigenen Nutzen. Sie verfolgt mit den dem König gewidmeten Gedichten einen konkreten Zweck: Sie möchte von ihm dafür ökonomisch belohnt werden, dass sie durch ihre Gedichte seine Heldentaten dem Volk annähert. Dass ihr Patriotismus nicht aus tiefer Überzeugung ist, sondern dass es sich eher um eine Pose handelt, um ihre Ziele zu erreichen, bezeugen ihre Briefe an Gleim.³¹ Diese zeigen die Enttäuschung, die sie gegenüber dem König empfindet, und eine starke Kritik gegen ihn, weil sie sich betrogen fühlt, weil sie das versprochene Haus erst sehr spät und nicht von Friedrich, sondern erst von seinem Nachfolger bekommt.

[I]ch hörte von den Taten Friedrichs und brannte sie zu singen. Der Name des Königs allein, wenn er genannt ward, schien mich anzuflammen; aber meinen Gedanken fehlte der Schwung und mein Genie lag unter dem Steinhäufen der Mühseligkeiten meiner Tage. Dennoch konnte nichts den himmlischen Funken in mir ganz ersticken. (Karsch 1981, 34)

In den vier Briefen an Sulzer – die im Gegensatz zu denen Gleims zur Veröffentlichung gedacht waren – ist nur die positive Seite des Monarchen dargestellt, dessen Siege sie zum Dichten anregen, woraus sie in Zukunft ein Leben für sich selbst und ihrer Familie macht.

Im Gegensatz zu den von ihr betonten Passagen ihres Lebens stehen diejenigen, die sie aus ihrer Lebensbeschreibung ausschließt, zu denen ihre zwei Ehen gehören. Anna Louisa Karsch durchlebte zwei Ehen, die von Unstimmigkeit und Gewalt geprägt waren. Die Beschreibung dieser gescheiterten Ehen ist für die Autobiographin im

³¹ Besonders im 5. Kapitel der *Herzgedanken* mit dem Titel „Drei Taler von dem großen König“.

Hinblick auf die lesende Öffentlichkeit heikel. Einerseits sind sie ein wichtiger Bestandteil ihrer gelebten Erfahrung, andererseits ist ein unbarmherziger Bericht der Zustände aufgrund gesellschaftlicher Tabuisierung unmöglich. Es ist kompliziert aus den Schriften der Karschin, vieles über ihre zwei Ehen in Erfahrung zu bringen. Einige Stellen hält sie lieber geheim, da geschiedene Frauen damals mit gesellschaftlicher Verbannung gestraft wurden. So beschreibt Barbara Becker-Cantarino diese Tatsache: „Eine geschiedene Frau war bis zum Ende des 18. Jahrhunderts eine Ausnahme und wurde von der Gesellschaft mit Argwohn und Verachtung behandelt.“ (Becker-Cantarino 1987, 51)

Um die von Anna Louisa Karsch ausgelassenen Passagen zu entdecken, sind einige wichtige Informationen über die juristische Lage der Frauen im 18. Jahrhundert hilfreich. Wie ruinös für die Ehefrauen eine Ehescheidung im damaligen Preußen sein konnte, zeigt das Beispiel der Karschin. Mit sechzehn Jahren musste sie aus Versorgungsgründen auf Drängen ihrer Mutter den extrem geizigen und trinksüchtigen Tuchweber und -händler Hirsekorn heiraten. Als sie mit ihrem dritten Kind schwanger war, erfuhr er in einem Wirtshaus, dass der König von Preußen nach dem *Corpus Iuris Fredericianum* von 1749 die Erlaubnis zur Scheidung gegeben hatte. Auf Bestehen ihres Mannes wurde die Karschin zur ersten geschiedenen Frau Preußens.³² Der Mann erhielt die beiden Kinder, weil es Söhne waren, und als „Muttergut“ für die Söhne alles, was sie in die Ehe gebracht hatte. Das Kind, das sie erwartete, wurde vom Erbe ausgeschlossen. Sie musste das eheliche Haus verlassen und konnte nur schwer mit Hilfe ihrer Familie und anderer mitleidigen Leute überleben.³³ Mit dem Verfassen von Gelegenheitsgedichten hatte sie für die Versorgung des schon geborenen Sohnes und ihr selbst nicht genug und musste wieder auf Anraten ihrer Mutter in eine zweite Ehe einwilligen. Ihr neuer Mann war der Schneider Karsch, der auch trinksüchtig war und sie misshandelte. Sie war erst eine freie Frau, als Karsch sich im Siebenjährigen Krieg

³² Vgl. Becker-Cantarino (1987), Kapitel „Geschiedene Frauen, Witwen, Ledige“.

³³ „Die auf ihr aufgebürdeten Pflichten einer Ehe-, Haus- und Weberfrau verrichtete sie ungenügend, worauf Hirsekorn mit Geiz und Tätlichkeiten reagierte. Die Karschin wiederum rächte sich mit Diebstahl kleiner Münzen, um sich das ihr verweigerte Bier zu kaufen. Die bevorstehende Geburt des vierten Kindes sowie das Zirkular vom 27. September 1751 nutzte schließlich Hirsekorn, dessen erster Sohn aus zweiter Ehe bereits im Sommer 1751 geboren wurde, um die Scheidung in Glogau zuungunsten der Karschin zu erzwingen. Die beiden Söhne – der älteste war bereits sieben- oder neunjährig in Schwiebus gestorben – wurden ihm zugeschrieben, der vierte noch ungeboren enterbt, da in Schlesien das Jüngstenerbrecht galt. In Muschten, gelegen an der Straße zwischen Schwiebus und Tirschtiegel, wo ihre Mutter in dritter Ehe lebte, kam sie mit ihrem vierten Sohn nieder.“ Krzywon, Ernst Josef. „Tradition und Wandel. Die Karschin in Schlesien (1722-1761)“. In: Bennholdt-Thomsen und Runge, S. 26.

vom Militär anwerben ließ. Sie war nicht geschieden, daher gesellschaftlich respektiert, aber von ihrem abwesenden Mann unabhängig.

In den vier Briefen an Sulzer widmet Anna Louisa Karsch ihren zwei Ehemännern einige Passagen. Diese Auseinandersetzung ist relativ kurz und arm an detaillierten Beschreibungen im Vergleich zu anderen Stellen, die sich mit der von der Natur übermittelten künstlerischen Kraft befassen. Als sie über ihren ersten Mann Hirsekorn schreibt, bezieht sie sich auf den Mangel an seelischer Harmonie als Hauptgrund für das Scheitern ihrer Ehe, obwohl man zwischen den Zeilen auf gewalttätige Handlungen seinerseits schließen kann. Jedoch scheint für mich das Wichtigste zu sein, dass sie absolut kein Wort über die Scheidung und ihre Folgen schreibt.

Unsere Gemüter harmonierten schlecht; mein reiches schmelzendes Herz, meine Zärtlichkeiten und seine Begierde nach Reichtümern waren viel zu sehr verschieden, als daß eine Glückseligkeit in unserer Vereinigung möglich war. [...] Es ist schwer, mein schätzbarer Freund, sich unangenehmer Begebenheiten zu erinnern. Ich verschweige sie alle. Dem Charakter meines Mannes fehlte nicht an sehr guten Seiten. Er war ein guter Wirt, ein Feind aller Völlerei und hatte die Gabe, sich bei jedermann beliebt zu machen; aber ihm fehlte das Vermögen, sich selbst zu beherrschen. Es war ihm nicht möglich, mit meinem Herzen bekannt zu werden. Unsere Gesellschaft war nicht die sanft übereinstimmende Vertraulichkeit zweier füreinander geschaffener Menschen... (Karsch 1981, 32 und 35)

Obwohl die Ehe mit Hirsekorn keine positive Erfahrung für Anna Louisa Karsch gewesen ist, kann sie ihr Wunsch, nicht wieder zu heiraten, wegen ihrer Mutter nicht erfüllen,³⁴ und ihre Umstände nach der Heirat mit Karsch werden noch schlimmer.

Mein voriger Zustand, wenn ich auf ihn zurückblickte, war bei aller Unterdrückung dennoch Glückseligkeit gewesen, aber jetzt gab mir ein Mann Kinder, die meiner Versorgung überlassen blieben, wenn eine unselige Trinklust ihn fortriß. (Karsch 1981, 36)

Er arbeitet nicht; sie muss für den Unterhalt der ganzen Familie mit dem Geld, das sie für ihre Gedichte bekommt, sorgen; er verschwendet dieses Geld, weil er die ganze Zeit trinkt; und dazu noch wird sie von ihm verprügelt. Diesmal erklärt sie etwas genauer, wie sie sich von ihrem Mann entfernt und befreit. Das darf sie ausführlicher als im ersten Fall machen, weil sie der gesellschaftlichen Schande einer geschiedenen Frau nicht gegenüberstehen muss, da diese zweite Ehe offiziell nie aufgelöst wurde.

³⁴ „Ich wiederhole nur den wichtigen Ausruf, daß ich frei war. Aber nicht lange: meine gütige Mutter wollte mich zum zweiten Mal verheiratet wissen.“ (Karsch 1981, 35)

Einen halben Folianten möchte ich schreiben, um Ihnen alles zu sagen, was meine Tage qualvoll gemacht hat; aber jenes pöbelhafte Betragen und jene furchtvollen Auftritte mögen unter einem Vorhange verdeckt bleiben. [...] Der 21. Januar des Jahres 1760 war bestimmt, diese tragische Rolle zu verändern. Man holte mitten unter meinen Klagen den, der sie mir auspresste, zu den Fahnen des Krieges. (Karsch 1981, 40 und 43)

In einem Brief an ihren Mann schreibt die Karschin:

Er ist doch ein Mann, und das empfindet die Frau in der Stärke seiner Faust. Ich habe niemals Dein Unglück gewollt; sonst hätte ich nur vor 2 Jahren die Wunde an meiner Schulter vorzeigen dürfen. (Karsch 1981, 46-47)

Aus den beiden letzten Zitaten möchte ich auf zwei Ausdrücke besonders aufmerksam machen: „Ich verschweige sie alle“ und „jenes pöbelhafte Betragen und jene furchtvollen Auftritte mögen unter einem Vorhange verdeckt bleiben“. Hiermit äußert Anna Louisa Karsch explizit, dass sie auf weitere Details ihrer Eheleben nicht eingehen will. Wie schon gesagt, kann die gesellschaftliche Tabuisierung ein Grund für die Verheimlichung von gewissen Passagen ihres Lebens sein. Aber als Alternative dazu möchte ich einen weiteren Grund anführen, und zwar dass sie selber fühlt, in ihrer Bestimmung zur Gattin, Hausfrau und Mutter gescheitert zu sein. Obwohl es aus unserer heutigen Perspektive einer gleichberechtigenden Gesellschaft ihre zwei Ehemänner diejenigen gewesen sind, die wegen ihrer Respektlosigkeit gegenüber Anna Louisa Karsch das Scheitern beider Ehen verursacht haben, hat sie diese Lage wahrscheinlich ganz anders empfunden, weil damals immer die Frau als Schuldige einer Ehescheidung gehalten wurde, da das bedeutete, dass sie ihre Rolle als Gattin, Hausfrau und eventuell auch Mutter nicht richtig gespielt hatte. Diese Gedanken sollte man im Auge behalten, um die Behandlung der gescheiterten Ehen von Seiten der Karschin zu interpretieren.

Mit diesen vier autobiographischen Briefen wollte sie ein neues Leben anfangen, sie wollte in bürgerlichen Kreisen willkommen sein und ihre Tätigkeit als schreibende Frau vor der Öffentlichkeit legitimieren. Dabei baut sie eine Selbstcharakterisierung auf, in der sie als tugendhafte Frau erscheint.

Anna Louisa Karsch legt ein Zeugnis von sich selbst ab, das in jeder Hinsicht den moralischen und gesellschaftlichen Anforderungen an eine Frau im 18. Jahrhundert entspricht. Die Selbstdarstellung der Karsch lässt sich mit einigen zusammenfassenden Begriffen beschreiben: Bescheidenheit, Gehorsam, Geduld, Festigkeit im Glauben und Vaterlandsliebe. [...] Die Selbstcharakterisierung im Rahmen

zeitgenössischer Tugendkonzepte gestattet es Anna Louisa Karsch, als schreibende Frau in die Öffentlichkeit zu treten. (Schaffers, 25 und 27)

In dieses tugendhafte Bild der Karschin passt nicht ihr Scheitern als Gattin, und daher werden die Episoden der Scheidungen nur kurz angedeutet. Als Kompensation für diese Schwäche in einer Frau versucht sie ihre Rolle als Hausfrau und Mutter zu potenzieren, die sie mit der der Dichterin vereinbart:

Ich mußte zugleich Hauswirtin und Magd sein. Die Sorge des Brotes für den andern Morgen verfolgte mich auf meiner Schlafstätte. Ich suchte zuerst mein unwilliges Kind zu stillen und alsdann stillte ich mein Herz durch Überdenkung dessen, was ich am Tage gelesen oder geschrieben hatte. (Karsch 1981, 39)

Jedoch gibt es ein Zeugnis, das solche Äußerungen der Karschin in Frage stellt. Ihre Tochter Caroline von der Klencke übt scharfe Kritik an der Mutter, weil sie ihre „weibliche Bestimmung“ nicht erfolgreich erfüllte. Obwohl Klenckes Worte nach Uta Schaffers Meinung von der schlechten Beziehung zwischen Mutter und Tochter beeinflusst sein könnten, weisen sie darauf hin, dass die Version der Karschin wahrscheinlich auch keine Widerspiegelung der Wahrheit ist, sondern eher eine Idealisierung ihrer Tugenden.

Caroline vermittelt durch die Charakterisierung ihrer Mutter die Vorstellung, daß eine Orientierung der Frau hin zu geistiger und öffentlicher Tätigkeit einen Verlust der Fähigkeit zur Erfüllung der traditionell weiblichen Aufgaben – orientiert an der philanthropischen dreifachen Bestimmung der Frau –, aber auch einen Verlust der „spezifisch weiblichen“ Stärken bedeutet. (Schaffers, 159)

Während dieses Zitat eine allgemeine Kritik der Karschin von Seiten ihrer Tochter in Bezug auf ihre dreifache Bestimmung spiegelt, weist Ute Pott darauf hin, dass Klencke sich vorwiegend über die misslungene Funktion der Karschin als Mutter beschwert, da sie zugunsten der Förderung ihres literarischen Talents in den Hintergrund gedrängt wurde. In Potts Worten: „Sie [Klencke] kritisiert die fehlende Mutterliebe der Karschin. Gleichzeitig lobt sie das poetische Talent der Mutter, das ihr, der Tochter, fehle.“ (Pott 1992, 107) Die Uneinigkeit zwischen Karschin und ihrer Tochter kann verstanden werden, wenn zwischen den Begriffen der versorgenden Mutter und der liebenden Mutter unterschieden wird. Anna Louisa Karsch hatte als Tochter selber Versorgungssorgen bei ihrer Mutter. Diese Mutterrolle wird von ihr kritisiert und als Mutter versucht sie, dieses Verhalten zu vermeiden. Tatsächlich sorgt sie lebenslang für

den materiellen Wohlstand ihrer Tochter. Diese wirft aber ihrer Mutter, der Karschin „die fehlende Mutterliebe“ vor.

In Anna Louisa Karschs Selbstzeugnis wird die ihr aufgezwungene Bestimmung zur Hausfrau, Gattin und Mutter problematisiert. Als Gattin – obwohl sie in unseren Augen dafür nicht verantwortlich erklärt werden kann – scheitert sie völlig. Die Rollen der Hausfrau und Mutter erfüllt sie, aber mit enormen Abweichungen von den Konventionen, da sie diese mit ihrer intellektuellen Tätigkeit aus persönlichen und ökonomischen Gründen kombiniert hat. Die vier Briefe an Sulzer sind ein idealer Rahmen, ihre Erlebnisse, die den Konventionen nicht folgen, in der Öffentlichkeit zu bezeugen. Diese Gefährdung der etablierten Rolle als Frau erweist sich keineswegs als Nachteil für Anna Louisa Karsch, weil von Sulzers Erwartungen ausgehend die Verkörperung des Naturtalents zu einer auf die Karschin neu geschaffenen Rolle wird. Zu diesem Punkt ist die Behandlung dieses Themas von Seiten Sulzers in der Vorrede zu den *Auserlesenen Gedichten* zu bemerken. Er gibt ein Bild von ihr, das sich prinzipiell mit ihrer Abstammung aus armen Verhältnissen und mit ihrem Mangel an Bildung befasst. Diese Umstände sollen ihr dichterisches Genie als Naturtalent potenziert haben. Über ihr persönliches, intimes Verhältnis und ihre Beziehung berichtet Sulzer nur ganz oberflächlich.³⁵ Wir wissen in dieser Version ihres Lebenslaufs kaum etwas über ihre Beziehung zu ihren Kindern und über die Ausübung der Rolle als Hausfrau. Sulzer kann aber der Tatsache, dass sie eine geschiedene Frau ist, nicht übersehen. Von der schon kurzen, abgeschwächten Version der Karschin über ihr eheliches Scheitern ausgehend schreibt Sulzer:

Nach einer neunjährigen Ehe war sie dieses Bandes [die erste Ehe mit Hirsekorn] los, um ein viel härteres zu tragen; denn ihre Mutter führte sie nicht lange hernach einem zweiten Mann [Karsch] zu, und zugleich in den aller kümmerlichsten und armseligsten Theil ihres Lebens. Was die unglücklichste Ehe und die bitterste Dürftigkeit schweres und niederschlagendes haben, mußte sie bey diesem zweyten Mann ertragen. (Karschin 1764, XVI-XVII)

Obwohl Sulzer kein explizites Wort über die Gewalttätigkeit und die Trunksucht beider Ehemänner schreibt, vermittelt er schon ein recht klares Bild von der von ihr erlebten Hölle. Die Funktion dieser Vorrede ist keineswegs die intime Darstellung von den Gefühlen der Karschin *per se*, sondern diese zu seinem Zweck zu präsentieren. Folglich zieht Sulzer eine Folge aus ihrer Lage, die seinem Interesse, Karsch als Verkörperung

³⁵ Vgl. Karschin (1764), S. XII-XIII (Vorrede).

des Naturtalents vorzustellen, entsprechen: „Aber eben in diesen Umständen zeigte die Natur ihre Kräfte an dem Genie unserer Dichterin.“ (ebd.)

Die ihr neu auferlegte Rolle des Naturtalents macht sie zur Schriftstellerin und befreit sie von den sozialen Konventionen, die Frauen auf die dreifache Bestimmung beschränken und sie im privaten Bereich einsperren. Anna Louisa Karsch leistete eine Pionierarbeit als schreibende Frau, die die öffentliche – bis zu diesem Punkt restriktiv männliche – Sphäre zu betreten:

Bis zu ihrem Tod fühlte sich Anna Louisa Karsch als Dichterin und wollte auch als solche wahrgenommen werden. In diesem ungebrochenen Verhältnis zu ihrem Beruf (und ihrer Berufung) geben ihre Briefe ein Beispiel dafür, dass der Wunsch nach öffentlicher Anerkennung nicht ausschließlich dem männlichen Geschlecht vorbehalten war.³⁶

Die Gönnerschaft Wielands und Sulzers, die Entdeckung, in ihr ein Naturtalent als Beweis von ihren philosophischen Theorien gefunden zu haben und die Vermittlerfunktion von beiden, sie in die Berliner intellektuellen Kreisen einzuführen, ermöglichten ihr, ein neues Leben zu beginnen, in dem sie – trotz ihres Frauseins – dank ihrer literarischen Tätigkeit das bis zu diesem Punkt erlebte Elend hinter sich zu lassen. Jedoch brachte diese neue Rolle ihr nicht nur Vorteile. Wie am Anfang des Kapitels schon angekündigt wurde, öffneten sich viele Türen vor ihren Augen, aber die Anerkennung als seriöse, ernste begabte Schriftstellerin blieb für ewig gesperrt. Anna Louisa Karsch war nicht als Dichterin, sondern als Attraktion für die bürgerliche Schicht betrachtet: „Wie einem Schoßhund die Happen wirft man ihr grotesk kombinierte Reimwörter zu, und sie muß ihr ‚angeborenes‘ Talent an Ort und Stelle demonstrieren.“³⁷ Ihre Bezeichnung als „Sappho“ wurde auch allmählich in Frage gestellt: „Anna Louisa Karsch konnte diesem Bild der Sappho als großer, zärtlich Liebender und als Dichterin formvollendeter, antiker Verse nicht gerecht werden, weder als Frau noch als Dichterin.“ (Becker-Cantarino 1992, 129) Die Karschin musste unangenehme Reaktionen konfrontieren, als sie die Bekanntschaft mit wichtigen Personen selbst herbeigeführt hat. Goethe hat sie in ihren eigenen Worten „überfallen“ (Becker-Cantarino 1992, 119), um die Bekanntschaft mit ihm zu ermöglichen, aber das Interesse Goethes an ihr verschwand schnell:

³⁶ Pott, Ute. *Briefgespräche. Über den Briefwechsel zwischen Anna Louisa Karsch und Johann Wilhelm Ludwig Gleim*. Göttingen: Wallstein, 1998, S. 44.

³⁷ Bovenschen, Silvia. *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*. Frankfurt: Suhrkamp, 1979, S. 152.

Für Goethe war die Karschin ein unterhaltsames Kuriosum, ein Berliner Original, das für ihn wohl recht bald nach den brieflichen und persönlichen Kontakten uninteressant wurde. [...] Eine Welt trennt Anna Louisa Karsch und Goethe: ihr Alter, ihr Stand und ihr Geschlecht. (Becker-Cantarino 1992, 127-128)

Solche Reaktionen hätten von ihr als Demütigung verstanden werden können. Sie hätte sich auch von Sulzers ausschließlicher Interesse an ihr als Marionette zur Verkörperung ihrer Theorien als „manipuliertes Naturtalent“ (Bovenschen, 150) fühlen können. Jedoch war diese Manipulation für sie – arm, ungebildet, alt, hässlich und vor allem eine Frau – der einzige Ausweg aus der Not, die einzige Möglichkeit, als Schriftstellerin ein Leben machen zu können.³⁸ „Sie selbst nahm aktiv an der Manipulation teil, sah darin ihre große Chance, davon leben zu können und ihre Beschäftigung damit rechtfertigen zu können.“³⁹

Durch die dargestellten Methoden, einige Aspekte ihres Lebens zu betonen und andere zu verheimlichen, verwandelt Anna Louisa Karsch ihre persönliche Geschichte bis zu den 1760er Jahren fast in eine märchenhafte Erzählung, in der die arme Heldin ihre Ziele erreicht, indem sie der weisen Stimme der Natur folgt. Verschiedene Literaturkritiker haben in den autobiographischen Briefen der Karschin Züge entdeckt, die prototypisch für eine fiktive Erzählung sein könnten. So argumentiert Hannelore Schlaffer:

Sie [die vier Briefe an Sulzer] enthalten alles, was der Theoretiker der idyllischen Naturpoesie sich von einem dichtenden Naturkind nur erwarten konnte: die bäuerliche Herkunft, die Armut der äußeren Umstände und den Reichtum der Phantasie, das Hirtenleben und die unbezwingliche Leselust. (Schlaffer, 315)

Silvia Bovenschen postuliert, dass die vier autobiographischen Briefe der Karschin Merkmale einer fiktiven Erzählung enthalten und stellt sie an den Anfang des empfindsamen Romans:

Das Leben der Karschin nahm sich in diesen autobiographischen Briefen aus, als sei es einem empfindsamen Romane entsprungen: ein „Mädchen“ vom Lande bewahrt sich trotz der Härten und Anfechtungen des Lebens eine natürliche Unschuld, eine einfache Frömmigkeit, eine reine

³⁸ „Als Frau (und als Angehörige der kleinbürgerlichen Schicht) benötigte sie diese Rolle [als naive Dichterin], um ihre Autonomie als Person und ihre wirtschaftliche Existenz als unversorgte Frau zu sichern.“ (Becker-Cantarino 1992, 128)

³⁹ Becker-Cantarino, Barbara. „Belloisens Lebenslauf“. Zu Dichtung und Autobiographie bei Anna Louisa Karsch“. In: Gutjahr, Ortrud, Wilhelm Kühlmann und Wolf Wucherpennig (Hrsg.). *Gesellige Vernunft. Zur Kultur der literarischen Aufklärung. Festschrift für Wolfram Mauser zum 65. Geburtstag*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 1993, S. 20.

Empfindung. Richardsons „Pamela“, Rousseaus „Julie“ und Sophie La Roches „Fräulein von Sternheim“ werden einen ähnlich schweren Weg gehen. (Bovenschen, 155)

Wie im Laufe dieses Kapitels erläutert wurde, soll der autobiographische Pakt zwischen der Karschin und Sulzer die Zugehörigkeit dieses Textes zur Autobiographie aufrecht erhalten. Im Text befinden sich jedoch Elemente, die gegen die Prinzipien der Glaubwürdigkeit stoßen – z.B. es ist unmöglich, dass sie die Vorgeschichte ihrer Familie aus eigener Erfahrung kannte oder sie sich komplette Dialoge vor vielen Jahren noch wortwörtlich gemerkt hatte. Weiter ist es nicht möglich, dass sie als völlig ungebildete Frau die Tradition und die Merkmale der Schäferdichtung kannte. Trotz allem sind und bleiben diese vier Briefe an Sulzer ihre Autobiographie. Wie bereits aufgezeigt, sind Autobiographien nicht einfach eine Sammlung von chronologisch geordneten überprüfbaren Passagen im Leben des Schreibers sondern die Spur, die diese Momente in der Erinnerung des Schreibers hinterlassen haben. Autobiographien sind von der Motivation und von der Perspektive des Schreibmoments in Bezug auf das Geschehene bestimmt. Eine Autobiographie ist eine interpretatorische Untersuchung von sich selbst, ist eine Suche nach dem Sinn des eigenen Lebens. Und zu diesem Prozess gehört auch, dass man an einem idealisierten Bild von sich selbst glaubt, um zu fühlen, dass es sich gelohnt hat, das eigene Leben zu führen. Anna Louisa Karsch hat sich in ihren Briefen zu einer literarischen Figur stilisiert, sie interpretiert sich als solche und manifestiert sich als solche in diesem Text, zweifelsohne einer Autobiographie. Darüber hinaus ist von Interesse, anderen autobiographischen Zeugnissen derselben Autorin mit der Frage nachzugehen, ob die jeweils angewandte Gattung und das Schreibmoment das Selbstbild der Autorin beeinflusst.

4.3. Andere autobiographische Zeugnisse der Karschin

Die vier Briefe an Sulzer sind jedoch nicht die einzigen autobiographischen Zeugnisse, die Anna Louisa Karsch hinterlassen hat. Der autobiographische Entwurf *Vorläufige Lebensbeschreibung der Dichterin Anna Luise Karschin, geb. Dürbach* und das Gedicht *Belloisens Lebenslauff* wurden beide gegen Ende der 1780er Jahre niedergeschrieben, aber erst posthum veröffentlicht. Der erste von den beiden Texten

erschien im *Berlinischen Musenalmanach für 1792*,⁴⁰ kurz nach dem Tod der Dichterin, obwohl sie ihn im Jahre 1789 verfasst hatte, kurz nachdem sie vom preußischen Monarchen ein Haus geschenkt bekommen hatte. Die wichtigsten Unterschiede zwischen den Sulzer-Briefen und der *Vorläufigen Lebensbeschreibung* sind die Entfernung von der Dialogform, die in den Briefen an Sulzer als Unglaubwürdigkeitsfaktor erwähnt wurde, und die Einführung einer Erzählinstanz in der dritten Person. Anna Louisa Karsch schreibt über sich selbst in der dritten Person, sie ist „sie“ und bezeichnet sich selbst mehrmals als „die Leserinn“ [sic]. Diese Form in der dritten Person beeinträchtigt aber die Festigkeit der Autobiographie als Gattung überhaupt nicht, da der autobiographische Pakt aufrechterhalten bleibt. Unabhängig davon, in welcher Person der Text verfasst ist, sind wiederum Autorin, Erzählerin und Figur als dieselbe Person, d.h. Anna Louisa Karsch, zu identifizieren. Bei der Änderung in der ausgewählten Person handelt es sich um eine strategische Entscheidung unserer Autorin in Bezug auf das Auftreten vor der Öffentlichkeit. Auf der einen Seite schützt sie ihre Bescheidenheit als Frau, indem sie sich anscheinend nicht traut, ihre Lebensgeschichte als wichtig genug zu halten, um diese in erster Person erzählen zu wollen. Auf der anderen Seite gibt sie sich selbst Anerkennung als Schriftstellerin, da sie für sich eine posthume Lebensbeschreibung lässt. Somit gibt sie sich selbst eine Ehrerbietung, die zu denjenigen der anerkannten (männlichen) Autoren äquivalent ist.

Ein weiterer Unterschied zwischen beiden Texten ist Uta Schaffers Folgerung, dass die Perspektive der *Vorläufigen Lebensbeschreibung* von 1789 völlig anders als in den Briefen an Sulzer 1761/62 ist.⁴¹ Während die letzten von einer sich auf dem Höhepunkt ihres Erfolges befindende Karschin geschrieben sind, wird die Lebensbeschreibung von 1789 von einer älter gewordenen Frau geliefert, die auf ihr Leben zurückblickt. Trotz dieses zeitlichen Unterschiedes von über fünfundzwanzig Jahren ist es bemerkenswert, dass die nacherzählten Episoden dieselben wie in den vier Briefen an Sulzer sind, nur kleine Änderungen lassen sich bemerken. Die Karschin beginnt ihre Autobiographie wiederum mit ihrer Geburt und mit einer Vorgeschichte ihrer Familie, obwohl sie sich diesmal auf ihre Eltern beschränkt:

In diesem Wirthshause ward am 1sten December 1722 Anne Luise Dürbachin gebohren. [... Christian Dürbach] und seine Gattin hatten der

⁴⁰ Jördens, Carl Heinrich (Hrsg.). *Berlinischer Musenalmanach für 1792*. Berlin, 1792.

⁴¹ Vgl. Schaffers, v.a. S. 90 und 101-102.

Geschäfte so viel und mancherlei, dass sie sich um die Erziehung ihrer kleinen Tochter wenig oder gar nicht kümmern konnten.⁴²

Die Autorin reproduziert noch einmal die Übernahme ihrer Bildung von Seiten ihres Oheims und die spätere Rückkehr zur verwitweten Mutter, bei der sie die Rolle als Kinderwärterin ihrer Geschwister übernommen hat. Bei der Mutter hat sie auch als Hirtin gearbeitet und dabei den Hirtenknaben kennen gelernt, sogar die Szene unter dem Holunderstrauch wiederholt sie fast wörtlich. Anna Louisa Karsch stellt in dieser neuen Autobiographie ihre zwei Ehen wieder mit winzigen Pinselstrichen dar. Die erste fasst sie in nur einem Satz zusammen: „Sie ward in ihrer ersten Ehe viermal Mutter.“ (Karschin 1792, 168) Über die Person ihres Ehemannes, über die Beziehung untereinander und über die traumatische Auflösung dieser Ehe vermittelt sie überhaupt kein Wort. Über die zweite Ehe schreibt sie etwas ausführlicher:

Ihr zweiter Ehestand brachte sie zur äußersten Dürftigkeit. Alles Elend, was nur irgend ein gutes Weib dulden konnte, das duldete sie. [...] Sie hatte nun sich, vier Kinder und einen unthätigen, den Trunk liebenden Mann zu versorgen. (Karschin 1792, 168-169)

Obwohl die zweite genauer als die erste Ehe beschrieben wird, wird sie in Bezug auf die Darstellung derselben in den Briefen an Sulzer viel unpräziser präsentiert, da die erlittene Misshandlung und die tatsächliche Trennung der Ehe wegen des Krieges keineswegs geschildert wird. Sie betont wiederum zwei von den Aspekten, die sie in den Briefen an Sulzer schon hervorgehoben hatte, und zwar Natürlichkeit und Patriotismus als Ursprung ihrer Kunst: „Sie sei durch die Natur und die Siege Friedrichs Dichterin geworden.“ (Karschin 1792, 170) Wie gerade erläutert, ist die Darstellung von ihrem Leben bis zu diesem Punkt völlig parallel zu derjenigen in den Briefen an Sulzer. Die fünfundzwanzig Jahre, die beide Lebensschilderungen voneinander trennen werden knapp auf zwei Seiten zusammengefasst, wobei nur die Begegnung mit Friedrich II. und das von diesem gebrochene und von seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm II. eingelöste Versprechen, der Dichterin ein kleines Haus zur Verfügung zu stellen, geschildert werden.

Das zweite autobiographische Zeugnis der Karschin, das nicht in Briefen verfasst wurde, ist das erzählende Gedicht *Belloisens Lebenslauff*, das von Anna Louisa Karsch am Ende der 1780er Jahre niedergeschrieben wurde, als sie schon schwer krank war.

⁴² Karschin, Anna Luise. „Vorläufige Lebensbeschreibung der Dichterin Anna Luise Karschin, geb. Dürbach“. In: Jördens, Karl Heinrich (Hrsg.). *Berlinischer Musenalmanach für 1792*. Berlin: bei Karl Matzdorff, S. 163-164.

Erst 1792, als sie schon gestorben war, wurde eine gekürzte Fassung von diesem Gedicht veröffentlicht, und zwar in der Sammlung *Gedichte der Anna Luise Karschin*, die von ihrer Tocher Caroline von Klencke herausgegeben wurde. Das Manuskript, das in der Ratsbibliothek in Berlin zu finden ist, wurde von James Knowlton in seinem Essay „Inventing an Author“ in der ungekürzten Originalfassung eingeschlossen. Die Überschrift von diesem Gedicht lässt eine autobiographische Darstellung erwarten und sich dadurch erklären, dass die Dichterin sich den Namen „Belloise“ zugelegt hat, die französisierte Form ihres Vornamen: belle Louise, die schöne Louise. Die hiermit signalisierte Schönheit bezieht sich nicht auf ihr Aussehen, sondern signalisiert vielmehr ihre poetische, naive Schönheit. Dieses Gedicht stellt die Hauptpassagen, auf die schon in den vier Briefen an Sulzer und in der *Vorläufigen Lebensbeschreibung* besonderer Nachdruck gelegt wurde, zusammen: ihre Geburt in armen Verhältnissen, die Zeit beim Oheim und ihre ersten Lektüren, die Rückkehr ins elterliche Haus als Wiegemädchen ihrer Geschwister, die Begegnung mit dem Hirtenknaben und seinen Beitrag als Bücherlieferant, ihre ersten Reimversuche anhand der Nachahmung von Lobliedern und ihr allmählicher Erfolg als Dichterin. Im Gegensatz zu dieser ausführlichen Darstellung ihrer Jugend werden die zwei gescheiterten Ehen überhaupt nicht erwähnt. Im Fall des Gedichtes ist es noch radikaler als in der *Vorläufigen Lebensbeschreibung*, weil sie über ihre letzten 25 Jahren sogar die Bekanntmachung mit dem König und den Erhalt des Hauses aus der Erzählung ausschließt. Dadurch entsteht ein überraschender zeitlicher Sprung, der sich von 1761/62, als sie die vier Briefe schrieb, bis zu ihrem Sterbebett am 12. Oktober 1791 ausdehnt: „Bin alt geworden und beginn nun zu kränkeln, / Vollenede [sic] bald vielleicht den Lauf [...]“. (Knowlton, 106)

Neben einer für die damalige Zeit ungewöhnlichen Beschwerde über die von den Frauen erlebten Diskriminierung in akademischen Bereichen⁴³ ist die Anwendung einer gepflegten Sprache nennenswert, hinter der die erworbene Erfahrung der Autorin als Dichterin und die Auswahl der Lyrik als Gattung stecken. Sie schreibt ihre Verse in Kreuzreim und benutzt eine mit Naturbildern und ausgewählten rhetorischen Mitteln geprägte Sprache, die darauf hinweist, dass sie ihr dichterisches Talent von der Natur bekommen hat.

⁴³ „Beklagte, daß ich nicht ein männlich Wesen ward, / Latein zu lernen, zu studiren [...]“ (Knowlton, 104)

Sie [Natur] goß davor mir diesen Dichtgeist ein,
 Und diese Gabe, die so selten
 An mein Geschlecht wird vertheilt [...] (Knowlton, 105)

Die Anwendung der Personifikation der Natur auf der rhetorischen Ebene wird mit der Selbstbeschreibung der Autorin als Naturtalent im inhaltlichen Bereich vereinbart. Belloise betont auch die Verbundenheit von Natur und Dichterin in dem Bild der Lerche, die für Belloisen singt und dessen Lied Belloise nachsingt; wie eben Kinder durch unreflektiertes, einfaches Nachahmen die Sprache erlernen, so beginnt die Dichterin zunächst mit der einfachen Nachahmung. Unter den ähnlichen Stellen, in denen sich die Karschin zum natürlichen Geist nach den Gedanken Sulzers durch eine gepflegte Sprache stilisiert, ist die zunächst zitierte nennenswert. Die Kenntnisse der Autorin über rhetorische Mittel lassen sich anhand der Anwendung eines metaphorischen Bildes erkennen. Jedoch versucht die Karschin literarische Bildung zu leugnen, indem sie inhaltlich auf die Natürlichkeit ihres Schreibens und auf die Unschuld eines Kindes deutet. Von einer kritischen Perspektive ausgehend zeigt ihre sprachliche Beherrschung, dass ihre verneinte Bildung nur eine Pose ist, um den Willen ihres Lesers für sich zu gewinnen.

Ich haschte Sylbenmaß und Reim
 Viel leichtter als den Schmetterling
 Und den Maykäfer untter Bäumen
 Der allerschnellste Knabe fing [...]. (Knowlton, 105)

Beide besprochenen autobiographischen Auseinandersetzungen können als Kulminierung des Literarisierungsprozesses, der in den vier Briefen an Sulzer angefangen wurden, betrachtet werden. Die schon damals angewandten Techniken, einige Lebenspassagen zu betonen und andere geheim zu halten, erreichen in den letzten Lebensjahren der Karschin ihren Höhepunkt. Die Autorin ist sich bewusst, dass die Aspekte ihres Lebens, die ihre Biographie für die Befürworter des Naturgenies und für die gebildeten Kreise in Berlin, die sie als ein Kuriosum betrachteten, sich bis zu den 1760er Jahren konzentrieren. In den späten Lebensbeschreibungen übergeht Anna Louisa Karsch ihren persönlichen und dichterischen Verfall, der im Briefwechsel zwischen der Karschin und Gleim dokumentiert ist.

4.4. Gattung und Rezeption ihrer autobiographischen Zeugnisse

Durch diese drei autobiographischen Zeugnisse der Karschin zieht sich ein Faden, wobei die ausgewählte Gattung und die Erzählperspektive zur Formulierung des Inhalts eine entscheidende Rolle spielen. Die vier Briefe an Sulzer wurden von Anna Louisa Karsch in der ersten Person verfasst und – trotz einer gewissen Zurückhaltung in Bezug auf diejenigen Themen, die ihre gesellschaftliche und intellektuelle Akzeptanz gefährden könnten – geben sie ein eher persönliches, intimes Bild vom Lebensweg der Dichterin. Die Auswahl der Briefform ist in Bezug auf zwei Aspekte als strategisch zu bezeichnen: Anna Louisa Karsch, ungebildet und arm, schreibt über sich selbst an einen kulturell anerkannten Philosophen und Pädagogen, vor dem sie ihre Begabung als Naturtalent zeigen soll, sie schreibt aber in einer Gattung, die auf die intime, private Sphäre beschränkt bleibt. Die Anwendung einer anderen Gattung zur Schilderung ihrer Lebenserfahrung vor Sulzers Augen hätte von diesem als „Unverschämtheit“ verstanden werden können. Auf der anderen Seite ist sie bei der Niederschrift von ihrer Autobiographie davon ausgegangen, dass diese in der Vorrede zu ihren *Auserlesenen Gedichten* in irgendeiner Form der Öffentlichkeit präsentiert werden sollte. Diese Gedichtsammlung sollte ihr die Türen der Berliner Gesellschaft öffnen und ihre Akzeptanz als literarische Figur war vom Gefallen und Geschmack des Publikums abhängig. Die Karschin wählt dafür ganz bewusst die Gattung des Briefes: alles handele sich um intime Kommunikation zwischen Freunden – in diesem Kontext sollte auch verstanden werden, dass die Intimität in der Bekanntheit mit Sulzer übertreibt –, was die Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Konventionen auf Frauen nicht in Frage stellen würde.

Letzten Endes wurde die Autobiographie der Karschin in erster Person – nicht einmal abschnittsweise – im Rahmen der Vorrede ihres ersten Gedichtbandes nicht veröffentlicht, sondern Sulzer schrieb mit großer Verspätung eine Version davon. Eigentlich wäre das Erscheinen von Karschs Fassung gerechtfertigt gewesen; diese Änderung der Perspektive ist meiner Meinung nach primär dadurch motiviert, dass Sulzer die Vorrede unbedingt vor einem bestimmten Abgabetermin verfertigen sollte. Sowieso mag das Ersetzen ihrer Autobiographie durch Sulzers Fassung der Grund dafür gewesen sein, dass Anna Louisa Karsch in ihrer zunächst erschienenen Autobiographie, die *Vorläufige Lebensbeschreibung*, die angewandte Gattung und die Person ändert. Obwohl diese zweite Autobiographie schließlich posthum erschienen ist, hätte sie auch

zu Lebzeiten der Karschin veröffentlicht werden können. Diesmal gibt es zwischen der Autorin und dem Publikum keinen Filter, sie schreibt ihre Autobiographie und traut sich ohne einen Vermittler in die Öffentlichkeit zu gehen. Dadurch entsteht eine Neuigkeit im literarischen und gesellschaftlichen Panorama: Eine Frau traut sich, über sich selbst und ihre Lebenserfahrung zu sprechen. Diese Erscheinung, die die etablierten patriarchalischen Konventionen in Frage stellen soll – da sie gegen das ihr als Frau zugewiesenen Bleiben im privaten, familiären Bereich hiermit verstößt –, wird dadurch abgeschwächt, indem sie dafür strategisch die Erzählperspektive der dritten Person übernimmt: „ich“ wird zu „sie“.

Auch posthum erschien die dritte besprochene Autobiographie von Anna Louisa Karsch, das Gedicht *Belloisens Lebenslauff*. Im Vergleich zur vorigen hätte die Autorin nicht erwarten können, dass diese noch zu Lebzeiten veröffentlicht werden könnte, da sie es schrieb, als sie schon alt und schwer krank war. Diesmal geht die Autorin vor die Öffentlichkeit ohne einen Vermittler und in der ersten Person. Dieses Phänomen ist dadurch gemildert, dass sie von einer – wenn überhaupt – posthumen Veröffentlichung ausgegangen war und dass die Gattung des Gedichtes eine doppelte Absicht erreicht: Einerseits ist ein Gedicht eine Gattung des Intimen, des Privaten, auf die folglich keinen Öffentlichkeitsanspruch zugeschoben werden kann; andererseits präsentiert sich Anna Louisa Karsch durch ein Gedicht nicht unbedingt als Frau, sondern als geschlechtsunabhängiges Naturtalent.

Durch die drei Autobiographien von Anna Louisa Karsch zieht sich ein allgemeines Thema, und zwar die Literarisierung bzw. Fiktionalisierung ihres Lebens. In den Briefen an Sulzer – trotz den analysierten Emphatisierungen bzw. dem Verschweigen einiger doch einschneidender Erfahrungen – erzählt die Karschin ihr Leben bis zum Moment der Gegenwart des Schreibens. Die zwei nächsten Autobiographien wurde zirka ein Viertel Jahrhundert später verfasst, aber die berichteten Lebensepisoden bleiben die gleichen. Außerdem werden die Kontraste noch stärker: Die betonten Episoden werden noch emphatischer, die verheimlichten werden noch heimlicher. Aus diesen Gedanken ist zu schließen, dass Anna Louisa Karsch sich immer stärker als romanhafte, ewig junge, literarische Figur vor der Öffentlichkeit präsentieren will. Und dass sie sich selbst als solche sehen will.

Die gerade erwähnte Selbststilisierung der Autorin lässt sich neben ihren eigenen autobiographischen Texten auch aus der Sicht der Rezeption nachgehen. Dabei werde ich mich auf ihre Tochter Caroline von der Klencke (1754-1802) und auf ihre Enkelin

Helmina von Chézy (1783-1856) beziehen. Beide haben Autobiographien geschrieben,⁴⁴ die einige gemeinsame Merkmale mit den Lebensbeschreibungen der Karschin teilen, u.a. dass die mit einer kurzen Beschreibung der Familiengeschichte anfangen. Dazu haben die Tochter und die Enkelin die Biographie ihrer jeweiligen Mutter verfasst.⁴⁵ Diese Gemeinsamkeiten können durch keinen reinen Zufall erklärt werden, sondern ich gehe davon aus, dass die Nachfolgerinnen gewisse persönliche Erfahrungen als literarische Leitmotive wiederholen:

Es gibt bestimmte Motive, die in jeder dieser Autobiographien auftauchen, [...] und es stellt sich im Anschluß an die Darstellung die Frage, warum drei Generationen einer Familie diese Verhaltensweisen reproduzieren. (Niethammer 2000, 239)

Aufgrund der chronologischen Nähe teilen die Autobiographien der Karschin und ihrer Tochter mehr Merkmale als mit Helmina von Chézys. Beide beschwerten sich darüber, dass sie von ihren Müttern nicht geliebt und geachtet wurden,⁴⁶ dass sie in ihren Ehen unglücklich waren, dass sie kaum Zugang zur Bildung hatten (mit der Ausnahme, dass Klencke eine Zeitlang eine Realschule besucht hat)⁴⁷ und dass sie keine physische Schönheit besitzen. Caroline beschwert sich über ihre schlechte körperliche Konstitution, wobei ihre eigene Mutter schon vorher ihre Hässlichkeit zugegeben hatte, als sie schrieb: „Niemand konnte man mich zu den Schönheiten zählen, und dennoch fand sich unter den Jünglingen des Vaterlandes einer, der mich suchte.“ (Karsch 1981, 31) Obwohl eine physische Ähnlichkeit zwischen Mutter und Tochter aus genetischen Gründen eventuell zu beweisen wäre, gehe ich davon aus, dass Hässlichkeit von Seiten der Klencke vorwiegend als ein literarisches Leitmotiv angewendet wird, das sie dafür einsetzt, ihre Karriere als Schriftstellerin mit Hilfe von diesem Vergleich mit ihrer Mutter zu fördern. Um diese These zu bekräftigen, bin ich von dem Gedanken

⁴⁴ Klencke, Caroline von. *Fragmente. Tagebuch*. In: *Leben und Romantische Dichtungen der Tochter der Karschin. Als Denkmal kindlicher Liebe hg. von Helmina*. Frankfurt/M, 1805, S. 1-105. Chézy, Helmina von. *Unvergessenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Helmina von Chézy. Von ihr selbst erzählt*. Leipzig, 1858.

⁴⁵ Klencke, Caroline von. *Vorberichtender Lebenslauf der Dichterin Anna Louisa Karschin, geb. Dürbach*. In: *Gedichte der Anna Louisa Karschin, geb. Dürbach. Nach der Dichterin Tode nebst ihrem Lebenslauff hg. von Ihrer Tochter C. L. v. Kl. Geb. Karschin*. Berlin, 1792, S. 1-128.

⁴⁶ „Ein [...] Motiv zieht sich durch zwei Lebensgeschichten: die spontane Ablehnung der Töchter durch die Mütter. Während es bei Karsch ein physiognomisches Motiv ist, das in ihrer Darstellung mit dem Tod eines Bruders in Verbindung steht, weist Klencke auf den größeren Zusammenhang mit der Verbindung von ungewollter Heirat und Körpergestalt hin. [...] Bei Chézy taucht die Konstellation der mütterlichen Ablehnung nicht auf.“ (Niethammer 2000, 247-248)

⁴⁷ „Caroline wiederholt in ihren autobiographischen Aufzeichnungen auch die Lese- und Bildungsgeschichte ihrer Mutter. Der Unterschied besteht nur in der Tatsache eines Schulbesuchs der von Klencke, ansonsten gleichen ihre Angaben auffallend denen ihrer Mutter.“ (Schaffers, 144-145)

ausgegangen, der die äußere Hässlichkeit mit einem inneren natürlichen Talent in Verbindung stellt, wie Anna Louisa Karsch in den Briefen an Sulzer anhand einer bewussten Nachahmung einer Schäferidylle schon angewendet hat. „Häßlichkeit musste das Attribut einer Allegorie der pastoralen Dichtung sein, welche von der Einfachheit und Derbheit der Schäfer und antiken Bauern sang.“ (Schlaffer, 317)

Helmina von Chézy ist auch besonders kritisch gegenüber der Biographie ihrer Mutter und geht davon aus, dass Caroline die Ähnlichkeiten zu der Karschin potenziert hat, um ihr uninteressantes Leben der vorbildlichen Selbstüberwindung ihrer Mutter anzunähern. Jedoch gesteht sie, dass sie von beiden ihrer Vorläuferinnen jeweils die öffentliche Anerkennung und die innere Selbstbetrachtung gelernt hat.

Die Lebensgeschichte meiner Großmutter Karschin ist in verschiedenen Sprachen häufig erschienen, mitunter von sehr geistvollen Männern geschrieben worden; man hat sogar Romane und Novellen daraus gemacht – und sie bedurfte doch keiner Schminke, sie ist durch sich selbst schön wie eine Blume.

Das Leben meiner Mutter dagegen ist so arm an Begebenheiten, daß es nur darauf ankommt, nach innen hineinzuleuchten, um es zu lieben.

Das meinige ist von innen und außen vielgestaltig, tief und reich angeregt.⁴⁸

Neben dem vorigen Zitat gibt es aber weitere Zeugnisse, die viel deutlicher darstellen, dass die Autobiographie Helmina von Chézys von der Ablehnung viel stärker als von der Bewunderung gegenüber ihrer Mutter beeinflusst wurde, wie Magdalene Heuser darlegt:

Helmina von Chézy wirft der Mutter vor, sie habe ihre eigenen unerfüllt gebliebenen Sehnsüchte auf die Tochter projiziert, deren dichterische Talente angespornt, statt ihre häuslich-weiblichen Fähigkeiten zu fördern und sie so besser für das Leben auszubilden und die Gesellschaft („Welt“) zu erziehen. (Heuser, 154)

Dadurch wiederholt sie nicht nur ein literarisches Motiv, dass bei ihrer Mutter und Großmutter erfolgreich gewesen ist, sondern sie versucht sich dadurch als die „echte“ Erbin des dichterischen Talentes der Karschin zu stilisieren: „Als ‚Enkelin der Karschin‘ reklamiert sie die literarische Nachfolge der berühmten Großmutter“.⁴⁹ Durch

⁴⁸ Chézy, Helmina von. *Unvergessenes* zitiert in: Heuser, Magdalene. „Stationen einer Karsch-Nachfolge in der Literatur von Frauen des 18. Jahrhunderts: Caroline von Klencke, Helmina von Chézy und Therese Huber“. In: Bennholdt-Thomsen und Runge, S. 154.

⁴⁹ Kambas, Chryssoula. „Zwischen Kosmopolitismus und Nation. Helmina von Chézy als Pariser Chronistin“. In: Heuser, Magdalene (Hrsg.). *Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte*. Tübingen: Niemeyer, 1994. S. 254.

diese Selbststilisierung erreicht Helmina von Chézy nicht nur Anerkennung, sondern sie benutzt diese Bezeichnung als Publikationsstrategie.⁵⁰

Zusammenfassend über die Biographien der drei Generationen möchte ich auf die Worte Heusers hinweisen:

Unglückliche Lebensumstände wie Armut, mangelnde Bildungsmöglichkeiten, fatale Ehe, Sorgepflicht für Familie und Kinder kehren in allen drei Biographien wieder; alle drei Frauen suchen nach des Tages und der Mägde-Hausfrauen Arbeit und Mühen Trost und Erquickung im Gesang und in der Dichtung. (Heuser, 155)

In diesem Zitat ist eine wesentliche Idee enthalten, und zwar dass es für alle drei Generationen die Literatur in einem engen Verhältnis zum Leben steht. Im konkreten Fall der Anna Louisa Karsch, auf die sich mein Interesse richtet, kann man zu diesem Verhältnis zwei Möglichkeiten ins Auge fassen. Auf der einen Seite ist die Dichterin einfach nicht in der Lage, Wirklichkeit und Fiktion voneinander zu unterscheiden, wie schon Regina Nörtemann argumentierte.⁵¹ Auf der anderen Seite ist sich Anna Louisa Karsch bewusst, dass Leben und Literatur zwei getrennte Welten konstituieren, aber sie beherrscht die Methoden, sich selber vor der Öffentlichkeit nicht als Mensch sondern als literarische Figur darzustellen. Die wechselnde Intensität, mit der die verschiedenen Passagen ihres Lebens entweder betont oder verheimlicht werden; das Bestehen auf die „romanhaften“ Seiten ihrer Erfahrungen und die Überlassung ihrer letzten eher verfallenen 25 Jahre ihres Lebens in ihren späten Lebensbeschreibungen; und schließlich die Aufnahme einiger Merkmale ihrer Lebensdarstellung als literarische Leitmotive von Seiten ihrer Nachfolgerinnen sind wesentliche Argumente dafür, dass Anna Louisa Karsch sich in ihrer autobiographischen Schriften nicht als eine einfache Frau darstellt, sondern sie versucht sich in der Öffentlichkeit zu einer literarischen Figur zu stilisieren, die die Eigenschaften des Naturgenies verkörpert.

⁵⁰ Vgl. Kambas, S. 54 (Fußnote).

⁵¹ „[E]r [Gleim] misstraut endgültig ihrer Fähigkeit, zwischen Dichtung und Wirklichkeit zu trennen, verlangt aber, daß sie die Trennung zwischen Freundschaft und Leidenschaft vollziehen lerne.“ In: Nörtemann, Regina. „Verehrung, Freundschaft, Liebe: Zur Erotik im Briefwechsel zwischen Anna-Louisa Karsch und Johann Wilhelm Ludwig Gleim“. In: Bennholdt-Thomsen und Runge, S. 89.

5. Elisa von der Recke *Herzensgeschichten einer baltischen Edelfrau. Ihr Briefwechsel, ihre Autobiographie*

Dieses Kapitel handelt von Elisabeth Charlotte Constanzia von der Recke geb. Medem (1754-1833), in der Literaturgeschichte als Elisa von der Recke bekannt. Die Motivation ihrer schriftstellerischen Tätigkeit unterscheidet sich wesentlich von der ihren Zeitgenossinnen. Von Anna Louisa Karsch trennt sie zwar die soziale Herkunft, dennoch lassen sich gewisse Gemeinsamkeiten beobachten. Als Frauen haben beide ein für ihre Epoche ganz außergewöhnliches Leben geführt: Karsch war die erste professionelle Schriftstellerin der deutschen Literaturgeschichte und mit ihrer Arbeit als Gelegenheitsdichterin erwarb sie den Lebensunterhalt für ihre Familie. Nach ihrer Scheidung wurde Elisa von der Recke eine bekannte Dichterin, die am Hof eine politisch relevante Rolle spielte. Als Autorinnen haben beide autobiographische Schriften hinterlassen, in denen ihr ganzes Leben – oder zumindest das erzählte Leben – als eine vergangene, abgeschlossene Einheit dargestellt wird. Das Erzählte wird rückblickend mit holistischem und interpretatorischem Charakter vergegenwärtigt. Und beide haben sich bei ihren Autobiographien für die Briefform entschieden.

Elisabeth Charlotte Constanzia von der Recke ist am 20. Mai 1754 als die älteste Tochter des Herrn Johann Friedrich von Medem in Kurland geboren. Ihr Lebensweg lässt sich in drei größere Abschnitte teilen: Erstens ihre jungen Jahre, die sie als Mädchen auf den Gütern der Großmutter mütterlicherseits und der Eltern verbrachte, dann als sehr junge Ehefrau auf dem Schloss ihres Gatten und, nach der Trennung von ihm, in Mitau, also im engeren Kreise der Heimat. Zweitens ihre mittleren Jahre, in denen sie infolge der hohen Stellung ihrer Schwester, der Herzogin von Kurland, fast unablässig auf Reisen war. Es ist die Zeit, in der sie bekannt wird und viele literarische Freundschaften schließt. Der dritte Lebensabschnitt bezieht sich auf die Zeit ihres höheren Alters, für das sie Dresden als festen Wohnsitz wählte und wo sie am 13. April 1833 starb. In den 14 Jahren, die sie in Dresden gelebt hat, genoss sie als reiche und unabhängige Frau große Verehrung.¹

Von ihrer schriftstellerischen Tätigkeit werden in der Literaturgeschichte meistens zwei Werke genannt: *Nachricht von des berühmigten Cagliostro Aufenthalt in Mitau im Jahre 1779 und dessen magischen Operationen* (Berlin und Stettin, 1787) und

¹ Vgl. Recke, Elisa von der. *Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendtagen*. Hrsg. Paul Rachel. Leipzig: Dieterich'sche Verlags-Buchhandlung, 1900, S. XXI-XXII.

Tagebuch einer Reise durch einen Theil Deutschlands und durch Italien in den Jahren 1804-1806 (Berlin, 1815-17). Relevant im Rahmen der vorliegenden Arbeit ist Elisa von der Reckes Band *Herzens-Geschichten einer baltischen Edelfrau*.² Auf der einen Seite interessieren mich diejenigen Schriften, in denen Recke sich selbst als Hauptfigur darstellt. Auf der anderen Seite befasste sie sich in den *Herzens-Geschichten* – im Gegensatz zu den anderen zwei genannten Schriften – mit ihrem ersten Lebensabschnitt, d.h. mit ihrer Jugend, der Zeit, in der sie sich gesellschaftlich noch nicht als respektierte unabhängige Frau durchgesetzt hatte.

5.1. Reckes Kindheit und Jugend: ihre *Erinnerungen*

Ihre Autobiographie *Herzens-Geschichten einer baltischen Edelfrau* verfasste sie mit der Absicht, sie zu veröffentlichen, was aber vorerst nicht der Fall war. Bei der untersuchten Briefautobiographie von Elisa von der Recke handelt es sich um eine „von Elisa selbst für eine spätere Veröffentlichung besorgte Zusammenstellung ihrer Briefe“. (Recke 1921, 362) Die Veröffentlichung erfolgte aber erst 1921 im Stuttgarter Verlag Robert Lutz. Der Text besteht aus zwei Teilen: Die *Erinnerungen* schildern Reckes Leben von ihrer Geburt bis 1771 und die *Briefe* aus den Jahren 1771 bis 1778 sind die Fortsetzung des ersten Teils. In den *Erinnerungen* wird die Zeit von ihrer Geburt (sogar mit einer kurzen familiären Vorgeschichte) und Kindheit bis zu ihrer Heirat mit Georg von der Recke geschildert, eine Etappe, die Elisa von der Recke glücklich und ohne Konfrontation mit den gesellschaftlichen Normen erlebte.

In ihrer „Selbstbiographie“ beschreibt Recke detailliert die Zeit ihrer Brautwerbung, wie sie zahlreiche Heiratsanträge abwies, um schließlich als Siebzehnjährige von ihren Eltern zu einer Ehe mit dem um viele Jahre älteren, wohlhabenden Landadeligen Georg von der Recke gedrängt zu werden. Seit ihrer ersten Bekanntschaft hatte sie Angst vor ihrem späteren Ehemann.³

Die Bekanntschaft und spätere Heirat mit Georg von der Recke verursachen einen Wendepunkt im Leben dieses glücklichen, konventionellen Mädchens. Obwohl mein

² Recke, Elisa von der. *Herzens-Geschichten einer baltischen Edelfrau. Erinnerungen und Briefe*. Stuttgart: Robert Lutz, 1921.

³ Topf-Medeiros, Katharina. „Selbstdarstellung und narrative Autorität in den Briefautobiographien Elisa von der Reckes und Elisabeth Stägemanns“. In: Holdenried, Michaela (Hrsg.). *Geschriebenes Leben. Autobiographik von Frauen*. Berlin: Schmidt, 1995, S. 142-143.

Interesse im Rahmen dieser Studie primär auf den zweiten, dem Briefteil dieser Autobiographie fokussiert, ermöglicht nur eine ausführliche Lektüre des ersten Teils ein kontextualisiertes Verständnis der Briefe. Ohne die Autobiographie von Elisa von der Recke würde die „Briefgeschichte“ ihres Lebens *in medias res* anfangen und viele Hintergrundinformationen würden dem Leser nicht zur Verfügung stehen. Außerdem ist die Lektüre dieses ersten Teils der Autobiographie wichtig, weil in ihr etliche Erklärungen in Bezug auf ihre Erziehung enthalten sind, u.a. wie sie das Briefschreiben erlernt hat und was für eine Rolle das Briefwechsel für sie spielte.

Meine Wärterin war eine Leibeigene und hatte einen deutschen Jäger zum Liebhaber, sie konnte nicht schreiben, wollte aber dennoch mit ihm einen Briefwechsel unterhalten. Mich noch nicht zwölfjähriges Kind machte dies sonst so gute Mädchen zu ihrer Vertrauten und bat mich, ihr die Briefe ihres Geliebten, der eine schöne Hand schrieb, vorzulesen und für sie die Antworten zu schreiben. [...] Mein erster Versuch dauerte volle drei Stunden. Als der Brief versiegelt, die Aufschrift gemacht war, aß ich in Ruhe die Milch und schlich zu meinem Bette. – Ein volles Jahr verwaltete ich so das Amt des geheimen Sekretärs, ohne daß es entdeckt wurde. (Recke 1921, 60-61)

Die im Zitat dargestellte Passage betrachte ich als Ursprung für Elisäs rege Tätigkeit als Briefschreiberin. Erstens schildert sie an dieser Stelle das erste Mal, das sie einen Brief verfasst hat. Zweitens hilft sie ihrer Wärterin mit den Briefen immer unter verheimlichten Umständen, d.h. die Heimlichkeit und die Aufrechterhaltung eines Geheimnisses bleiben eine implizite Motivation für ihr Schreiben. Sie lassen sich in Elisäs späteren Briefen immer wieder entdecken. Drittens hat Elisa aufgrund dieser Erfahrung gelernt, dass Liebesbeziehungen, sogar unter den niedrigeren Schichten wie im Fall der Wärterin, mit Hilfe von Briefen aufgebaut und in der Ferne erhalten werden können.

Einige Jahre nach dieser Erfahrung, die ihren Eltern ewig verborgen blieb, schlägt Elisäs Stiefmutter vor, dass sie sich als Tochter einer bürgerlichen Familie Korrespondenzpartner aussucht, mit denen sie allmählich einen Freundschafts- und Bekanntschaftskreis bilden kann. Die schwierigen Verkehrsmöglichkeiten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beweisen die Wichtigkeit der Briefe vorwiegend für junge Leute, die noch keinen gesellschaftlichen Kreis um sich haben, um neue Menschen kennen zu lernen. Elisäs Stiefmutter hat für sie eine Freundin, Lisette, ausgesucht, mit der sie das Briefschreiben als gesellschaftliche und kommunikative Praxis üben kann.

Meiner Stiefmutter gefiel der Entwurf meines Briefes, und sie sah diese Entwicklung meines Geistes schon als Frucht ihrer Erziehung an. Nun wurde zwischen mir und Lisette ein Briefwechsel festgesetzt, der wohlthätig auf mein junges Herz wirkte, mir die Ankunft der Post zur festlichen Stunde machte und meine Kraft zu lieben verstärkte. Meine Stiefmutter wollte meine Briefe in der Folge nicht mehr lesen, weil sie sagte: „Die Freundschaft, wie die Liebe, hat ihre Heimlichkeiten, und ich kenne meine Stieftochter und ihre junge Freundin genug, um überzeugt zu sein, daß sie nichts schreiben werden, was wir Mütter nicht lesen sollten.“ (Recke 1921, 82)

Allmählich wächst Elisass Brieffreundinnenkreis, wobei das Empfangen der Briefe einer der glücklichsten Momente ihres Alltags wird. Dazu schreibt Elisa: „Mein Briefwechsel gab mir erhöhten Genuß, denn Lottchen Hahn und Frau von Schlippenbach gehörten nun auch zu meinen Korrespondentinnen.“ (Recke 1921, 126) Neben dieser Anwendung der Briefe im Rahmen des für das 18. Jahrhundert charakteristischen Freundschaftskults⁴ wird bei der Analyse der *Briefe* zu beachten sein, dass Recke sich nicht auf die Äußerung von Gefühlen beschränkt, sondern es zieht sich ein roter Faden durch die Briefe.

Die Wichtigkeit des Briefes hat ihr die Stiefmutter beigebracht. Dies führt zu der Frage, welche Rolle die Frauen, die sie in ihrer Kindheit und frühen Jugend umgaben, gespielt haben. Nachdem die Mutter kurz nach ihrer Geburt gestorben ist, wurde Elisa von der Recke ihrer mütterlichen Großmutter gegeben, über die sie schreibt: „Meine Großmutter mütterlicher Seite hat auf mein ganzes Schicksal zu großen Einfluß gehabt.“ (Recke 1921, 13) Constanzia von Korff geb. von der Wahlen, die Großmutter, hat zwar nicht ordentlich lesen und schreiben können, spielte aber in ihrer Zeit durch ihren Reichtum, ihre Gastlichkeit und ihr imposantes Auftreten eine zentrale Rolle. Als Erzieherin war sie kraftvoll und hart. An mehreren Stellen in den Erinnerungen äußert Elisa von der Recke, wie sie ihre Großmutter fürchtet, aber auch liebt.⁵ Ihr Vater heiratete, die erste Stiefmutter starb kurz danach und der Vater ging eine neue Ehe ein, diesmal mit der Witwe Recke. Mit der zweiten Stiefmutter, die großen Einfluss auf ihre Erziehung ausüben sollte, hatte Elisa von Anfang an eine ganz besondere Beziehung, da die Stiefmutter für sie den Weg aus dem Haus der Großmutter und die Erfüllung ihres Wunsches, lesen und schreiben zu lernen, bedeutete:

⁴ Vgl. z.B. die Briefe zwischen Luise Adelgunde Victorie Gottsched und Dorothea Henriette von Runckel in: Gottsched, Luise Adelgunde Victorie. „*Mit der Feder in der Hand*“. *Briefe aus den Jahren 1730-1762*. Hrsg. Inka Kording. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1999.

⁵ Vgl. Recke (1900), S. XXV.

Die Witwe Recke fragte mich, ob ich es wollte, daß sie mich zu sich nehme und mich als ihr Kind erzöge. Ich küßte ihre Hand und sagte ihr ins Ohr, daß ich mich sehr glücklich fühlen würde, wenn ich bei ihr leben könnte, aber Großmama, die Tante Kleist und ihre Töchter müßten es nicht wissen, daß ich diesen Wunsch geäußert hätte. – Sie sagte mir wieder ins Ohr, mein Geheimnis sei in guten Händen, und sie würde meinen Wunsch nicht vergessen. Diese Versicherung gab mir fröhlichen Mut, und als ich des andern Morgens von meiner Großmutter wegen meiner ungezogenen Reden über das schöne Constanzen gestraft wurde, so schwebte mir die fröhliche Aussicht meiner Erlösung durch eine neue Mutter vor der Seele. (Recke 1921, 67-68)

Das Versprechen der Stiefmutter wurde bald Wirklichkeit, indem diese sie zu sich nahm. Elisa von der Recke verließ das Haus der Großmutter und eine neue Welt öffnete sich vor ihren Augen: „Mir ging ein neues Leben auf; tiefgefühlte, zarte Liebe und Verehrung entwickelten sich in meiner Seele für meine Erlöserin.“ (Recke 1921, 70) Im Gegensatz zur Großmutter war die neue Frau von Medem eine sehr gebildete Dame. Während jene das Lesen von Büchern für Frauen als verderblich erklärte, war diese gerade dafür sehr eingenommen. Ebenso war sie der Meinung, dass eine Unterhaltung mit verständigen Männern einer Frau so nötig sei, wie das tägliche Brot für den Magen. So handelte es sich bei der Erziehung ihrer Stiefkinder um eine Bereicherung an Kenntnissen und um die Pflege des Verstandes.⁶ Dieser Einfluss der Stiefmutter soll beim Lesen der *Briefe* im Auge behalten werden, wenn Elisa von der Recke sich mit ihrer weiblichen Bestimmung befasst.

Die zweite Stiefmutter erfüllt für Elisa von der Recke die Rolle der verstorbenen Mutter, die ihr sehr fehlte. Zu diesem Punkt können Unterschiede zur Karschin erläutert werden. Auf der einen Seite lassen sich zwischen beiden Autorinnen anhand ihrer Selbstzeugnisse zwei verschiedene Mutterbilder erkennen. Während bei der Karschin die Hauptfunktion einer Mutter auf das materielle Versorgen der Kinder beschränkt wird, spielen bei von der Recke Gefühle eine wichtige Rolle. Auf der anderen Seite – und bis zu einem gewissen Punkt als Folge des gerade Erwähnten – lassen sich große soziale Unterschiede zwischen beiden erkennen. Anna Louisa Karsch stammt aus armen Verhältnissen, wo es erstmal und vorerst um die Versorgung der Kinder geht. Die Erziehung, die die Töchter in diesem Milieu bekommen, besteht prinzipiell darin, Haus und Kinder zu pflegen, so dass die Familie überleben kann. Bei Elisa von der Recke ist im Gegenteil das materielle Überleben durchaus gesichert. Mütter in diesem sozialen

⁶ Vgl. Recke (1900), S. XXV-XXVI.

Kontext können Zeit mit ihren Kindern verbringen und ihnen dabei ihre Mutterliebe zeigen. Folglich ist die Erziehung solcher Töchter auch ganz anders, indem man ihnen z.B. gutes Benehmen in Gesellschaft beibringt.

Ein anderer wichtiger Aspekt in Reckes *Erinnerungen* ist die Wahl des Ehemannes. Diese Entscheidung wird als Wendepunkt zwischen den *Erinnerungen* und den *Briefen* fungieren. Als sich für Elisa die Zeit nähert, sich für einen der Männer zu entscheiden, der um ihre Hand geworben hat, zeigt sich erneut die Wichtigkeit des Briefschreibens in ihrem Leben. Georg von der Recke kannte sie längst persönlich und sie hatte ihn immer für abstoßend gehalten:

Aber wenn ich nur von ferne Recke seinen Fußtritt [Reckes] hörte, wenn er spräche, auch ohne daß ich ihn sähe, dann ergriffe mich ein unangenehmes Gefühl, und ich wünschte, Gott weiß wo lieber, als in seiner Nähe zu sein. (Recke 1921, 187)

Elisa sagte ihrer Stiefmutter offenherzig, dass sie die Sache mit Recke beenden wollte und schlug andere Namen für ihren künftigen Mann vor. Dabei war es für sie wichtig, dass diese anderen Männer bereit wären, einige Jahre zu warten, weil sie als Siebzehnjährige noch nicht heiraten wollte:

Ich wollte Igelströhm, Rönne oder Grotthuß nehmen, welchen meine Eltern wollten; Behr aus Popen wäre doch auch noch da. Alle diese Herren wären reich, sie würden sich es gewiß auch gefallen lassen, bis zu meinem zwanzigsten Jahre zu warten, denn Kettler und seine Mutter hätte ja auch mein achtzehntes Jahr erwarten wollen. (Recke 1921, 187)

Ihre Eltern gaben aber nicht nach, und Georg von der Recke, der nicht nur ein reicher Adliger sondern auch ein Verwandter ihrer Stiefmutter war, war der erwählte künftige Ehemann Elisas. Die spätere Beziehung zwischen Georg und Elisa von der Recke – über die in den *Briefen* die Rede sein wird –, in der Georg sich als ein brutaler und empfindungsloser Mensch benimmt, zeigt, dass ihr erster Eindruck über ihn der richtige gewesen ist. Die Briefe waren die einzige Stelle, in der Elisa diesen Mann leiden konnte, weil das Briefschreiben eine räumliche Trennung mit ihm implizierte, was für sie eine freudige Befreiung bedeutete: „Er [Recke] schrieb sehr gut; seine Briefe waren voll leidenschaftlicher Liebe und voll der Versicherung, daß mein Glück das Studium seines Lebens sein sollte.“ (Recke 1921, 186-187) Die Beziehung zwischen Elisa und Georg von der Recke ist an mehreren entscheidenden Stellen von den Briefen bestimmt worden. In den *Erinnerungen* lesen wir, dass diese zu ihrer Verlobung und Heirat

beigetragen haben. In den *Briefen* selbst wird Reckes und Elisas Briefwechsel eine wichtige Rolle bei der Entwicklung ihrer Beziehung spielen.

5.2. Recke als Gattin, Hausfrau und Mutter: ihre *Briefe*

Nachdem in den *Erinnerungen* die Vorgeschichte ihrer Familie, ihre Kindheit, ihre frühe Jugend und die Auswahl des Ehemannes – alles von einer relativ konventionellen und unproblematischen Perspektive – behandelt werden, tritt in den *Briefen* die problematisierende, kritische Auseinandersetzung mit der Rolle als Gattin, Hausfrau und Mutter hervor. Bereits die thematische Einteilung bestätigt die These, dass die Benutzung der Briefform bei Autobiographien einen strategischen Charakter hat.

Bevor ich mit der Analyse dieser Texte selbst anfangen möchte, möchte ich einige Informationen zur Entstehung dieser Briefsammlung anführen. Nach den *Erinnerungen* erscheinen von der Reckes *Briefe* der Jahre 1771 bis 1778. Sie können als Fortsetzung der gerade behandelten Autobiographie, die mit dem Jahr 1771 endet, betrachtet werden, da Elisa von der Recke sie zu diesem Zweck ausgewählt hat. Der Autorin nach entstand die Briefsammlung folgendermaßen: Sie selbst hatte ihre Briefe an ihre Freundin Karoline Stoltz als Dokumente ihres Lebenslaufs für den Druck gesichtet. Diese, die als Gouvernante für ihre jüngere Schwester im Elternhaus tätig war, wird in den Briefen als primäre Adressatin dargestellt. Im März 1793 besucht Recke das Haus ihrer Freundin und findet die Briefe wieder, sie liest sie durch, verbrennt eine ganze Reihe davon und kopiert die restlichen. Das daraus hervorgehende Manuskript konstituiert die uns zur Verfügung gestellte Sammlung. Elisa von der Recke gibt zu, dass die Entstehung ihrer Autobiographie ihr ermöglicht hat, einen sinngebenden Blick auf ihr eigenes Leben zu werfen.

Vorzüglich weckten *die* Briefe mich zum Nachdenken über mein verflorrenes Leben, die ich meiner, im vorigen Jahre verstorbenen Jugendfreundin, der Demoiselle Caroline Stoltz, seit meinem fünfzehnten bis zu meinem sechsundzwanzigsten Jahre geschrieben habe. Mein ganzes Schicksal, welches von der Vorsehung so wunderbar durchflochten ist, schwebt mir durch diese Briefe so lebhaft vor, daß ich in der Geschichte meiner Jugend viel Unterrichts für mich fand.

Meine Briefe von 1771 bis 1780 an diese Freundin meiner Jugend sind treue Gemälde des jedesmaligen Zustandes meiner Seele und meines Schicksals.

Unbekannt mit Welt und Menschen stelle ich meiner vertrautesten Freundin meine Gedanken und Empfindungen in diesen Briefen so treulich dar, wie meine Gestalt sich in einem treuen Spiegel abbildet. [...]

Bald nach dem Tode dieser treuen Gefährtin meiner Jugend durchlas ich meine Briefe an sie: 1388 habe ich schon verbrannt, aber einige der mir interessantesten Briefe hob ich auf und las sie jetzt wieder. Die Zeit hat die mehren so verbraucht, daß sie kaum mehr an einander hängen; daher will ich mir in meiner jetzigen Einsamkeit das Vergnügen machen, diese zu kopieren. (Recke 1921, 194-195)

Aus Elisa von der Reckes Schilderung der Entstehungsgeschichte ihrer Autobiographie in Briefform lässt sich folgern, dass sie sich diesen Freiraum zum autobiographischen Schreiben bewusst geschaffen hat: Einerseits weil die Briefsammlung ein neues Ich der Autorin kreiert, das dem öffentlichen – und nicht dem primären – Leser vorgestellt wird. Zu diesem Punkt ist darüber nachzudenken, ob Elisa von der Recke „viel Unterrichtendes“ nur für sich selbst gefunden hat oder ob sie diesen unterrichtenden Charakter einem breiteren Lesepublikum anbieten will. Andererseits kann an der Wahrheit von ihrer Version der Entstehungsgeschichte gezweifelt werden: Obwohl sie im vorigen Zitat sagt, dass sie die ausgewählten Briefe selber kopiert, wobei sie den Schein gibt, dass die Auseinandersetzung eine intime Gelegenheit zum Nachdenken über das eigene Leben ist, sind sowohl diese *Briefe* als auch die oben behandelten *Erinnerungen* von einer fremden Hand geschrieben, wie Paul Rachel, der Herausgeber ihrer *Auszeichnungen und Briefe*, 1900 im Vorwort erklärt:

Beide Bände sind nicht von ihr selbst geschrieben. Der Berliner [und zwar die *Erinnerungen* wurden der königlichen Bibliothek zu Berlin übersendet] ist von der Hand ihres treuen Kammerdieners oder Haushofmeisters Johann Heinrich Pappermann, der von 1799 bis zu ihrem Tode in ihren Diensten stand, geschrieben worden. Der Dresdner [die *Briefe* befinden sich in der königlichen Bibliothek zu Dresden] ist von einer anderen Hand geschrieben; wie es scheint, auch von einem Manne. (Recke 1900, VII)

Hiermit wird enthüllt, dass die Bearbeitung der Briefe keineswegs etwas ausschließlich Persönliches war, sondern dass sie mit der Hilfe einer externen – und nicht zufälligerweise – männlichen Hand gezählt hat, um die Darstellung ihres Lebens für die Zukunft aufzubewahren. Nach ihren eigenen Worten hat Elisa von der Recke von zirka 1500 Briefen 1388 verbrannt. Der Prozess der Auswahl der theoretisch authentischen Briefe bringt mit sich die Vernichtung gewisser Briefe – d.h. Lebenspassagen – und das Hervorheben anderer, wie dies in Kapitel 4 in Bezug auf die Autobiographie von Anna Louisa Karsch erläutert wurde. Es entspricht nicht den nachvollziehbaren Fakten, wenn

Recke sagt, dass sie selber die ausgewählten Briefe kopieren wird und diese letzten Endes von einer anderen Hand abgeschrieben werden. Da der Ausgangspunkt mit den Fakten nicht übereinstimmt, ist davon auszugehen, dass die *Briefe* Elisa von der Reckes einen fiktiven Charakter haben und die Briefform dabei eine wesentliche strategische Rolle spielt.

Katherine Goodmans Untersuchung unterstützt diese Argumentationslinie. Ihrer Meinung nach ist die Authentizität der *Briefe* verdächtig und alles sei eine Ausrede, um einen glaubwürdigen Briefrahmen zu erzeugen und um ihre eigene Lebensgeschichte so frei wie möglich darzustellen. Man kann davon ausgehen, dass von der Recke sich der Grenzen des damaligen Literaturmarktes für Frauen bewusst war und damit zum eigenen Nutzen strategisch umgeht. Bereits die Form der Briefe suggeriert eine bewusste Anpassung an die Strukturen der erfolgreichen Briefromane von Frauen:

These letters relate the events of Recke's marriage in far too connected a fashion to have been genuine missives to a friend. No piece of information is missing, as it usually would be in a collection of letters. Scenes are described or explained in more detail than is normally the case in letters. No subjects are raised which are not relevant to the story of her marriage. There is no mutual exchange of pleasantries. It is questionable whether the relationship of Elisa von der Recke to Caroline Stoltz was actually as intimate as these letters suggest.⁷

Tatsächlich hat Elisa von der Recke ihre Briefe so ausgewählt (oder sie sogar neu geschrieben), dass sie eine fast romanhafte Geschichte bilden. Elisa hat sich daher bei den Briefen nicht so sehr für Gefühlsäußerungen, sondern eher für die Nacherzählung verschiedener Passagen entschieden. Eine formale Folge dieser Absicht in der Struktur der einzelnen Briefe lässt sich in den Anfängen wiedererkennen, da viele Briefe an Karoline Stoltz mit der Bekanntgabe einer Nachricht angeführt werden. Von den vielen Beispielen, die im ganzen Briefwechsel zu finden sind, sind diejenigen am interessantesten, die nicht nur die Wichtigkeit der Nachricht selbst sondern auch Elisass Bemühung, eine Wiedergabe des Geschehenen der Leserin zu übermitteln, widerspiegeln.

Ich habe Ihnen, liebste Stoltzen, wieder so manches zu sagen, aber wo soll ich anfangen? Ach, liebe Teuere! Ich hatte diese Nacht einen schönen

⁷ Goodman, Katherine R. „Poetry and Truth. Elisa von der Recke's Sentimental Autobiography“. In: The Personal Narrative Group (Hrsg.). *Interpreting Women's Lives. Feminist Theory and Personal Narratives*. Bloomington: Indiana University Press, 1989, S. 118-119.

Traum! -- Doch nein, ich will von gestern Abend anfangen. (Recke 1921, 219)⁸

Ein weiteres Argument unterstützt Goodmans These, es handle sich bei Recke um fiktive Briefe: Elisa von der Recke gibt vor, die Briefe bei Fräulein Stoltz nach deren Tod gefunden zu haben. Diese Tatsache wäre glaubwürdig, wenn Stoltz die einzige Adressatin der von ihr jahrelang aufbewahrten Briefe gewesen wäre. Das ist aber nicht der Fall, sondern bei ihr sind auch Briefe, die Elisa von der Recke an Lisette von Medem, ihre Eltern und Pastor Martini geschrieben hatte. Die Vielzahl an Adressaten in ihren Briefen ermöglicht dem Leser einen Einblick in verschiedene Versionen, die die Autorin über die gleichen Passagen ihres Lebens den unterschiedlichen Briefempfängern mitteilt. Die Tatsache, dass schon in den *Erinnerungen* über den Briefwechsel mit Lisette von Medem die Rede war und dass der erste Brief der Sammlung, der vom 25. März 1771, auch an diese gerichtet ist, lässt uns vermuten, dass Lisette die Rolle der echten Vertrauten Elisas, der sie ihre Wahrheit erzählen wird, übernehmen wird. Jedoch wird diese Vermutung bald aufgehoben, indem Elisa die Figur von Karoline Stoltz einführt und ihr das folgende Geständnis schreibt:

Nur zu Ihnen, meine Freundin, kann ich sprechen und schreiben, wie es mir ums Herze ist, aber meine Lisette muß es nicht ahnen, wie mir zumute ist, denn sie kann Recke ohnehin nicht leiden.

Schreiben auch Sie, mein Stolzchen, an Lisette, daß ich sehr glücklich bin, und dies sagen Sie auch an alle Menschen. Gegen meine guten Eltern lassen Sie sich um Gotteswillen nichts vom Inhalte dieses Briefes merken. (Recke 1921, 213)

Ab diesem Augenblick wissen wir Leser auch Bescheid, dass die Version, die Mademoiselle Stoltz von Elisa erzählt bekommt, den Ablauf der Ereignisse entspricht, wie sie ihn nach ihren innersten Gefühlen her erlebt hat. Während ihre Eltern und ihre Freundin Lisette nur eine verschönerte Fassung von Elisas Alltag bekommen, sind Karoline, Pastor Martini und Lisettens Bruder Fritz diejenigen, die über die Lage Elisa von der Recke direkte und getreue Information empfangen haben. Da alle drei von Elisa als gleichwertige Vertraute angesehen werden, können sie – nach der im 18. Jahrhundert etablierten Konvention – die Briefe untereinander lesen oder einander über deren Inhalt mitteilen.

[S]o werden nur Sie, Fritzchen, Martini und ich die wahre Lage meines Schicksals kennen; der Welt, meinen Eltern und meinen Verwandten werde

⁸ Dazu vgl. auch Recke (1921), S. 243 und 263.

ich es aber zu überreden suchen, daß ich mit dem Vater meines Kindes recht glücklich lebe. (Recke 1921, 291)⁹

Gegenüber den restlichen Figuren – d.h. ihrem Familien- und Freundeskreis oder der Gesellschaft im Allgemeinen – will Elisa unbedingt das Bild einer glücklichen Ehe bewahren. Aus diesem Grund gibt sie ihrer Freundin Karoline verschiedene Anweisungen, damit ihre Eltern und Lisette von ihren wahren Zuständen nichts mitbekommen, u.a. soll sie den Inhalt der Briefe geheim halten. In Elisas Worten heißt es: „Meinen Eltern sagen Sie, liebe Seele, nichts vom Inhalte diese Briefes; mögen sie sich in dem Gedanken wiegen, daß ihre Wünsche erfüllt sind.“ (Recke 1921, 307) Eine andere Möglichkeit besteht darin, die intimsten Briefe zu verbrennen:

Für das erste verbrennen Sie alle meine Briefe, in welchen ich Ihnen mein Herz über das Betragen meines Mannes aufschloß. Es würde meine Seligkeit stören, wenn es nach meinem Tode bekannt würde, daß ich nicht glücklich war. Vernichten Sie also alle Spuren, aus welchen der Zufall es einst meinem Kinde verraten könnte, der Vater machte die Mutter unglücklich. [...] Vernichten Sie diese und alle meine Briefe, die auf meine Ehe Beziehung haben, sogleich nach meinem Tode, ohne daß Sie die Briefe wieder lesen, und denken Sie nur daran, daß mein Mann seit einigen Wochen mit herzlicher Sorgfalt für meine Freuden tätig war. (Recke 1921, 270-271)¹⁰

Statt diesen gefährlichen Briefen sollen u.a. die Eltern „zeigbare Briefe“ (Recke 1921, 333) bekommen, d.h. Briefe deren Inhalt ihren Erwartungen entsprechen soll.

[Elisa an Mademoiselle Stolz] Dank für den lieben, langen Brief! auch meine guten Eltern haben mir so herzlich geschrieben! Ich werde Ihren lieben Brief in einem meinen Eltern zeigbaren Briefe beantworten. Diese Zeilen müssen sogleich verbrannt werden. (Recke 1921, 215)¹¹

Aber diese werden nicht von Karoline Stoltz verbrannt, sondern aufbewahrt bis Elisa von der Recke sie mehr als fünfzehn Jahre später findet, durchliest und einige auswählt, oder? Meiner Meinung nach ist alles eine Strategie Reckes, um den Inhalt und den sekundären Leser zu manipulieren. Entweder wurden die Briefe von Stoltz doch verbrannt und Recke hat ihre Autobiographie neu geschrieben. Oder Stoltz hat sie nicht verbrannt und Recke hat sie bearbeitet und die Hinweise auf das Vernichten der Briefe in dieser Version hinzugefügt, um den Schein der Bescheidenheit aufrechtzuerhalten. Auf jeden Fall stimmt es, dass das Spiel mit privaten Geständnissen, die nicht an das

⁹ Dazu vgl. Recke (1921), S. 251, 276, 278 und 291.

¹⁰ Dazu vgl. Recke (1921), S. 289.

¹¹ Dazu vgl. Recke (1921), S. 243 und 251.

öffentliche Licht treten sollen aber dann doch auftreten, nur mit Hilfe der Briefform möglich ist.

Geht man davon aus, dass solche Briefe nicht ausschließlich für Karoline Stoltz, sondern für ein größeres, öffentliches Lesepublikum (und möglicherweise überhaupt nie für Karoline Stoltz) gedacht waren, erweist sich diese Sammlung als eine Strategie, um ein bestimmtes Bild von sich – das der gütigen, unschuldigen Frau – zu geben. Dieses Bild soll ihren Eltern aber auch „der Welt“ vermittelt werden. Mit dieser Verdopplung der Fassungen – einmal für die Seelenfreundin und ein anderes Mal für ihre Eltern bzw. die Welt – schafft sie, ihre unkonventionellen Gedanken zu äußern, ohne ihre Bescheidenheit zu riskieren.

Im Laufe ihrer Briefe an beide Hauptkorrespondenzpartnerinnen äußert Elisa von der Recke wiederholt, dass sie sich ein Wiedersehen mit ihren Freundinnen wünscht. Jedoch sind Unterschiede in Elisa von der Reckes Beziehung zu Karoline und zu Lisette festzustellen. Das Treffen mit Mademoiselle Stoltz soll die Fortsetzung des brieflichen Gesprächs bedeuten, was Elisa eine Erleichterung und eine kurzfristige Befreiung ihrer alltäglichen Heuchelei ermöglicht, da sie keine glückliche Frau ist, aber doch vor den Augen der Gesellschaft die Rolle der glücklichen Frau spielen will. Aber die zwei Freundinnen können nicht immer intime Gespräche führen, wenn sie sich persönlich begegnen, weil sie in der Regel von anderen Menschen begleitet werden, während sie für ihre heimlichen Gespräche notgedrungen allein sein müssten.

Das waren traurige Tage, mein Stolzchen, die ich in Mitau und Brucken hatte, aber das Traurigste war, daß ich Sie, Vertraute meines Herzens, keinen Augenblick allein sprechen konnte. (Recke 1921, 224)

Gegenüber Lisette äußert Elisa auch, dass sie sich das Wiedertreffen mit ihrer Jugendfreundin wünscht.

Meine Lisette, du, die ich nächst meinen Eltern am mehresten liebe, wir werden also wie vormals den Winter in der Stadt und den Sommer auf dem Lande zusammen sein. (Recke 1921, 200)¹²

Der Fall eines Wiedertreffens ist aber problematisch, weil sie Angst hat, dass Georg von der Recke sich auch in Lisettes Anwesenheit brüsk und unangenehm benehmen würde. Jedoch irrt sie sich, weil Georg sehr geschickt ist und vor einem Publikum sehr glaubwürdig die Rolle des perfekten Ehemannes spielt. Statt diese Verhaltensweise zu kritisieren, freut sich Elisa darüber, dass Georg sich so benimmt, und zwar aus einem

¹² Dazu vgl. Recke (1921), S. 202.

doppelten Grund. Zum einen kann sie das Bild der glücklichen Ehe aufrechterhalten, so dass sie nicht als gescheiterte Frau von Familie und Bekannten angesehen wird, weil sie ihren Mann nicht zufrieden stellen und glücklich machen kann. Zum anderen gehören diese vor dem Publikum gespielten Szenen zu den glücklichsten Augenblicken ihrer Ehe, in denen sie sogar denkt, dass ihr Mann sie liebt. Elisa schreibt an Karoline: „Recke ist sehr freundlich und liebevoll gegen mich, wenn wir unter Menschen sind; bin ich aber allein mit ihm, dann muß ich manche Bitterkeit hören.“ (Recke 1921, 234)¹³ Die Heuchelei und das Spielen einer netten Rolle vor der Gesellschaft, während er unter privaten Umständen seine Frau demütigt, ist eins der Hauptmerkmale der Persönlichkeit Georg von der Reckes. Dies zeigt sich auch in seiner interessierten und parteiischen Ausnutzung seiner Briefe an Elisa. In Elisas Worten: „Die Briefe meines Herrn sind so zärtlich, daß, wenn ich nicht schon so oft in meinen Erwartungen wäre getäuscht worden, ich doch glauben würde, daß er mich liebt.“ (Recke 1921, 293) Wie schon erläutert, war die Lektüre von Briefen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts keine ausschließlich individuelle und private Tätigkeit. Das lässt sich auch im – vorgespielten? – Wunsch Elisas sehen, manche Briefe zu verbrennen, bevor sie ein breiteres Publikum als ihre Adressantin selbst erreichen könnten. Georg von der Recke war sich dieser Konvention bewusst und nutzte sie aus. Er verfuhr so vor Elisas Großmutter, um den Unschuldigen zu spielen, damit sie denkt, dass die ehelichen Probleme durch das schlechte Benehmen ihrer Enkelin verursacht worden sind.

Großmama ist äußerst liebevoll gegen mich und in der Seele froh, daß mein Herr alle Posttage und mit jeder Gelegenheit so lange und zärtliche Briefe an mich schreibt. [...] Diese Briefe, mein Stolzchen, sind ein feines Gewebe der List und Heuchelei. (Recke 1921, 292)

Außer Recke erfährt der Leser von einem anderen Mann, der auch Briefe an Elisa schreibt, wenn aber mit einer vollkommen anderen Absicht. Er heißt Hartmann, lernt Elisa als Freund ihres Mannes kennen und erweckt in ihr eine große Bewunderung. Da Elisa und Hartmann sich aber bald trennen müssen, weiß der Leser erst sehr spät von den Gefühlen, die er gegenüber Elisa empfindet. Ein Brief verursacht, dass Hartmann seine Gefühle gegenüber der Ehefrau seines Freundes gestehen muss, wobei er zum Ideal des empfindsamen Menschen und Briefschreibers von Elisa stilisiert wird. Die Tatsache, dass beide ein voneinander idealisiertes Bild aufgebaut haben, lässt sich durch die räumliche Trennung erklären. Briefe sind das geeigneteste Mittel, einen wirklichen

¹³ Dazu vgl. Recke (1921), S. 228 und 248.

Freund mit Tugenden und Lastern zum Ideal zu bilden, da man in der Ferne keinen Zugang zu den dunkleren und traurigen Seiten des Alltags des Anderen haben kann. Der Fall Hartmanns geht noch einen Schritt weiter, da er sogar seine an Elisa gewidmeten Briefe ihr nicht reicht, sondern er versteht diese Briefe eher als einen Dialog mit sich selbst, mit seinen poetischen Musen. Die angedeutete Szene, die im Juli des Jahres 1775 stattfindet, fängt an, als Elisa einen Brief von ihm bekommt. Ohne ihn aufgemacht zu haben, verlangt Hartmann von ihr, dass sie ihm diesen Brief zurückgibt. Als Elisa nach einer Erklärung des Rätsels fragt, warum ein Brief, der an sie geschrieben worden ist, nicht für sie geschrieben sein sollte, bekommt sie die folgende Erklärung von Hartmann:

Seit ich mir in Neuenburg das Gesetz gab, Sie zu fliehen, lebte ich dennoch immer fort mit Ihnen. Ihr Bild war und ist seitdem von meiner Existenz unzertrennlich, es wurde mir Bedürfnis, über alles, was mich betraf, zu Ihnen zu sprechen; mit Ihnen weder im Umgange, noch in Briefen so zu sprechen, wie mein Herz es mir gebot, dies erlaubten meine Grundsätze und meine heilige Ehrfurcht für Sie mir nicht. Ich wählte also das Mittel, täglich an Sie so recht aus der Fülle meines Herzens zu schreiben. Alle Sonntage und Donnerstage versiegelte ich, was ich geschrieben hatte, und wenn ich meine andern Briefe zur Post schickte, dann verschloß ich dies Paket in meine Schatulle, und diese süße Täuschung -- als könnte meine Seele sich ganz in die Ihrige durch Briefe ergießen, -- die tat meinem Herzen wohl. Alle Monate durchlas ich diesen meinen stillen, einseitigen Umgang mit Ihnen, siegelte jeden Monat alle in der Art an Sie geschriebenen Briefe wieder ein und genoß so eine stille Freude, die Keiner vielleicht mir nachfühlen wird. Das Blatt, welches gestern in Ihre Hände fiel, ist ein solcher an Sie angefangener Brief. (Recke 1921, 301-302)

In diesen Zeilen lässt Hartmann durchblicken, dass er ein idealisiertes Bild Elisas geschöpft hat. Die Tatsache, dass Elisa von der Recke diese Szene für Karoline Stoltz beschreibt und dass sie diesen Brief für die Veröffentlichung ausgewählt hat, führt dazu, dass die Autorin sowohl vor ihr – als primäre Leserin – als auch vor dem Publikum – als potentiellen sekundären Leser – ein möglichst verschönertes und liebenswürdiges Bild von sich selbst projizieren möchte. Dadurch erreicht sie, dass beide Leserinstanzen bei der bald danach stattfindenden Ehetrennung nicht ihr, sondern Georg die Schuld geben. Aus diesem Zitat geht hervor, dass Hartmann regelmäßig Briefe an Elisa schreibt, die sie aber nicht bekommen soll, da ihr Inhalt die Grenzen der Freundschaft überschreitet, was ihm als Freund ihres Ehemannes nicht erlaubt ist. Diese Zeilen enthalten eine Liebeserklärung an Elisa von Seiten Hartmanns. Nur ein sehr starkes Gefühl kann ermöglichen, dass er nach den Geboten seines Herzens schreibt. Er ist sich bewusst,

dass diese eine verbotene Liebe ist und entscheidet aus diesem Grund, Elisas Nähe zu fliehen. Diese Situation verleitet dazu, dass Elisa von der Recke eine neue Überlegung über die Ferne der Korrespondenzpartner einführt. Auf der einen Seite bestehen die Briefe zwischen ihr und Mademoiselle Stolz zur Überbrückung der räumlichen Trennung, wobei in den Briefen zahlreiche Hinweise für ein gewünschtes Wiedersehen zu finden sind. Auf der anderen Seite stehen in Hartmanns Fall ganz andere Gründe hinter der Trennung, die er nicht überbrücken will. Da er seine verbotene Liebe für Elisa nicht verstecken und daher die Rolle des vernünftigen Freundes in dem Liebesdreieck Georg – Elisa – Hartmann psychologisch nicht übernehmen kann, hat er keine andere Möglichkeit als die Flucht und die Aufrechterhaltung einer platonischen Liebe für Elisa. Aber nicht Elisa selbst, sondern ihr idealisiertes Bild, das er in der Ferne aufgebaut hat, liebt und verehrt er. Das Bewusstsein Hartmanns, dass seine in den Briefen ausgedrückten Gefühle so intim und privat sind, widerspiegelt sich in seiner Entscheidung, all diese Briefe nach seinem Tod zu vernichten, damit seine heimliche Liebe auf ewig verschwiegen bleibt. Tatsächlich hat Hartmann all seine Briefe an Elisa von der Recke wenige Stunden vor seinem Tod am 5. November 1775 vernichtet. Von Hartmanns Tod, von der Vernichtung der Briefe als Beweis seiner Liebe für sie, doch auch von seinen letzten Liebesworten über sie soll Elisa von der Recke durch Vietinghof erfahren haben, ein Freund von Hartmann, der bei dessen Tod anwesend war.

Er [Hartmann] hat sich nach der Mitternachtsstunde seine Schatulle geben lassen, aus dieser eine Menge von ihm geschriebener Briefe genommen und sie alle verbrannt. [...] Diese Briefe sind alle an mich geschrieben gewesen. Vietinghof hat dem lieben Seligen den Wunsch geäußert, mir diesen Schatz seiner Gedanken übergeben zu können. Da hat er mit erhabenem Lächeln erwidert: auch selbst nach meinem Tode müsse ich es nicht wissen, mit welcher innigen -- doch edlen Liebe er mich geheiligt habe. (Recke 1921, 314)

Als Gegensatz zu der Liebe, die Hartmann für Elisa empfindet, steht wieder Georg von der Recke. In Bezug auf die Autobiographie, die der Briefsammlung vorangeht, wurde schon erwähnt, was für eine wichtige Rolle bei der Verlobung mit Elisa Georgs Briefe an sie gespielt haben, denn sie waren das einzige seiner Erscheinung, das in ihren Augen nicht Abscheu hervorrief. Aber die Verlobung ist nicht die einzige Episode ihres ehelichen Lebens, bei denen das Briefschreiben sich zu einem wesentlichen Element entwickelt hat. Die Verschlechterung ihrer Beziehung und die

Auflösung ihrer Ehe sind von dem Erscheinen etlicher Briefe stark beeinflusst worden. Dem Ratschlag von ihrem Freund Fritz folgend schreibt Elisa einen Brief an ihren Mann, in dem sie zum ersten Mal seit ihrer Heirat über sein respektloses Verhalten ihr gegenüber klagt, damit er über eine mögliche Besserung der ehelichen Beziehung nachdenkt. Im Jahr 1776 hat Elisa zum ersten Mal keine Angst, dass Menschen außer ihren engsten Freunden von den wirklichen Umständen in der Beziehung zu ihrem Mann erfahren könnten. Obwohl sie erst später – die offizielle Scheidung wird erst im Jahr 1781 gültig sein – von ihrem Mann unabhängig sein wird, zeigt diese Stelle schon, was sie selber in einem Brief an Karoline gesteht: die Probleme zwischen ihr und ihrem Mann sind nicht zu lösen und eine Trennung wird unvermeidlich sein.

Sein Betragen gegen mich habe mich dazu gebracht, ihm die Briefe zu schreiben, die seine Moralität verbessern, nicht aber ihn erbittern sollten. Meinetwegen könne er aller Welt die Briefe bekannt machen, dies würde mich nur insoweit schmerzen, daß mir es wehe täte, falls unser ganzes Publikum unterrichtet würde, was für Neckereien und Heucheleyen der Vater meines Kindes sich, um mich zu kränken, gegen mich erlaubt hat. (Recke 1921, 324-325)

Aber leider erreicht Elisa ihr Ziel, eine Verbesserung ihrer ehelichen Beziehung, nicht, da Georg ihre Aussagen nicht wie gemeint versteht, sondern er nutzt diese Gelegenheit aus, die Ehe abzubrechen. Nennenswert ist die Tatsache, dass die Ehepartner nach dem ersten Trennungsversuch nicht direkt miteinander sprechen, sondern beide beziehen sich ausschließlich auf die einander zuletzt geschriebenen Briefe. Dies lässt durchblicken, dass eine zwischenmenschliche Kommunikation zwischen den Ehepartnern unmöglich ist und dass die Briefe die einzige Möglichkeit bilden, zumindest für Elisa, ihre Gedanken zu äußern, ohne vom Anderen gedemütigt zu werden:

In dem Augenblicke kam Saß und sagte mir mit einem traurigen Gesichte, er sei von Recke abgeschickt, um mir in Gegenwart meines Vaters zu sagen: falls ich es nicht eingestehen wolle, daß ich meine Briefe aus Übereilung geschrieben habe, so könnte ich ferner nicht mehr seine Frau sein, und er beriefe sich ganz auf seinen letzten Brief. Hier fiel mein Vater Saßen ins Wort! – „Dies kann, dies wird meine Tochter nie tun! -- denn es ist nur zu bekannt, wie unwürdig Recke sich gegen mein Kind betragen hat!“ -- Die Rede meines Vaters gab mir Mut, und ich antwortete Herrn von Saß: Meiner Überzeugung nach enthielten alle meine Briefe nur Wahrheiten, die ich nie verleugnen würde, und auch ich bezöge mich auf meinen letzten Brief. Nachdem Saß meinem Herrn meine Antwort gebracht hatte, so wurde mir von Saß in dessen Namen das Kompliment gemacht, daß ich seine Frau gewesen sei, daß ich sein Haus verlassen und mir einen andern Aufenthalt wählen müsse! (Recke 1921, 326-327)

Aus den daraus folgenden Ereignissen lässt sich interpretieren, dass derjenige, der einen Brief aus Übereilung geschrieben hat, nicht Elisa sondern Georg von der Recke gewesen ist, und zwar, weil er kurz danach einen weiteren Brief an sie schickt, in dem er ihr die Fortsetzung ihrer ehelichen Beziehung vorschlägt. Ihre Angst, eine geschiedene Frau zu werden, trägt dazu bei, Elisass Einwilligung in Reckes Vorschlag zu begreifen.

Eben erhielt ich von Saß aus Scheden und von meinem Herrn einen Brief; ich beantwortete beide sogleich. [...] Recke gesteht zwar sein Unrecht gegen mich nicht ein, aber so genau will ich es denn auch nicht nehmen, ich will ihm, falls es sein Ernst ist, die Rückkehr nicht zu sehr erschweren. (Recke 1921, 332)

Jedoch war die Beziehung zwischen Elisa und Georg von der Recke schon von Anfang an so schadhaft, dass sie sie nach dieser zweiten Chance nicht verbessern konnten. Reckes endgültige Entscheidung, die Ehe aufzulösen, wird ihr wieder in einem Brief mitgeteilt. Sie beschreibt diesen Augenblick wie folgt: „Ich vermutete es nicht, als ich Reckes Brief öffnete, daß in selbigem der Befehl enthalten sei, Neuenburg den dritten Oktober zu verlassen.“ (Recke 1921, 334) Trotz Elisass Angst vor der Scheidung, trotz späteren Werbungen um ihre Hand und trotz eines Versuches Reckes, sich wieder zu vereinigen, blieb Elisa eine geschiedene Frau, die ein reges intellektuelles Leben geführt hat, nachdem sie sich endlich von den Ketten ihres Ehemannes und ihrer Familie befreit hat.

Einige Jahre darauf [nach der Scheidung] begann Elisa ihr Wanderleben, das sie durch halb Europa zu Fürstenhöfen, Gelehrten und Dichtern führte. Sie war keine kurische „Landfrau“ geworden, auch nicht die „galante Weltdame“, die ihre Stiefmutter aus ihr machen wollte; sie wurde eine berühmte vornehme Frau von Welt und bekannte Dichterin, „die erste Frau Kurlands“, die sogar für ihre Schwester, die Herzogin von Kurland, bei fremden Höfen politische Geschäfte führte. (Recke 1921, 366)¹⁴

Elisa von der Recke war bis zu diesem Augenblick aufgrund ihrer Erziehung ein Opfer der Bestimmung zur Hausfrau, Gattin und Mutter (zumindest will sie vor dem Lesepublikum als solches erscheinen). Die Beziehung zu ihrer Großmutter schildert ganz deutlich von der Reckes Auseinandersetzung mit der konventionellen Frauenrolle. Die Großmutter ist eigentlich die Befürworterin der strengsten Variante dieser

¹⁴ Diese Worte über die Autorin in dritter Person stammen aus den letzten Seiten des Bandes, nachdem die Zusammenstellung ihrer Briefe mit einem Brief an Stoltz vom 12. Juli 1778 abbricht. Nirgends im Band wird erklärt, ob diese Worte vom Herausgeber geschrieben wurden oder ob Elisa von der Recke sie als Abrundung ihrer Autobiographie verfasste.

weiblichen Bestimmung, die auf die Unvereinbarkeit ihrer verpflichteten Rolle als Frau und ihre Vorliebe für die Lektüre und die schönen Künste besteht. Nach den Worten von Katharina Topf-Medeiros liegt in diesem Konflikt der Schlüssel für die ehelichen Zwistigkeiten:

Während er von ihr einen guten Vorstand seines großen Hausstandes erwartete, fühlte seine Frau sich mehr zu schöngeistiger Literatur, langen Gesprächen mit Freunden und ausgedehnten Spaziergängen im Mondschein hingezogen. (Topf-Medeiros, 143)

Das reaktionäre Verhalten der Großmutter, das sogar für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts veraltet war, bezieht sich mit besonderer Kraft auf Elisass Lesebegierde, weil sie solche Aktivitäten nicht für weiblich hält, da Frauen in intellektuellen Bereichen den Männern unterlegen seien.

Großmama sagt: *„Weiber werden durch Lesen zum Narren, die Bücher sind nur für Männer gemacht!“* -- *recht als hätten wir keine Seele, als wären die Weiber nur ein Stück Fleisch!* Um nicht Lärm zu haben, so lese ich hier nur so lange, als ich mich frisieren lasse. (Recke 1921, 235)

Der Denkweise der Großmutter nach ist Elisass Lesebegierde nicht nur unweiblich, weil die Lektüre ein ausschließlich männlicher Bereich ist, sondern ein Hindernis in der Ausübung ihrer philanthropischen Bestimmung als Frau, da Elisa Bücher gegenüber ihrer Rolle u.a. als Gattin bevorzugt: *„Die erste Pflicht einer Frau sei die, ihrem Manne Glauben an ihre Liebe zu ihm einzuflößen, aber meine verfluchten Bücher, die wären mir gewiß lieber, als mein vortrefflicher Mann.“* (Recke 1921, 296) Um ihren Wunsch, Elisass intellektuelles Interesse für Bücher zu beseitigen, durchzusetzen, will die Großmutter mit Georg von der Reckes Beistand rechnen. Da die Großmutter Elisa nicht überzeugen kann, dass das Lesen harmvoll für sie sein kann, versucht sie Georg für sich zu gewinnen, und zwar aus einem einfachen Grund; nach der patriarchalischen Denkweise ist die Ehefrau dem Mann hierarchisch unterlegen, war von ihm ökonomisch abhängig und musste seinen Befehlen gehorchen. Wenn sich Georg gegen Elisass Lesebegierde wehren sollte, dann hätte sie keine andere Möglichkeit als auf die Bücher zu verzichten. Als die Großmutter erfährt, dass Elisa eine eigene Bibliothek besitzt, mit Büchern, die sie von ihrem Ehemann geschenkt bekommen hat, fordert sie ihn auf, die erwähnten Bücher zu vernichten.

Lieber Recke, ich bedauere Sie recht sehr, daß Sie solch eine alberne Närrin zur Frau haben. Sie müssen sie kurz halten und alle die verfluchten Bücher

ins Feuer werfen. Die alberne Stiefmutter hat das sonst gute Kind ganz verrückt gemacht. (Recke 1921, 251-252)

Dieses Zitat zeigt die schlechte Beziehung zwischen der Großmutter und der Stiefmutter Elisa von der Reckes, da beide verschiedene Vorstellungen über die geeignete Rolle und die dafür nötige Bildung der Frauen im ausgehenden 18. Jahrhundert haben.

Georg von der Reckes Haltung zum Thema der Frauenbildung stimmt folglich mit den Voraussetzungen der Großmutter überein, ist aber gegenüber den pädagogischen Tendenzen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, u.a. Campes, etwas empfänglicher. Als Beweis dafür gilt, dass er selber seiner Frau viele Bücher geschenkt hat, was an mehreren Stellen in den Briefen geschildert wird. Jedoch soll das nicht so verstanden werden, dass er die intellektuellen Bestrebungen Elisas gefördert hätte, sondern er akzeptiert nur solche Tätigkeiten von Seiten seiner Frau, wenn sie ihre weiblichen Pflichten an erster Stelle erfüllt.

[E]in kurländischer Edelmann brauche eine gute Wirtin, nicht aber eine Bücherfreundin zur Frau. [...] Doch müsse er es mir auch zu gute halten, wenn ich einige Stunden des Tages zur Ausbildung meiner Seele verwende, weil ich selbst dadurch geschickter würde, eine gute Gattin und Hausfrau zu werden. [...] Recke sagte sehr bitter, die erste Pflicht eines Weibes sei die, nach dem Beifalle ihres Mannes zu streben. [...] ich bat ihn, er möge mich zu seinem Schreiber machen; das tat er auch; und er war mit meinem Briefe recht zufrieden; nun mußte ich noch an den Annenhöfchen Amtmann schreiben, und auch der Brief war gut. (Recke 1921, 229-230)

In diesem Zitat beschreibt Recke Georgs Verlangen, dass er mit dem „Erwerb“ einer Gattin durch die Hochzeit auch eine Hausfrau, eine Haushaltsführerin erwartet hatte. Aber den Prinzipien der philanthropischen Bestimmung folgend fordert Recke von seiner Frau, dass sie ihm Kinder schenkt. Die Mutterschaft wird in Elisas Augen zu einem schrecklichen Umstand, da sie Angst davor hat, Georgs bedrohliche Persönlichkeit durch ein Kind fortzupflanzen. Als sie die Nachricht bekommt, dass sie guter Hoffnung ist, denkt sie, dass sie zumindest ihren Vater nicht enttäuschen wird.

Mein guter, lieber Vater bat mich so freundlich, dafür zu sorgen, daß er bald Großvater wird, auf daß er sich freuen könne, daß sein Stamm den Genuß dieser schönen Güter bekäme! Auch sagte mein Vater mir, Recke soll betrübt sein, daß er schon zwei Jahre verheiratet ist und noch keine Hoffnung, Vater zu werden, hat. (Recke 1921, 246)

Als Mutter wird sie ihre geistigen Bestrebungen realisieren können, indem sie die menschliche und akademische Bildung des Kindes übernehmen wird.

Und wird Recke mir es wohl erlauben, seine Tochter nach meinen Grundsätzen zu erziehn, da er mich für eine unerträgliche Närrin hält? Und soll ich auch das Unglück erleben, daß mein Kind die Grundsätze seines Vaters annimmt? -- Bei Gott, ich will alles von Recke ertragen, nur die Erziehung und Bildung meines Kindes lasse ich mir nicht nehmen! (Recke 1921, 277-278)

Die Rolle als menschliche und akademische Erzieherin ihrer Tochter gewinnt an Wichtigkeit, wenn Georg die Scheidung von Elisa verlangt. Elisa, die sich der gesellschaftlichen Ablehnung geschiedener Frauen bewusst ist, weiß, dass sie die Trennung verhindern kann, weil Georg auf sie als Erzieherin ihrer Tochter Friederike nicht verzichten kann.

Recke braucht es nur ganz zu vergessen, daß ich seine Frau bin, dann soll unter uns keine Trennung stattfinden. Er braucht mich ja nur als Lehrerin seines Kindes in seinem Hause zu dulden, dann will ich es aller Welt sagen, daß ich die glücklichste Ehefrau bin. (Recke 1921, 303)

Jedoch stirbt ihre Tochter recht früh.¹⁵ Georg von Reckes kontinuierliche Beschwerden über Elisass Unfähigkeit, den Haushalt zu führen, der Tod ihrer Tochter Friederike und Reckes Entscheidung, sich von seiner Gemahlin scheiden zu lassen, was auf ihre gescheiterte Rolle als Gattin, die ihren Mann nicht glücklich gemacht hat, hinweist, könnten den Leser zu der Überlegung führen, dass Elisa „schuldig“ ist, ihre Bestimmung nicht erfüllt zu haben. Aber überraschenderweise, und die Überraschung liegt darin, dass die folgenden Worte von einer Frau im 18. Jahrhundert geschrieben worden sind, meint Elisa zum Thema, dass die Schuld des Scheiterns ihrer Ehe nicht bei ihr, sondern bei der Wahl eines ungeeigneten Mannes liegt: „[I]ch hätte als Mutter und Gattin sehr glücklich sein können, wenn die Vorsehung mir einen Gatten gegeben hätte, den ich hätte ehren und lieben können!“ (Recke 1921, 345) Mit diesen Worten beendet Elisa von der Recke ihre Briefautobiographie und entscheidet, ihre Erlebnisse von 1778 bis 1793 völlig auszusparen. In diesen fünfzehn Jahren hat diese Frau mehrere Heiratsanträge bekommen, was sie aus ihre Lage als geschiedene Frau hätte retten sollen, aber

[sie war] nicht bereit, nochmals eine Bindung einzugehen und ihre Selbständigkeit aufzugeben. [...] offensichtlich war sie [...] von der

¹⁵ „Gestern in der sechsten Abendstunde entfloh der holde Geist meiner Friedrike zu dem, der mir sie gab. Sie starb auf meinen Armen, als ich das letzte Lächeln von ihren kalten Lippen angstvoll küßte.“ (Recke 1921, 341)

Mentalität her eine Frau, der schließlich die persönliche Freiheit über eine familiäre Bindung ging.¹⁶

Außerdem ist Elisa von der Recke zur regen Reisenden, öffentlichen Dichterin und Staatsfrau aufgestiegen. Dieser neue Lebensabschnitt als unabhängige Frau beginnt nicht zufällig nach dem abrupten Ende ihrer Autobiographie, da sie ihr Verhalten nicht mehr in Bezug auf die weibliche Bestimmung hätte rechtfertigen können. In ihrem autobiographischen Zeugnis gelingt es ihr, die vorausgesetzten Beschränkungen als Frau mit Hilfe von Campes Argument zu erweitern, um sich einen größeren Freiraum zu schaffen. Dabei ist aber ein großer Unterschied zwischen Elisa von der Recke als Protagonistin ihrer Autobiographie und als Frau außerhalb dieses Textes festzustellen. Für sie als Frau – und besonders noch als geschiedene Frau – scheint auf den ersten Blick keine Begrenzung als Frau eine Rolle zu spielen. Es stellt sich daher berechtigt die Frage, warum Elisa von der Recke erst fünfzehn Jahre nach den Ereignissen, die sie in ihrer Briefautobiographie schildert, mit der Niederschrift beginnt. In diesem Text bietet sie eine Art sozialer Rechtfertigung für ihr Scheitern als Gattin, Hausfrau und Mutter an, indem sie die Schuld von sich auf die Wahl des falschen Mannes schiebt. Dieser Prozess der „Versöhnung“ mit den gesellschaftlichen Konventionen zeigt auf, dass Elisa von der Recke die konventionelle Frauenrolle als Beschränkung ihrer schriftstellerischen Tätigkeit empfand. Sie ging bei der Niederschrift ihres Textes davon aus, dass dieser veröffentlicht werden würde – leider kam dies zu ihren Lebzeiten nicht zustande. Der Wunsch, ihre Autobiographie gedruckt zu sehen, hat ihre schriftstellerischen Bestrebungen als Frau gelenkt, d.h. Elisa von der Recke kennt die literarischen Konventionen und akzeptiert diese „spielerisch“, um das eigene Interesse zu verfolgen, d.h. um den gewünschten Inhalt verbreiten zu können. In den Worten Karin A. Wursts heißt es: „In den Briefen aus der Zeit ihrer Ehe präsentierte sich Recke ausschließlich als eine Frau, die darum rang, sich in die ihr aufgezwungenen Rolle als Gattin einzuordnen.“¹⁷ Dieses Spiel gelingt ihr, wenn man sich folgende Reaktion auf ihre Briefautobiographie anschaut. Paul Rachel schrieb im Jahr 1900 im Vorwort ihrer *Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendtagen* herausgab:

[Der Band mit den *Briefen*] enthält eine Sammlung vertrauter Briefe über ihr eheliches Leben; am Ende einiger dieser Briefe stehen die Worte:

¹⁶ Söhn, Gerhart. *Die stille Revolution der Weiber. Frauen der Aufklärung und Romantik. 30 Porträts*. Leipzig: Reclam, 1998 (2003), S. 69.

¹⁷ Wurst, Karin A. „„Begreifst du aber / wie viel andächtig schwärmen leichter, als / Gut handeln ist?“ Elisa von der Recke (1754-1833)“. In: *Lessing Yearbook* 25 (1993/1994), S. 105.

„Verbrennen Sie diesen Brief!“ – Die Veröffentlichung könnte daher nicht nur als unnötig, sondern sogar als pietätlos erscheinen. (Recke 1900, VIII)

5.3. Wahl der Briefform für die Schilderung ihres Erwachsenenlebens

Das Ringen, sich aus einer einschränkenden und unterdrückten Lage zu befreien, impliziert eine starke Kritik der gesellschaftlichen Konventionen, von denen Elisa als Frau in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts umgeben war. Aus dieser Perspektive ist die Wahl der Briefform für die Nacherzählung der Episoden aus ihrer Ehe, die sie zur Ablehnung der weiblichen Bestimmung bringen, nicht zufällig. Elisa von der Recke muss sich bewusst gewesen sein, dass die gleiche Kritik an die gesellschaftlichen Konventionen z.B. in einer essayistischen Form einfach als Zumutung ihrer Seite aufgenommen werden könnte. Dagegen sind Briefe einerseits nach der Gellertschen Perspektive spezifisch weiblich, sodass kein männlicher Autor oder Intellektueller sich von der Herausgabe solcher Briefe herausgefordert fühlen kann.

Ein [...] strategischer Vorteil der Briefform liegt darin, daß sie es den Autorinnen [Recke und Stägemann] ermöglicht, ihre Protagonistinnen überzeugend als gesellschaftlich opportun darzustellen und doch gleichzeitig Kritik an den gesellschaftlichen Konventionen und besonders den Rollenzuweisungen der Geschlechter zu üben. (Topf-Medeiros, 153)

Andererseits gehört das Briefschreiben zur privaten und intimen Sphäre, wobei Elisas Äußerungen nicht als Verallgemeinerungen oder In-Frage-Stellung der patriarchalischen Prinzipien gelten können, sondern als Nacherzählung an eine enge Freundin über spezifische Erfahrungen aus ihrem Leben: „[D]ie Autorinnen [Recke und Stägemann] erlangen Öffentlichkeit, während der Schein der Selbstbescheidung auf die Privatsphäre aufrecht erhalten bleibt.“ (Topf- Medeiros, 147)

Bei der Auswahl der Briefe als Erzählform ist noch eine Perspektive im Auge zu behalten, die es der Autorin ermöglicht, keine eindeutige Selbstdarstellung aufzubauen. Mit den Briefen an Mademoiselle Stoltz konstruiert sie ein Ich für ihre Freundin. Da die Freundin fast nie bei ihr anwesend ist, kann Elisa durch die Art und Weise, wie sie die Ereignisse darstellt, ein bestimmtes Bild von sich selbst projizieren. Aber die Briefform ermöglicht ihr auch die Konstruktion eines zweiten Ich-Bilds, und zwar vor dem Lesepublikum, was sie dadurch erreicht, manche Briefe für die Veröffentlichung auszuwählen und andere im Feuer zu vernichten.

Der Brief in den untersuchten Selbstzeugnissen von Anna Louisa Karsch und Elisa von der Recke dient als strategischer Rahmen, um Themen und Erlebnisse einzuführen, die die herrschenden Konventionen über die Bestimmung der Frau zu unterwandern. Außerdem ist aus den Briefen zu schließen, dass beide Autorinnen in der Abweichung von diesen festen Konventionen einen Freiraum für die Entwicklung der eigenen persönlichen und geistigen Bestrebungen finden. In den Briefautobiographien problematisieren die Autorinnen ihr Verhältnis zu der ihnen von der Gesellschaft zugewiesenen Rolle. Anna Louisa Karsch und Elisa von der Recke führen ein außergewöhnliches Leben, indem sie der restriktiven Version der Frauenrolle entgehen, ohne dass die Gesellschaft ihnen den Rücken kehrt. Ihre Briefe belegen, dass für beide Autorinnen eine Ausweitung ihres Aktionsradius innerhalb der Konventionen möglich war. Um publiziert zu werden, schreiben beide sehr moralisch, der Zeit angepasste Inhalte und achten darauf die den Frauen auferlegten Grenzen nicht zu überschreiten. Beide Frauen, jede innerhalb ihres gesellschaftlichen Kreises, ordnen sich den ungeschriebenen Gesetzen der beschränkenden Frauenrolle auf dem literarischen Gebiet unter und versetzen diese Beschränkung, ohne sie explizit zu widersprechen. Ihre Karriere als Schriftstellerin hat der Karschin zu einem späteren Wohlstand und einem relativ gesicherten Leben verholfen und hat das Bild einer selbständigen, unabhängigen Autorin geprägt. Im Gegensatz zu der Person, die sie in ihrer Briefautobiographie entwirft, genöß von der Recke ihr Leben in vollen Zügen, ohne sich irgendwelchen gesellschaftlichen Konventionen unterzuordnen.

Die Freiheit, die sie im Alltagsleben und im gesellschaftlichen Umgang durch das Versetzen der Grenzen als Frauen gewonnen haben, schränkt sie aber weiterhin als Autorinnen innerhalb des literarischen Marktes ein. Beweis dafür sind die Wahl einer spezifischen literarischen Form – der Briefautobiographie – und die Schwierigkeiten, um ihre Werke zu veröffentlichen. Elisa von der Recke unterscheidet sich aber von Anna Louisa Karsch – und von all den anderen Autorinnen, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Selbstzeugnisse verfasst haben – darin, dass ihre Autobiographie aus zwei Teilen mit zwei unterschiedlichen Gattungen – Prosa und Briefe – besteht.¹⁸ An mehreren Stellen im Laufe dieses Kapitels wurde erläutert, dass Reckes Autobiographie einen strategischen Charakter beinhaltet. Das lässt sich auch beweisen, wenn man den chronologischen Aufbau ihrer Texte betrachtet. Die *Erinnerungen*

¹⁸ Vgl. Kapitel 2 dieser Studie „Autobiographien deutschsprachiger Autorinnen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“, besonders Teil 2.4.

erzählen ihr Leben von ihrer Geburt bis zu der Brautwerbung mit Georg von der Recke, also von 1754 bis 1771. Das Datum ihrer Niederschrift lässt sich nicht bestimmen, aber sie enthalten ein Vorwort vom Jahr 1795 (Vgl. Recke 1900, VI). Die *Briefe* erzählen Reckes Leben von 1771 bis 1778 und wurden erst 1793 – neu? – geschrieben. Diese Tatsache ermöglicht zwei Alternativen: Entweder wurden die *Erinnerungen* vor den *Briefen* geschrieben und das Vorwort von 1795 versucht nur, beiden Bänden einen homogenen Charakter zu vermitteln, oder die *Briefe* wurden vorher geschrieben und mit den *Erinnerungen* versucht Elisa von der Recke diese zu kontextualisieren, um ihre Akzeptanz der konventionellen Normen – und damit auch ihre Unschuld bei der Scheidung – zu rechtfertigen. Auf jeden Fall ist nennenswert, dass beide – *Erinnerungen* und *Briefe* – 1795 fertig waren. Zu diesem Zeitpunkt war die Autorin kaum 40 Jahre alt, d.h. sie schrieb ihre Autobiographie in relativ jungen Jahren im Gegensatz zu der üblichen Niederschrift eines autobiographischen Textes gegen Lebensende, um auf das ganze Leben einen interpretatorischen und sinngebenden Blick zu werfen.

Wie mehrmals in diesem Kapitel erwähnt wurde, beginnt nach der Scheidung ein völlig neues Leben für sie als reisende, schreibende und frei denkende Frau. Diese neue Etappe ihres Lebens wird auch dadurch gekennzeichnet, indem sie, Elisabeth Charlotte Constanzia, sich für einen neuen Namen entscheidet.

Es ist dies die Zeit, in der sie bekannt wird und viele literarische Freundschaften schließt. Damals hat sie allmählich einen anderen Vornamen geführt. Sie war im Hause und in der Gesellschaft nur Charlotte oder Lotte genannt worden. Als ihre geistlichen Lieder zum ersten Mal gedruckt wurden, hatte sie sich als Verfasserin nicht genannt, sondern sich als Elisa bezeichnet. [...] Nach und nach zog sie diesen Schriftstellernamen dem altgewohnten Rufnamen vor. (Recke 1900, XXI-XXII)

Diese freiwillige Namensänderung ist auf verschiedenen Ebenen von Bedeutung. Durch die Annahme des Namen des Ehemanns haben Frauen in der Regel einen Teil ihrer Identität verloren. Von der Recke hingegen gelingt es, durch einen neuen – selber ausgesuchten – Namen ihre Identität zu entfalten. Auf der anderen Seite spielt der Name eine wesentliche Rolle bei einer Autobiographie. An diesem Punkt ist auf Philippe Lejeunes Theorie des „autobiographischen Paktes“ zurückzukommen. Dieser stützt sich auf die Identität von Autor, Erzähler und Figur, „in letzter Instanz zurückweisend auf

den Namen des Autors auf dem Titelblatt“.¹⁹ Mehrmals wurde in diesem Kapitel die Frage nach dem Grad der Authentizität bzw. Fiktionalität von dem, was die Autorin erzählt, gestellt. Nach Lejeune ist die Autobiographie nicht graduierbar,²⁰ es liegt in den Händen des Lesers, ob er das berichtete Leben für wahrhaftig hält oder nicht, aber an dessen Identität darf er nicht zweifeln, wenn der autobiographische Pakt schon abgeschlossen ist.²¹ Ist der Pakt im gerade behandelten Fall geschlossen? Elisa – die als solche erst nach der Scheidung existiert – schreibt über Lotte – das Kind, die Jugendliche und die junge Ehefrau und Mutter. Dieser Namenswechsel hat den Pakt vernichtet. Lejeune berücksichtigt auch die Möglichkeit, die Figur hätte „einen von dem des Autors verschiedenen Namen“. (Lejeune 1998, 233) Aus dieser Prämisse resultiert der sogenannte romaneske Pakt, der sich materialisiert, wenn der Leser den Verdacht schöpfen kann, dass es doch eine Identität zwischen Autor und Figur gibt. Wahrhaftigkeit muss die Autorin nicht mehr beachten, somit hat sie sich einen freien Raum für Fiktion geschaffen. Lotte ist zu einer literarischen Figur geworden.

¹⁹ Lejeune, Philippe. „Der autobiographische Pakt“. In: Niggli, Günter (Hrsg.). *Die Autobiographie: zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998, S. 231.

²⁰ Vgl. Lejeune, Philippe. *El pacto autobiográfico y otros estudios*. Madrid: Megazul-Endymion, 1994, S. 63.

²¹ Vgl. Lejeune (1994), S. 64.

6. Erinnerungen für edle Frauen oder Elisabeth von Stägemann im Gespräch mit sich selbst

Wie Anna Louisa Karsch und Elisa von der Recke war Elisabeth von Stägemann (1761-1835) eine für ihre Zeit etwas außerordentliche Frau, mit einer überdurchschnittlichen Ausbildung und Relevanz in kulturellen Kreisen. Sie wollte mit ihrer literarischen Arbeit an die Öffentlichkeit treten und hinterließ ein autobiographisches Zeugnis in Briefform: *Erinnerungen für edle Frauen*.

Johanna Elisabeth Fischer wurde am 11. April 1761 in Königsberg geboren. Als Tochter einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie, erlebte sie eine glückliche Kindheit, während der ihr musikalisches und malerisches Talent gefördert wurde.

[Sie] erhielt durch ihre vortreffliche Mutter [...] die ausgezeichnete Erziehung und verlebte so im Kreise geliebter Geschwister eine frohe Jugend. Ihre Talente für Musik und Malerei und ihr eben so liebenswürdiger als tiefausgebildeter Geist wurden Veranlassung, daß sich die edelsten und geistreichsten Männer in Königsberg sehr bald um sie versammelten.¹

Dieses frühe Glück wurde abgebrochen, als sie 1780 – also mit 19 Jahren – eine Konvenienzehe mit dem preußischen Justizbeamten Graun schließen musste. Bald wurde sie Mutter von zwei Kindern, aber die Beziehung zu ihrem Mann war so kalt, dass sie 1787 entschied, mit ihren zwei Kindern bei ihrer Mutter zu bleiben und folglich von ihrem Mann getrennt zu leben, als dieser aus beruflichen Gründen nach Berlin versetzt wurde. Während dieser Zeit der tatsächlichen – aber nicht rechtlichen – Trennung des Paares wurde sie zum Zentrum eines gesellschaftlichen und kulturellen Kreises in Königsberg, zu dem auch ihr späterer zweiter Ehemann Friedrich August von Stägemann gehörte. „Elisabeth [...] fing nun ein Stilleben an, worin sie sich nächst der Sorge für die Erziehung der Kinder, ihrer Neigung zur Kunst, zur Musik, Malerei und Literatur mit Bequemlichkeit überließ.“ (Stägemann, I: XII)

Erst 1795 folgte sie ihrem Mann nach Berlin. Kurz danach wurde die Ehe offiziell geschieden und schon im September 1796 heiratete sie Friedrich August von Stägemann.² Ganz im Gegenteil zur ersten Ehe handelte es sich diesmal um eine wahre

¹ Stägemann, Elisabeth von. *Erinnerungen für edle Frauen. Nebst Lebensnachrichten über die Verfasserin und einem Anhang von Briefen*. Hrsg. Wilhelm Dorow. 2 Bände. Leipzig: J. C. Hinrichs, 1846, S. X (Lebensnachrichten vom Herausgeber verfasst).

² Über die konkreten Gründe, die diese in der Tat schon zerbrochene Ehe zu einer offiziellen Auslösung führten, gibt es keine Hinweise. Die einzige Referenz, die ich zum Thema gefunden habe, stammt auch aus den in der vorigen Fußnote zitierten Lebensnachrichten: „Bei der entschiedensten Abneigung gegen

Liebesheirat, wie wir seinen Worten entnehmen können: „Meine Liebe zu Elisabeth entstand in dem Augenblicke, da ich sie zum ersten Male sah, am 22. Juli 1784 Nachmittags gegen sechs Uhr in einem am Schlossteiche zu Königsberg belegenen Garten.“ (Stägemann, I: XI) Beide Partner haben sich gut verstanden; Stägemann hat die künstlerischen Talente ihrer Frau gefördert und ihre Interesse für Literatur geteilt, indem er selber Sonette und Gedichte – auch an sie – komponierte. Aus dieser zweiten Ehe wurden noch zwei Kinder geboren. Ab 1806 lebte die Familie in Berlin, da Stägemann als Geheimer Oberfinanzrat nach Berlin berufen wurde, wo das Paar eine politisch, gesellschaftlich und kulturell relevante Rolle spielte. Zu diesem Kreis gehörten Reichardt, Genz, Huber und Clemens Brentano unter anderen. Elisabeth von Stägemann wurde von ihren männlichen Zeitgenossen sowohl als Frau als auch als Schriftstellerin bewundert.

Sie ist des öfteren Gegenstand lyrischer Produktionen männlicher Zeitgenossen, wird dort beschrieben als „edel“, „sittliche Grazie“, „schöne Seele“, also mit den zeitgenössischen Schlüsselbegriffen idealer Weiblichkeit.³

Diese Anerkennung Elisabeth von Stägemanns sowohl als Frau – trotz ihres unkonventionellen Lebens –⁴ als auch als Autorin soll zweifelsohne zur Veröffentlichung ihrer Autobiographie in Briefen beigetragen haben.

Briefe [...] geben Zeugniß, wie sehr diese Männer darauf hinzuwirken strebten, daß Elisabeth den Reichtum, die Fülle und Gediegenheiten ihrer Ansichten und Ideen niederschreiben möchte und wie sehr sie andertheils das von ihr bereits Aufgezeichnete – was ich [Dorow, der Herausgeber] in diesem Werke mittheile – bewunderten. (Stägemann, I: XVII)

Es ist nachvollziehbar, dass sie sich hierdurch rechtfertigt sah, ihr Leben nicht nur im Allgemeinen zu schildern sondern auch als Vorbild für „edle Frauen“ – *Erinnerungen für edle Frauen* heißt der Text – darzustellen. 1799 begann sie mit der Verfassung von den *Erinnerungen* und 1801 erschien eine erste Version mit dem Titel „Fragmente und Phantasien“ in der Zeitschrift *Flora* in Tübingen. Im Jahr 1804 waren sie abgeschlossen und 1810 waren von der Autorin nach einer Überarbeitung für die Veröffentlichung vorgesehen. Die Autobiographie wurde zwar 1810 abgeschlossen, aber – aus heute nicht

eine Trennung ihrer Ehe, auf deren Glück sie früh verzichtet hatte, sah sie sich dennoch nach ihrer Ankunft zu diesem Schritte unausweichlich gezwungen.“ (Stägemann, I: 12)

³ Loster-Schneider, Gudrun. „Elisabeths Stägemanns ‚Erinnerungen für edle Frauen‘“. In: *Mannheimer Berichte aus Forschung und Lehre an der Universität Mannheim* 36 (1989), S. 20.

⁴ Hier beziehe ich mich u.a. auf ihre überdurchschnittliche Ausbildung, auf ihre Etappe der „Freiheit“, als sie ohne ihren ersten Mann gelebt hat, oder auf ihre Scheidung.

mehr rekonstruierbaren Gründen – erst 1846 veröffentlicht. Wesentlich für diese Studie ist die Tatsache, dass die Autorin beim Schreiben ihrer Autobiographie die Möglichkeit einer Veröffentlichung berücksichtigt hat, was die Art und Weise, wie sie – sowohl formell als auch inhaltlich – ihr Leben dargestellt hat, beeinflusst haben soll. Elisabeth von Stägemann starb am 11. Juli 1835 nach einem langen und schmerzhaften Krankenlager. Sie war körperlich schwach aber geistig noch gesund. Die Idee der Veröffentlichung ihrer *Erinnerungen* hat sie nie beiseite gelassen:

Während ihrer schmerzvollen, langjährigen Krankheit konnte sie selten das Zimmer, ja kaum das Bett verlassen und nur die nächsten ihrer Freunde sehen; der Geist blieb aber jugendlich frisch und sie sprach mit mir [Dorow, dem Herausgeber] fast täglich über den Druck ihres Manuscripts, gab über Einzelnes Aufklärung und veränderte und benannte die Personen, welche nur mit Buchstaben bezeichnet waren, was übrigens beim Drucke beibehalten werden sollte; doch gestattete sie die Nennung einiger Namen, wenn die Veröffentlichung künftig erfolgen würde. (Stägemann, I: XX-XXI)

Nach dem Wunsch der Autorin und ihres inzwischen auch verstorbenen Ehemannes wurden die *Erinnerungen für edle Frauen* erst 1846 von Wilhelm Dorow, dem Sohn einer Freundin von ihr, herausgegeben.⁵

6.1. Briefwechsel zwischen Elisabeth und Meta

Bei den *Erinnerungen für edle Frauen* handelt es sich um den fiktiven Briefwechsel von zwei Freundinnen: Elisabeth und Meta. Der Briefwechsel beginnt, als Elisabeth von ihrer Mutter und der Freundin Meta in das Haus ihres Vaters zieht, der von der Mutter getrennt lebt. Meta steht kurz vor der Heirat mit ihrem langjährigen Verlobten. Der Vater hat Heiratspläne für Elisabeth. Als ihre Mutter stirbt, nimmt sie den Heiratsantrag des vom Vater ausgesuchten Mannes an, obwohl sie ihn nicht liebt oder schätzt. Ihr erstes Kind, das sie über das Desinteresse ihres Mannes hinweggetröstet hat, stirbt bald. Der Tod ihres Mannes ermöglicht es ihr, wieder ihren Interessen nachzugehen und in lockerem Kontakt zu ihren Freunden zu leben. Ein Graf

⁵ Für die biographische Darstellung Elisabeth von Stägemanns wurden – außer den vom Herausgeber Dorow verfassten „Lebensnachrichten“ in *Erinnerungen für edle Frauen* – folgende Quellen benutzt: Eschenhagen, Bettina. „Ohne Scheuklappen“. In: Wallinger, Sylvia und Monika Jonas (Hrsg.). *Der Widerspenstigen Zähmung*. Innsbruck: Institut für Germanistik, 1986, S. 157-168 und Loster-Schneider (1989), S. 19-27.

verliebt sich in sie, und bald macht ihr enges Verhältnis sie zum Gegenstand des Klatsches. Seine Bitte um ihr Jawort schlägt sie aus, sie trennen sich. Meta, inzwischen Mutter mehrerer Kinder, rät ihr dringend, wieder eine Ehe einzugehen. Metas Vetter Gerson liebt Elisabeth schon lange, doch für sie ist er nur ein Freund, und seine Ansprüche an sie sind ihr lästig. Schließlich aber willigt sie in die Heirat mit ihm ein.

Aus dieser kurzen Zusammenfassung des Werkes ergeben sich folgende Fragen: Warum hat sich die Autorin für die Briefform entschieden? Wer ist Meta? Und inwiefern stimmen Elisabeths Lebenserfahrungen im Buch mit denen von Elisabeth von Stägemann in Wirklichkeit überein?

Es handelt sich nicht um die persönlichen Briefe Stägemanns, sondern um eine Reihe von Briefen zwischen Elisabeth und Meta, die chronologisch geordnet sind und die sich über einen Zeitraum von ca. sechseinhalb Jahren erstrecken.⁶ Beide Freundinnen führen diesen Briefwechsel, nachdem Elisabeth das mütterliche Haus verlassen soll, um zum Vater zu ziehen und später dort den vom Vater ausgesuchten Mann zu heiraten. Folglich beginnt für eine noch junge Elisabeth ein trauriges Leben, das mit dem bis zu diesem Moment erlebten Kindheits- und Jugendglück in Widerspruch tritt. An diesem Punkt beginnt der Text, d.h. das ganze Leben Elisabeths wird nicht seit ihrer Geburt bzw. seit ihren ersten Erinnerungen dargestellt, sondern ein beliebiger Moment wird als Ausgangspunkt genommen. Hierfür spielt die Auswahl der Briefform eine entscheidende Rolle und zwar der fragmentarische Charakter der Briefe⁷ ist besonders geeignet für die Darstellung von Ausschnitten eines Lebens.

This autobiography can be called fragmentary both insofar as letters are, virtually by definition, a fragmentary form (not a continuously or objectively narrated text) and insofar as the work covers a limited period of Stägemann's life: her arrival in Berlin to live with her father, his pressure for her to marry well, the misfortune of her first marriage, the death of that husband, her attempt to remain single and become an artist, and her decision finally to remarry. Her childhood and adolescence, thought of as formative years for most „traditional“ autobiographers, is only alluded to in a flashback.⁸

⁶ Vgl. Stegemann, Jessica. „Elisabeth von Stägemann. Erinnerungen für edle Frauen (1846)“. In: Loster-Schneider, Gudrun und Gaby Pailer (Hrsg.). *Lexikon deutschsprachiger Epik und Dramatik von Autorinnen (1730-1900)*. Tübingen: Narr Francke Attempto, 2006, S. 409.

⁷ Vgl. Topf-Medeiros, Katharina. „Selbstdarstellung und narrative Autorität in den Briefautobiographien Elisa von der Reckes und Elisabeth Stägemanns“. In: Holdenried, Michaela (Hrsg.). *Geschriebenes Leben. Autobiographik von Frauen*. Berlin: Schmidt, 1995, S. 144.

⁸ Goodman, Katherine R. „Elisabeth to Meta: Epistolary Autobiography and the Postulation of the Self“. In: Brodzki, Bella und Celeste Schenck (Hrsg.). *Life/Lines: Theorizing Women's Autobiographie*. Ithaca: Cornell University Press, 1988, S. 312.

Die Briefe sind der Rahmen, wo Elisabeth ihr gegenwärtiges Unglück ausdrückt und wo beide Freundinnen sich an die zusammen glücklich erlebte Kindheit und Jugend erinnern.

[Elisabeth tauscht mit einer Jugendfreundin Briefe aus,] mit der sie eine glückliche – im Rückblick wohl auch verklärte – Kindheit erlebt hat. [...] Diese Zeit größter Harmonie wird von den Briefeschreiberinnen immer wieder evoziert und kontrastiert mit der Situation des Schreibens, die durch den Vergleich besonders bitter erscheint. (Topf-Medeiros, 142-143)

Ähnlicherweise wurde im vorigen Kapitel über Elisa von der Recke erläutert, dass die Nacherzählung ihrer glücklichen Kindheit, die keineswegs gegen die damaligen gesellschaftlichen Konventionen sprach, in der Form einer üblichen Autobiographie erzählt wurde, während die Zeit ihrer unglücklichen Ehe, in der sie die Konventionen der Zeit in Frage stellt, in Form von Briefen geschildert wird. Die Auswahl der Briefe hat konsequenterweise einen strategischen Charakter, der bei Elisabeth von Stägemann sich noch mehr zuspitzt: Zum einen stellt sie nicht nur in Frage, dass die Auswahl des falschen Mannes eine Ehe zum Scheitern bringen kann, sondern sie schildert auch, dass ein Leben als alleinstehende Frau viel bereichernder und zufriedenstellender als mit einem Mann sein kann. Zum anderen hat Stägemann beim Schreiben ihrer Autobiographie an die Möglichkeit einer Veröffentlichung gedacht. Die Literaten in ihrem Freundeskreis haben sie zum Schreiben ermutigt, aber sie war sich durchaus der Grenzen bewusst, die es auf dem literarischen Markt für schreibende Frauen im ausgehenden 18. Jahrhundert gab. Elisabeth von Stägemann, wie auch Elisa von der Recke, waren außergewöhnlich in ihrer Haltung als damalige Frauen, die es wagen, die Konventionen ihrer Zeit in Frage zu stellen, und auch als Schriftstellerinnen mit Öffentlichkeitsansprüchen aufzutreten:

Indem die Autorinnen ihre Erfahrungen und Ansichten in [...] Briefen darstellen, vermeiden sie den Makel, der einer Frau, die für die Öffentlichkeit schrieb, anhing. [...] Bei der Wahl der Gattung Briefautobiographie handelt es sich um eine strategische Maßnahme; die Autorinnen erlangen Öffentlichkeit, während der Schein der Selbstbescheidung auf die Privatsphäre aufrecht erhalten bleibt. Demzufolge durchzieht beide Texte eine Spannung zwischen den Polen Öffentlichkeit und Privatsphäre, die nicht nur in der Form der als Briefsammlungen strukturierten Texte spürbar ist, sondern auch thematisch beide Autobiographien prägt. (Topf-Medeiros, 146-147)

Elisabeth von Stägemann gibt folglich aus reiner Strategie ihrer Autobiographie den Schein einer Privatkorrespondenz, in der nach Gellerts Sicht die Natürlichkeit der Frau

ihren besten Ausdruck findet. Stägemann gelingt es, ihren Text mit Natürlichkeit in Ton und Inhalt auszustatten:

Schon mit dem ersten Brief ist die Leserin voll im Geschehen; er erzeugt Spannung, da in ihm von Personen und Lebensumständen die Rede ist, die man noch nicht kennt – man muß weiterlesen, um sich aus den Briefen nach und nach ein Bild zu machen. Dies wirkt natürlicher, als wenn die Autorin an den Anfang einen einführenden Abschnitt gesetzt hätte, der die Personen vorstellt und in die Situation einführt. Die Technik, notwendige Informationen wie zufällig in die Briefe einzuflechten, findet sich im ganzen Text. (Eschenhagen, 162)

Bettina Eschenhagen, deren Bemerkungen über Stägemanns Text und Schreibstil ich völlig teile, meint, „die Leserin merkt auf den ersten Blick nicht, daß die Briefe ein gelungenes Kunstprodukt sind, sie erscheinen ihr von ungekünstelter Echtheit.“ (Eschenhagen, 163) Tatsächlich wirkt der erste Brief völlig natürlich, der Leser könnte denken, dass eine Frau ihrer besten Freundin, von der sie sich gerade hat trennen müssen, einen Brief als Antwort auf einen vorigen Brief schreibt, in dem sie mit großer Trauer erzählt, wie sie die gemeinsam erlebte glückliche Vergangenheit vermisst:

Mit sehr traurigen Empfindungen setze ich mich zum Schreiben nieder, liebe Meta. Ach bin ich denn wirklich in B–, weg von meiner theuern Mutter, von Dir, von Allem, was einst das Glück meiner Tage machte? Immer habe ich mir eine Entfernung von Grünthal höchst schmerzlich gedacht, aber daß sie so mein ganzes Wesen vernichten würde, nein, das habe ich nicht geglaubt. Du fragst mich, wie ich meine Tage zubringe? Ach, ich schäme mich, es Dir zu sagen, ich verträume sie in grämlichem Hinbrüten, in Sehnsucht nach der Vergangenheit und Kummer über die Gegenwart. Wie froh war sonst mein Erwachen! (Stägemann, I: 11)

Die Natürlichkeit in Elisabeth von Stägemanns Schreibstil lässt sich auf zweifacher Ebene spüren. Was den Ton betrifft, stützt Stägemanns Natürlichkeit den Text mit Glaubwürdigkeit bzw. Wahrscheinlichkeit aus, d.h. der Leser vergisst beim Lesen des Textes, dass es sich eigentlich nicht um Briefe an Meta handelt, sondern um eine Autobiographie für ihn:

Die Illusion eines realen Briefwechsels wird dadurch verstärkt, daß die Informationen scheinbar aus aktuellem Anlaß für die Protagonistinnen gegeben werden; so tritt der eigentliche Zweck – eine Autorin informiert ihre Leserinnen – in den Hintergrund, wird gar nicht bewußt. (Eschenhagen, 163)

Zu diesem natürlichen, völlig glaubwürdigen Ton trägt auch bei, dass Stägemann bis auf die Kleinigkeiten achtet:

die Tatsache, daß die Freundinnen einander die Freude über einen empfangenen Brief oder ihr Warten auf einen Brief mitteilen, daß die eine sich bei der anderen über deren briefliches Schweigen beschwert, daß sie auch Alltägliches, Banales austauschen, daß Bitten ausgesprochen und kleine Aufträge gegeben werden, daß über gemeinsame Bekannte geklatscht wird und daß einfache, herzliche Grüße die Briefe beschließen. (Eschenhagen, 163)

Inhaltlich ist der Text glaubwürdig, da die Hauptfigur Elisabeth „als durchaus widersprüchlicher Mensch mit Fehlern und Schwächen vorgestellt wird“, (Eschenhagen, 163) wobei die Identifikation der Leserin mit der Figur erleichtert wird. Da es sich bei Meta um eine fiktive Briefpartnerin handelt, kann der Text nicht primär für sie geschrieben sein, sondern die „edlen Frauen“ – wie sie im Titel des Buches heißen – sind von Stägemann als primäre Leserinstanz gedacht. Dieser Text hat also einen didaktischen Charakter, wie es zu dieser Zeit auch J.H. Campes *Väterlicher Rath für meine Töchter* oder Sophie von La Roches Zeitschrift *Pomona* hatten. Aber die Tatsache, dass es sich um Briefe im Gegensatz zu Abhandlungen handelt, erfüllt einen doppelten Zweck, denn der Brief „gilt als Abbild der Seele seines Verfassers, und er ist durch eine starke Intentionalität, seinen appellativen Charakter gegenüber dem Empfänger, gekennzeichnet“. (Eschenhagen, 161) Außerdem stützt sich die Auswahl der Briefform auf die Beliebtheit der Briefromane zu dieser Zeit. Die „edlen Frauen“ wären mit solchen entspannenden, empfindsamen Briefromanen bekannt und würden sie lieber als eine Abhandlung lesen. Stägemann hat folglich bei der Gestaltung ihres Textes auf die fiktiven Erzählstrategien des Briefromans zurückgegriffen, um die Identifikation der Leserinnen mit der Figur Elisabeth zu fördern.

Das Ergebnis dieser Textkonstruktion ist ein Sympathievorschub von seiten der Leser und Leserinnen, die konspirativ auf die Seite der Protagonistin gezogen werden. Dies jedoch kommt auch der Autorin zugute, da besonders durch die Vermischung der Gattungen Brief und Roman die Grenzen zwischen Heldin und Autorin fließend sind. [...] Auch Stägemann bedient sich wiederholt dieser Strategie, wenn sie Elisabeth an die Verschwiegenheit ihrer Briefpartnerin appellieren lässt. (Topf-Medeiros, 153)

Elisabeth von Stägemann gestaltete ihre Autobiographie aus strategischen Gründen – sowohl als Rechtfertigung des Inhalts als auch mit Veröffentlichungsabsicht – in Form von einem Briefwechsel. Die Lücken sind in der Kommunikation zwischen Elisabeth und Meta dank der Briefform möglich. Solche Lücken oder Brüche im Briefwechsel teilen uns aber viel von der Beziehung mit, die es zwischen den

Korrespondenzpartnerinnen gibt; davon, wofür eine die andere braucht und was die eine für die andere bedeutet:

The silences in this correspondence further reflect the nature of the relationship between soul and reason. Meta fails to write when Elisabeth is happy and not in need of conscience. Nor does Elisabeth consult Meta while she is enjoying unclouded freedom at no one's expense in the period between her marriages. Such lapses suggest, in part at least, Meta's role as social conscience. (Goodman 1988, 313)

In dieser gegenseitigen Beziehung verkörpert Elisabeth die Seele und Meta, die Vernunft. Wer ist aber Meta, wenn es sich in Stägemanns Text um einen fiktiven Briefwechsel handelt?

Nach den vom Herausgeber Wilhelm von Dorow verfassten Lebensnachrichten und vor dem Anfang der Briefsammlung selbst finden wir einen Vorbericht, in dem diese und andere wichtige Fragen beantwortet werden. Es wird auch erläutert, wie die Figur Metas entstanden ist:

Das Geschick gab mir einst viel von Allem, was hienieden ein glückliches Loos uns bereiten kann, doch keine Freundin, die den Forderungen meines Herzens ganz zugesagt hätte, und so schuf meine Phantasie sich ein Wesen, dem ich meine innersten Empfindungen und Gedanken mittheilen konnte. (Stägemann, I: 7)

Aber Meta ist nicht einfach als Gesprächspartnerin geschaffen, sondern „die Freundin, welche meine Phantasie sich schuf, [ließ ich] oft die Stimme der Vernunft führen, während ich mich ganz den Eingebungen und Ergießungen meines Herzens überließ“. (Stägemann, I: 8) Die Autorin teilt ihr Wesen in zwei Figuren, in zwei Stimmen. Bei beiden befreundeten Frauen handelt es sich um die Personifikation zweier Aspekte einer einzelnen Frau. Die Briefe sind folglich ein Gespräch mit dem vernünftigen Teil von ihrem Selbst:

What name should that friend have, but Meta? She is the Meta-Elisabeth, a kind of prudent, yet supportive guide, and as such she represents another facet of Stägemann's own personality. The author's conflicts with her family, her husband, and society are worked out through the imagined correspondence between these two inner voices. Her autobiography, then, is narrated as a dialogue between Meta, whom Elisabeth calls her mentor and the voice of reason, and Elisabeth, whom the prefatory narrator identifies with the sounding of her heart. (Goodman 1988, 312)

Die Figur Meta übernimmt die Rolle als vernunftbringendes, lehrendes Mitglied der Beziehung, wie es in Loster-Schneiders Worten heißt: „Meta, Elisabeths Alter Ego,

selbst glücklich in ihrer Hausfrauen- und Mutterrolle, tröstet, beschwichtigt, predigt Resignation, Durchhaltewillen und Vernunft“. (Loster-Schneider 1989, 24-25) Diese lehrende, ratgebende Funktion Metas wird von Elisabeth anerkannt, als sie schreibt:

Ich habe mir lange gelobt, Dir zu schreiben, wenn ich einmal in recht heiterer Stimmung bin, damit ich Dir zeige, daß ich wenigstens nicht immer unfähig bin, Deinen Lehren und meiner eigenen Vernunft zu folgen. (Stägemann, I: 124)

Elisabeth von Stägemann kann hiermit zeigen, dass die Auseinandersetzung mit sich selbst auch zu einem „vernünftigen“ oder „vernunftvollen“ Ende führen kann. Der Weg zu diesem Ende zeigt die Gegenüberstellung von beiden Perspektiven – Vernunft vs. Gefühl – nicht nur im Rahmen eines einzelnen Individuums, sondern auch in der Spannung zwischen Individuum (vorwiegend, weil es sich um eine Frau handelt) und Gesellschaft. Und die Infragestellung von dem, was die Gesellschaft von einer Frau fordert, braucht die Briefform zum Schutz der die Konventionen in Frage stellenden Frau.

It is precisely that tension between social expectations and genuine feelings, however, which is given voice in Stägemann's particular use of epistolary narration, indeed, which required it. Only by explicitly positing both a voice of social reason (Meta) and a voice of personal experience (Elisabeth) – imagination, emotion, and intuition – was she able to give a fair representation of her personal history and struggle. (Goodman 1988, 317)

Als Ergebnis von diesem Kampf wird ein Gefühl innerer Ruhe erreicht, die Katharina Topf-Medeiros „harmonisches Ende“ nennt, da die gesellschaftlichen Konventionen nicht von außen aufgezwungen werden, sondern im Gespräch mit der Freundin – d.h. mit ihrem „vernünftigen“ Ich – langsam eingeprägt werden.

Indem die verschiedenen Aspekte des Selbst von einander sich unterstützenden, vertrauten Freundinnen personifiziert werden, erscheint eine harmonisierende Ich-Integration, die nicht einseitig auf der Unterdrückung persönlicher Bedürfnisse zugunsten gesellschaftlicher Ansprüche beruht, möglich. Die Struktur des solchermaßen von Stägemann konzipierten Briefwechsels impliziert also bereits eine Gesellschafts- und Persönlichkeitsvorstellung, die das idyllische, harmonisierende Ende des Textes vorwegnimmt. (Topf-Medeiros, 144)

Dieses „harmonische Ende“ als Versöhnung mit sich selbst und mit der Gesellschaft wird im Briefwechsel als Ergebnis eines Prozesses dargestellt, der m.E. nicht das Ziel, sondern den Ausgangspunkt des Textes darstellt. Die Anwesenheit von zwei Stimmen und die Nachahmung des Briefstils lassen es nicht auf den ersten Blick erkennen, aber –

wie es üblich bei Autobiographien ist, bei denen die schreibende Hand versucht, das Gelebte rückblickend mit Sinn zu gestalten – sind die Briefe rückblickend verfasst worden. In Goodmans Worten heißt es: „In this case the autobiography is narrated by two voices but probably (despite the epistolary form) in large measure retrospectively.“ (Goodman 1988, 311)

6.2. Elisabeth: Dichtung oder Wahrheit?

Der Vorbericht hat uns schon erklärt, wer Meta ist und wie sie entstanden ist. Jetzt bleibt zu fragen, wer Metas Briefpartnerin, Elisabeth, ist. Und die Antwort ist auch in demselben Vorbericht zu finden. Der gerade erwähnte Vorbericht lässt sich in zwei Teile gliedern. Im ersten Teil besteht Elisabeth von Stägemann auf den oben erläuterten strategischen Charakter bei der Wahl der Briefform. Stägemann – obwohl sie die Autorschaft dieses Textteils nicht zugibt, sondern im Namen einer fiktiven Freundin als Herausgeberin schreibt – erfindet eine komplizierte Struktur, um die Veröffentlichung des Textes zu rechtfertigen, ohne ihre Bescheidenheit zu riskieren:

Diese Briefe, welche Anfangs nicht bestimmt waren, aus der Dunkelheit je ans Licht zu treten, und vor einer strengen und unfreundlichen Kritik zu erscheinen, sind das Geschenk meiner Freundin, deren Umgang ich die schönsten Stunden meines Lebens danke. (Stägemann, I: 3)

Die Freundin, von der die fiktive Herausgeberin erzählt, ist Elisabeth und die Briefe, auf die sie sich bezieht, sind diejenigen zwischen Elisabeth und Meta. Die Bescheidenheit der Autorin Elisabeth von Stägemann wird geschützt, indem die Briefe als persönliches Geschenk – infolgedessen ohne Anspruch an die Öffentlichkeit – bezeichnet werden. Die Briefe soll die fiktive Herausgeberin behalten, da Elisabeth schwer krank ist und wahrscheinlich sterben wird. Wie Elisabeth schreibt: „Dort in jenem Schubfache findest Du ein Paquet; vernichte es, oder bewahre es zu meinem Andenken [...] so nimm sie [die Briefe] hin, wenn ich nicht mehr bin.“ (Stägemann, I: 4) Elisabeth wird plötzlich wieder gesund, aber die Freundin hatte die Briefe schon gelesen und den Wunsch gehabt, „sie zu einer gemeinnützigen Unterhaltung für unser Geschlecht herausgeben zu dürfen“. (Stägemann, I: 4) Der fiktiven Herausgeberin gelingt es, Elisabeth zu überzeugen, die Briefe veröffentlichen zu lassen, über die Elisabeth schreibt: „Ich liebe es von jeher, meine Phantasie in die Wirklichkeit zu verweben, und so mühsam auch

hier Wahrheit und Dichtung auf eine sonderbare Weise gemischt sind.“ (Stägemann, I: 5) Hiermit wird zugegeben, dass die Briefe sich auf einer wahren – autobiographischen – Basis stützen, aber auch zum Teil fiktionalisiert sind. Und es stellt sich auch erst mal die Frage, ob die Autorin Elisabeth von Stägemann mit der Figur Elisabeth, die bisher absichtlich immer ohne Familienname genannt wird, wirklich zu identifizieren ist. Der zweite Teil des Vorberichts – „Was diese Blätter sollen?“ – wird von einer Elisabeth verfasst. Der Autorin gelingt es, dem Leser in der Unklarheit zu lassen, welche der beiden Elisabeths – Autorin oder Figur – diesen zweiten Teil des Vorberichts schreibt. Das zeigt sich schon am Beispiel, dass zwei Literaturwissenschaftlerinnen hierzu zwei voneinander abweichenden Meinungen vertreten. Gudrun Loster-Schneider verteidigt den Standpunkt, dass es sich hier nicht um die Autorin, sondern um die „fiktive Verfasserin“ der Briefe – d.h. Elisabeth – handelt, die von einer späteren, gereiften Perspektive darüber erzählt, wie sie sich den Briefwechsel mit der erfundenen Freundin „als Ventil in einer überwiegend männlich dominierten sozialen Situation“ geschaffen hat.⁹ Auf der anderen Seite vertritt Katherine Goodman die Meinung, dass die Elisabeth in beiden Teilen des Vorberichts Stägemann ist:

In this introduction [1. Teil des Vorberichts] a fictional editor claims to have received the correspondence from a dear friend (Stägemann) on her deathbed. [...] The friend [also Stägemann] has also written an introduction [2. Teil des Vorberichts], in which she freely admits that the letters are not authentic in the sense of actually having been sent between two real persons. Rather they are letters she, the author, had written in a period of semiisolation to clarify for herself the direction of her life. (Goodman 1988, 307)

Im Gegensatz zu Loster-Schneider und Goodman vertrete ich folgende Meinung: Im ersten Teil des Vorberichts ist von der Figur Elisabeth die Rede. Diese hat eine Freundin namens Meta, die ihre Briefe an eine andere Freundin weiter gereicht hat. Der zweite Teil hingegen wird von der Autorin Elisabeth von Stägemann geschrieben. Elisabeth Stägemann gibt zu, Meta als Brieffreundin erfunden zu haben, denn sie bezieht sich in diesem Konfusionsspiel bewusst auf „Dichtung und Wahrheit“:

Ich suchte Dichtung und Wahrheit, so gut sich's thun ließ, in der Unterhaltung mit ihr zu verschmelzen und fand eine sonderbare Befriedigung darin, über meine Gefühle mich aussprechen zu können, ohne von mir selbst zu reden. (Stägemann, I: 7)

⁹ Vgl. Loster-Schneider (1989), S. 22.

Dies wirft die Frage „Dichtung oder Wahrheit“ auf, nämlich ob Elisabeth von Stägemann ihre Gefühle ausspricht, ohne von sich selbst zu sprechen, oder ob sie von sich selbst spricht. Die schon dargestellte Erfindung der Figur Meta ist ein Argument dafür, dass es sich bei Stägemann um einen fiktiven Text handelt. Die Familienprofile der Autorin und der Protagonistin sind auch unterschiedlich. Stägemann hatte mehrere Geschwister, mit denen sie in engem Kontakt stand, und ihre Mutter lebte lange, während Elisabeth nach dem frühen Tod der Mutter ganz allein blieb. Elisabeth von Stägemann ließ sich nach sechzehn Jahren Ehe von ihrem ersten Mann scheiden, mit dem sie zwei Kinder hatte und von dem sie schon vor der Scheidung jahrelang getrennt gelebt hatte. Im Text verändert sie diesen Sachverhalt und stellt stattdessen den plötzlichen Tod des einzigen Kindes aus dieser Ehe und dann des Ehemannes dar.

Bedeutet diese Abweichungen in den Lebenswegen der beiden Elisabeths, dass es sich bei den *Erinnerungen für edle Frauen* um einen fiktiven Text handelt? Einige Passagen im Buch mit biographisch belegbaren Momenten in Stägemanns Leben stimmen nicht überein. Nachgegangen werden soll der Frage, warum diese Lebenserfahrungen verfälscht werden oder ob sie im Text in anderer Form geschildert werden. Kurz nach dem Tod ihres Kindes und ihres Ehemannes beginnt für die Figur Elisabeth eine Zeit der Selbstbestimmung und Freiheit. Sie drückt den Wunsch aus, ihr künstlerisches Talent zu professionalisieren. Elisabeth von Stägemann hätte diese Bestrebungen nicht ausdrücken können, wenn ihre Protagonistin eine verheiratete Frau gewesen wäre, von der Kinder abhingen. Sie hätte auch nicht äußern können, dass sie sich als verheiratete Frau ganz zufrieden fühlt, wenn sie von ihrem Mann getrennt lebt, weil sie die gesellschaftlich aufgezwungene Bestimmung zur Gattin nicht erfüllen möchte. Die Autorin modelliert ihre Wirklichkeit, um einen akzeptablen Rahmen zu schaffen, in dem sie ihre Gefühle ausdrücken kann, ohne gesellschaftlich schlecht angesehen zu werden. Es handelt sich meiner Meinung nach um eine Modellierung und nicht um eine reine Erfindung. Elisabeth von Stägemanns Mann war in ihrem alltäglichen Umgang abwesend und, im gewissen Sinne, tot. Beim Tod des Kindes gewinnt das Argument des „Modellierens“ an Wichtigkeit. Da Meta und Elisabeth zwei Seiten derselben Frau sind, werden Stägemanns Kinder der Figur Meta zugeordnet, und somit von einer von ihrer Bestimmung überzeugten Mutter gepflegt. Die Figur Elisabeth ist von allen familiären Pflichten frei.

Obwohl, wie gesagt, einige Züge der beiden Elisabeths nicht übereinstimmen, sind andere Aspekte der Biographie Stägemanns in der Protagonistin des Buches

wiederzufinden. Erstmal als Kind und Jugendliche hat sich ihr Vater für die Ausbildung der Tochter, in erster Linie für die Förderung ihres malerischen Talents, eingesetzt: „Ein geschickter Migniaturmaler, der den ersten Tag da war, scheint zu den näheren Bekannten dieses Hauses zu gehören. Mein Vater hat ihn gebeten, mir Unterricht zu geben.“ (Stägemann, I: 28)

Elisabeth Stägemann hat zwar das Ende ihrer ersten Ehe modifiziert, das heißt aber nicht, dass die Autorin nicht die Gelegenheit nutzt, sich über ihre Gefühle in dieser ersten Ehe zu äußern. Stägemann benutzt hier wieder eine Strategie um sich auszudrücken, ohne ihre Bescheidenheit zu riskieren und lässt Meta über Elisabeths erste Ehe schreiben:

Du fürchtest die Ehe; großer Gott, welche Stürme müsste sie unter Umständen wie diese, in Dein Leben und Dein Gemüth bringen! Du hast es erfahren, wie sehr die Nachlässigkeit und Härte eines Mannes unsere Tage trüben kann, gegen den wir die Würde unseres Wesens in seiner ganzen Reinigkeit behauptet haben – ich kann mir Umstände denken, unter denen sie Dich zerstören, vernichten würde. (Stägemann, II: 48)

Eine solche Aussage über ihr eheliches Leben hätte eine Frau im ausgehenden 18. Jahrhundert in einer üblichen Autobiographie in erster Person nie machen können, ohne ihren gesellschaftlichen Ruf in Gefahr zu bringen. Hier zeigt sich folglich wieder der strategische Charakter der Briefform, vor allem weil die schreibende Hand von diesem Fragment – Meta – nicht existiert. Auf ähnliche Weise schreibt Stägemann über ihre erste Ehe, indem sie ihre Mutter, und nicht Elisabeth, sprechen lässt. In der Figur von Elisabeths Mutter finden wir genau das, was Stägemann bei ihrem ersten Mann erlebt hat. Die Form, in der Elisabeths Mutter sich zum Thema äußert, ist ein Brief an ihre Tochter, der wiederum im Rahmen des Elisabeth-Meta-Briefwechsels integriert ist. Somit bleiben diese Geständnisse in der Privatsphäre zwischen Mutter und Tochter.

Ich wiederhole Dir, daß der wichtigste und beinahe Grund meiner Trennung von Deinem Vater Entwöhnung ist [...]. Wissenschaft und Lectüre hatte kein Interesse für ihn [...]. Gewöhne dich, allein zu stehen, damit nicht der Drang, der dem Weibe so eigen ist, sich einer andren Erkenntniß, einem anderen Willen, ach, einem anderen Herzen anzuschmiegen, Dich in die Arme eines Wesens führe, das Dir Dein ruhiges Bewußtsein rauben, Dich Dir selbst entführen, oder alle Freude des Lebens vergällen könne. (Stägemann, I: 38-43)

Da die Mutter in diesem Brief einen Parallelismus zu der emotionalen Erfahrungsebene ihrer Tochter herstellt – „ich weiß auch, welche Leiden Dir die Schwächen bereiten

können, die Du mit deiner Mutter gemein hast“ (Stägemann, I: 43) –, ist der im Zitat enthaltene Ratschlag zur individuellen Freiheit und zur Aufrechterhaltung des eigenen Bewusstseins ein Ratschlag Stägemanns an sich selbst, ein Lebensmotto, nach dem beide Elisabeths von nun an handeln. Sowohl bei Stägemann als auch bei der Elisabeth im Buch ist diese individuelle Freiheit mit einer neuen Ehe vereinbar, indem beide beim zweiten Mal den richtigen Mann wählen: „Allerdings geht Stägemanns Protagonistin später eine allem Anschein nach glückliche Ehe ein – eine biographische Parallele zu Stägemann selbst.“ (Topf-Medeiros, 143)

Neben den Überlappungen und Unterschieden in den Lebenswegen der Autorin und ihrer Protagonistin, sind zwei formelle Aspekte wesentlich, um den untersuchten Text als autobiographisch zu definieren. Bettina Eschenhagen schreibt, dass Stägemanns Zersplitterung in Meta und Elisabeth, um den Briefwechsel vom Anschein des Autobiographischen zu befreien, eine inkonsequente Maßnahme ist, „als sie der Heldin ihren eigenen Namen gibt und sie nicht, wie ursprünglich geplant, Luise nennt. [...] Auch der Titel lässt eine Autobiographie erwarten“. (Eschenhagen, 159-160) Nur der Titel *Erinnerungen für edle Frauen* gilt als Schlüssel für einige der bisher dargestellten Auseinandersetzungen: Erstens, wie Eschenhagen erläutert, wird die Authentizität der sonst so gut aufgebauten Brieffiktion vernichtet. Zweitens beinhaltet das Wort „Erinnerungen“ einen rückblickenden Charakter, wobei die Briefe ein erfundener Weg zu einem von der Autorin von Anfang an bekannten Zielpunkt sind. Und drittens verrät die Widmung „für edle Frauen“, dass es sich um kein privates Dokument handelt, sondern dass die Absicht der Veröffentlichung ein wesentlicher Teil beim Aufbau des Textes ist.

Der andere Aspekt, der für den autobiographischen und nicht fiktiven Charakter des Textes spricht, ist die Auswahl des Namens Elisabeth für eine der Protagonistinnen (ihre Korrespondenzpartnerin ist, in Goodmans Worten, die „Meta-Elisabeth“). Wie Eschenhagen erläutert, hatte Stägemann im Prinzip an den Namen Luise gedacht, wie wir anhand von einem Brief vom Februar 1806 von Therese Huber an Stägemann lesen können:

Ich erhielt Ihren letzten Brief Ende Augusts voriges Jahr. Damals antwortete ich Ihnen, dankte und bat um Erlaubnis, die Einleitung zu den lieben Briefen zwischen Meta und Luise zurückzubehalten, weil die Leser ihr Interesse mit Vorliebe auf die Voraussetzung: daß es wirklich bei den vorfallenden Gelegenheiten geschriebene Briefe gewesen wären, gesetzt hatten. (Stägemann, II: 268)

Die Entscheidung des Namens der Protagonistin ist in Hinsicht auf Philippe Lejeunes Begriff des „autobiographischen Paktes“ zu analysieren. Nach Lejeune sollen Autor, Erzähler und Figur den gleichen Namen haben, um als eine einzige schreibende Instanz identifiziert werden zu können. Da es sich hier – wegen der mehrmals erwähnten strategischen Auswahl der Briefform – um keinen Prosatext handelt, kann man nur Autor und Figur miteinander identifizieren. D.h. trotz der Abweichungen zwischen den Lebenswegen von beiden Elisabeths will Elisabeth von Stägemann mit der nachnamenlosen Elisabeth im Text identifiziert werden. Hätte die Protagonistin Luise geheißen, dann gäbe es keinen autobiographischen sondern einen romanesken Pakt, der sich materialisiert, wenn der Leser den Verdacht bilden kann, dass es doch eine Identität zwischen Autor und Figur gibt, obwohl der Autor sie nicht zugeben wollte oder sie sogar verleugnet hat.¹⁰

Geht man zu Therese Hubers Worten zurück, findet man, dass Stägemann den Text der Öffentlichkeit nicht als romanhaft sondern als autobiographisch zeigen will, und zwar aus zwei Gründen: Auf der einen Seite ändert sie den Namen der Protagonistin Luise, nachdem sie den ganzen Text schon verfasst hatte, und schließt folglich einen autobiographischen Pakt; und auf der anderen Seite ignoriert sie völlig Hubers Vorschlag, den Vorbericht auszulassen, damit das Publikum denken kann, dass die Briefe authentisch sind. Hiermit wird bewiesen, dass Stägemann in ihren Worten des Vorberichts nicht ehrlich ist, wenn sie sagt, dass sie sich über ihre Gefühle aussprechen möchte, ohne von ihr selbst zu reden.¹¹ Sie will von sich selbst reden, aber als schreibende Frau am Ende des 18. Jahrhunderts weiß sie, dass sie das nur erreichen kann, indem sie ihre Absichten – scheinbar – verleugnet.

6.3. Struktur und Auseinandersetzung mit der weiblichen Bestimmung

Zur Erklärung der Figuren Meta und Elisabeth und deren Ursprung wurde auf die Existenz eines Vorberichts hingewiesen, der sich in zwei Teile trennen lässt. Dieser Vorbericht ist nur im Kontext des Textes zu verstehen. Stägemann webt anhand von den Instanzen der Autorschaft und der Figuren ein kompliziertes Netz. Die Struktur des Textes erweist sich als auch kompliziert und sorgfältig geplant, so dass die Theorie,

¹⁰ Vgl. Kapitel 1.1.2.

¹¹ Vgl. Stägemann, I: S. 7.

dass es wirklich diese Briefe (sogar als Briefe an sich selbst – als „Tagebuch“) gegeben hat, d.h. chronologisch in dieser Reihenfolge verfasst, ausgeschlossen werden muss. Die Lebensgeschichte der Autorin bzw. der Figur Elisabeth wird in klaren Abschnitten strukturiert, die sich jeweils bis zu einem Höhepunkt zuspitzen.

Loster-Schneider beschäftigt sich mit der Analyse von der Struktur des Textes und findet heraus, dass er anhand von zwei Dreierschemata aufgebaut ist. Als erstes, übergeordnetes Dreierschema identifiziert sie folgende Strukturebenen:

Strukturebene I mit der erzählten Elisabeth-Meta-Handlung [...]; Strukturebene II umschließt und interpretiert Ebene I; Strukturebene III schließlich bildet den Rahmen um II und I. [...] Auf Ebene I sprechen Meta und vor allem eine jugendliche Elisabeth. Auf Ebene II spricht die gereifte fiktive Verfasserin dieser Figuren. Auf Ebene III spricht eine namenlose befreundete Herausgeberin, die aber auch den Standpunkt der Verfasserin in Form eines protestierenden Briefes referiert. (Loster-Schneider 1989, 21)

Loster-Schneider geht davon aus, dass die Autorin die Strukturebenen I und II gleichzeitig konzipiert hat und dass sie erst dann noch ein Vorwort (Strukturebene III) montiert hat.¹² Es wurde schon diskutiert, welche die schreibende Instanz von dem von Loster-Schneider als Strukturebene II bezeichneten Textteil sein könnte, wobei ich persönlich Loster-Schneiders Standpunkt nicht teile. Ich denke vielmehr, dass hier die Autorin schreibt, obwohl sie vor den Augen des Lesers mit den gemeinsamen Namen „Elisabeth“ mit einer Maske spielt. Stägemann schreibt in erster Person als Autorin, kann sich aber jederzeit mit dem Maskennamen rechtfertigen und argumentieren, dass sie nicht von sich selbst erzählt hat. Denkt man an Therese Hubers Zitat denkt, so kann man „die Einleitung zu den lieben Briefen zwischen Meta und Luise“ mit Ebene II identifizieren, denn es ist hier, wo Metas Existenz und folglich die Authentizität der Briefe abgestritten wird. Stägemann befolgt nicht Hubers Ratschlag und diese Einleitung (Ebene II) fällt nicht aus, denn sie will nicht, dass die Leser die Briefe für authentisch halten. Sie verfasst aber strategisch noch einen Vorbericht (Ebene III), damit – zumindest auf den ersten Blick – ihre Bescheidenheit als schreibende Frau nicht gefährdet wird. Ähnlicherweise wurde im Kapitel über Elisa von der Recke analysiert, wie fingiert wurde, dass Briefe von einer Freundin aufbewahrt werden. Diese mit den Jahren geänderte Perspektive und der angeführte Glaube an den didaktischen, vorbildhaften Wert des Geschriebenes haben ermöglicht, dass die Briefe an die Öffentlichkeit getreten sind.

¹² Vgl. Loster-Schneider (1989), S. 21.

Das zweite von Loster-Schneider aufgestellte Dreierschema ist der Strukturebene I untergeordnet und chronologisch geteilt:

Der erste [Teil] bezieht sich auf Elisabeths Lebensgeschichte bis zum Ende ihrer ersten Ehe, die hier, anders als in Stägemanns Biographie, nicht durch Scheidung von dem ungeliebten Mann, sondern dessen Tod beendet wird.

Der zweite Teil [...] erfasst Elisabeths Lebensgeschichte zur Zeit ihrer Witwenfreiheit, die sie, umworben von Männern, künstlerischen Tätigkeiten widmet.

Der dritte Teil zeigt Elisabeths Weg aus dieser ‚Singlesituation‘ heraus in den Hafen einer zweiten Ehe, einer Liebesheirat. (Loster-Schneider 1989, 21)

Die Einteilung in diese drei Blöcke ist nicht willkürlich, sondern sie stimmen mit klar abgegrenzten Etappen von Elisabeths Leben überein, wobei Meta nur als Korrespondenzpartnerin fungiert, d.h. die wichtigen Episoden von Meta Lebens stehen im Hintergrund und bestimmen keineswegs den Verlauf der Geschichte. Es wurde auch schon erläutert, dass Elisabeth die Gefühle, die Freiheit und die Liebe für die Künste verkörpert, während Meta für die Vernunft und für die Annahme der gesellschaftlichen Konventionen steht. Beide Lebensansichten stehen einander gegenüber bis sie zu einem „harmonischen Ende“ führen. Die von beiden Korrespondenzpartnerinnen vertretenen Auffassungen der Frauenrollen soll im folgenden zusammen mit der Struktur untersucht werden, da die drei Teile jeweils bestimmte Debatten bzw. Änderungen der eigenen Gedanken enthalten.

Der erste Teil der *Erinnerungen für edle Frauen* beginnt, als Elisabeth das Land, in dem sie an der Seite ihrer Mutter die Kindheit verbrachte, verlassen muss, um zu dem ihr fremd gewordenen Vater in Berlin zu gehen. Sowohl Elisabeth als auch Meta sind zwei junge Frauen, die noch keine Gedanken gegen die Bestimmung zur Gattin, Hausfrau und Mutter entwickelt hatten. Elisabeth ist traurig, weil sie von ihrer Mutter und ihrer besten Freundin getrennt ist. Das Schreiben¹³ und die Malerei¹⁴ haben therapeutische Wirkung, um ihr bei der Überwindung dieser Trauer zu helfen. Sie schildert ihrer Freundin diese Gefühle, aber sie will nicht, dass ihre Mutter darüber erfährt und sich Sorgen um sie macht:

O, auch vor ihr [der Mutter], der mein Herz so offenbar war, muß ich mich verbergen, um ihr nicht wehe zu tun. Nein, sie darf nicht wissen, daß die

¹³ „[D]as Schreiben thut mir wohl, es ist das einzige Mittel, den Schmerz in meinem Busen einzuschläfern.“ (Stägemann, I: 13)

¹⁴ „Die Malerei ist dem Leidenden heilsamer, als die Musik, sie beschäftigt den Geist, wenn jene alle süßen und schmerzlichen Regungen des Herzens weckt.“ (Stägemann, I: 47)

Sehnsucht nach ihr und unserm stillen Aufenthalt mich verzehrt. Zeige ihr diesen Brief nicht, wenn sie es nicht ausdrücklich verlangt. (Stägemann, I: 14)

Und falls die Mutter darauf besteht, Elisabeths Briefe an Meta zu lesen, dann soll die Freundin ihr Bescheid sagen, damit sie im Folgenden eine sanftere Version ihrer Gefühle in den Briefen vermittelt:

Schreibe mir, ob meine Mutter meine Briefe an Dich zu lesen wünscht, ich mäßige meine Empfindung so viel als möglich in meinen Briefen an sie; sie soll alle meine alte Liebe und Verehrung, nur nicht meinen Schmerz finden. (Stägemann, I: 22)

Wie in Reckes *Herzensgeschichten einer baltischen Edelfrau* schreibt die Autorin für einige Figuren – v.a. für die Eltern – eine verschönerte Fassung ihrer Erfahrungen und Gefühle, aber andere Figuren bekommen doch ihre Wirklichkeit erzählt. Somit wird erreicht, dass die wahren Gefühle ans Publikum kommen, ohne die Bescheidenheit (oder den Ruf z.B. einer guten Tochter) zu gefährden, da solche Geständnisse als Geheimnis an die Korrespondenzpartnerin dargestellt werden.

Kurz danach bekommt Elisabeth die Nachricht, dass Meta heiraten wird, worauf sie mit Freude für ihre Freundin und ohne Kritik gegen die Institution der Ehe reagiert: „Deine Wünsche sind erfüllt, Du wirst in wenigen Tagen mit dem Freunde verbunden, den Du seit Jahren gekannt und geliebt, an dessen Seite Du ruhig und sicher der Zukunft entgegengehst.“ (Stägemann, I: 46) Meta antwortet ihrer Freundin, indem sie ihr von ihrem Glück schreibt, das sie in der Erfüllung der weiblichen Bestimmung sieht. Hier wird im Text zum ersten Mal diese weibliche Bestimmung explizit von einer der Figuren – Meta, die im folgenden als Vertreterin der gesellschaftlichen Konventionen vorkommt – verteidigt:

Meine Heiterkeit beruht größtentheils darauf, dass ich mit meinen Ansprüchen auf Glück und Lebensgenuß ziemlich früh ins Klare gekommen und alles Streben aus meiner Seele verbannt habe, das mir im Gegensatz mit meiner wahrscheinlichen Bestimmung schien. (Stägemann, I: 51)

Elisabeths Misstrauen und erste schlichte Kritiken gegen die Ehe als einer der Grundsätze der weiblichen Bestimmung beginnen, als ihr Vater eine Konvenienzehe für sie mit M- arrangiert. Meta, die sich jetzt schon ausdrücklich für die weibliche Bestimmung eingesetzt hat, versucht ihre Freundin zu beruhigen: „Ich bin eine glückliche Frau, aber glaube mir, wir müssen, wenn wir heirathen, unsern ganzen Katechismus ändern; die Sache ist darum eben noch nicht schlimmer, aber doch

anders.“ (Stägemann, I: 57) Elisabeth versteht, dass ihre Freundin als die Stimme der Vernunft bzw. der Gesellschaft spricht, und versucht sich selbst von ihren Argumenten zu überzeugen, sieht aber in ihrer künftigen Heirat zwei Probleme: erstens, dass sie den ausgesuchten Mann nicht für geeignet hält; und zweitens, dass sie nicht sicher ist, ob sie die Verpflichtungen als verheiratete Frau zu übernehmen wünscht.

was kann ich gegen M- sagen? Alle äußeren Umstände sprechen für ihn, und was ist denn das unerklärbare, dunkle Etwas in meinem Herzen, das nicht für ihn spricht? [...] Ruhige Überlegung spricht dafür, aber mein Herz bleibt kalt, und darf man es in solcher Stimmung wagen, solche Verpflichtungen zu übernehmen? (Stägemann, I: 61)

Elisabeths Ängste vor einer Heirat werden in der Realität bestätigt und Meta versucht ihr zu erklären, dass sie sich als Gattin glücklich fühlen kann, obwohl der Gatte sie nicht glücklich macht, sondern indem sie sich zufrieden fühlt, weil sie den Gatten doch glücklich macht:

Trau'st Du ihm die Fähigkeit nicht zu, durch Dich beglückt zu werden? Ich weiß nicht, ob Du Dir diese Frage vorgelegt hast, und kannst Du sie Dir nach genauer Prüfung mit einem Ja beantworten, so säume keinen Augenblick, Dich für ihn zu bestimmen, denn Du kannst für Dein eigenes Glück keine sichere Bürgschaft haben, als das seinige. (Stägemann, I: 76)

Metas Worte erreichen nicht den erlangten Zweck bei Elisabeth. Sie stellt jetzt auch in Frage, ob die Ehe die Funktion der Versorgung der Frau und der gesellschaftlichen Akzeptanz haben sollte, obwohl es keine „sentimentale Übereinstimmung“ im Ehepaar gibt:

Ist es denn Zweck der Ehe allein, Versorgung und einen bestimmten Platz in der Gesellschaft zu haben? Zerlege das Leben in seine kleinern Details und Du wirst finden, daß trotz aller dieser Vortheile, wir tausend traurigen leeren Stunden nicht entgehen können, wenn diese Uebereinstimmung fehlt. (Stägemann, I: 80)

Diese mangelnde Übereinstimmung ihrer Gemüter lässt sich in der Rolle bemerken, die Kunst für die Ehepartner spielt. Elisabeth verträgt besonders schlecht die Tatsache, dass sie sich immer weniger mit der Förderung ihrer künstlerischen Talente beschäftigen kann¹⁵ und dass ihr Mann die Wichtigkeit, die die Kunst für sie hat, weder versteht noch teilt:

¹⁵ „Obwohl Elisabeth ihrem Vater eine gute Tochter und ihrem Mann eine gefällige Frau sein will, fallen ihr die Entsagungen, die diese arrangierte Ehe mit sich bringt, besonders die Aufgabe ihrer künstlerischen Ambitionen, schwer.“ (Topf-Medeiros, 144)

Vor einigen Tagen versuchte ich's, ein Gemälde von dir, wozu in den Entwurf in B- machte, weiter auszuführen; ich hatte Freude daran, weil ich sah, daß es mir glückte; ich wollte diese Freude mit Jemand theilen und zeigte es meinem Manne. Er gab aber nicht viel darauf und der Gedanke, daß solche Beschäftigungen nach seinen Grundsätzen nur Spielereien sind, die uns unsere eigentlichen Pflichten verleiden, benimmt mir selbst, wenn nicht den Geschmack, so doch den Muth, sie fortzusetzen, und ich habe außerdem noch den Kummer, so viel Zeit und Mühe, die ich darauf gewendet, als verloren ansehen zu müssen. (Stägemann, I: 115-116)

Elisabeth geht sogar noch einen Schritt weiter in ihrer Kritik an die weibliche Bestimmung und gibt zu, gefühlt zu haben, „daß ich so glücklich, so sehr glücklich allein sein könnte“. (Stägemann, I: 81)

Da Elisabeth die Bestimmung der Frau zur Gattin so offen in Frage stellt, muss auch bemerkt werden, dass sie mit anderen Aspekten der weiblichen Bestimmung einverstanden ist, z.B. mit der Krankenpflege: „die Krankenpflege ist der erste und wichtigste Beruf unseres Geschlechts“. (Stägemann, I: 67) Das Thema Mutterrolle tritt zum ersten Mal auf, als Meta ihrer Freundin ihre Schwangerschaft und die Freude, die sie dabei empfindet, mitteilt: „Die Erwartung, Mutter zu werden, ist gewiß die schönste und wichtigste, welche uns bevorsteht.“ (Stägemann, I: 84) Und tatsächlich erfüllt sich Metas Freude, als sie ihren ersten Sohn bekommt: „Ich habe mir das Glück, Mutter zu sein, immer groß und wichtig gedacht, aber in dem Grade, als ich es jetzt wirklich empfinde, konnte ich es mir nicht denken.“ (Stägemann, I: 119) Elisabeth empfindet auch große Freude wegen der Mutterschaft ihrer Freundin – „Zu meiner großen Freude, meine theuerste Meta, erhalte ich eben die Nachricht, daß du Deinem K- einen Sohn geschenkt [...]. Wie glücklich mußt Du, müßt Ihr Beide sein!“ (Stägemann, I: 114) – und das ist wahrscheinlich auch der Grund dafür, dass sie sich selber ein Kind wünscht und sich freut, als sie schwanger wird: „Ich nährte schon seit einiger Zeit die stille Hoffnung, Mutter zu werden, die jetzt zu einer sehr beglückenden Gewissheit für mich geworden.“ (Stägemann, I: 127) Meta freut sich auf das kommende Kind ihrer Freundin auch deswegen, weil Elisabeth als Mutter vielleicht Glück in der Erfüllung ihrer weiblichen Bestimmung empfinden kann, da sie es als Gattin nicht erreicht hat: „Wenn du nun vollends Mutter sein wirst, Elisabeth, da wirst Du sehen, was solch ein kleines Wesen einen vollauf beschäftigen kann, und doch, was macht uns so glücklich, so selig als eben dies Geschäft?“ (Stägemann, I: 130-131) Diesmal erfüllt sich Metas Prognose und Elisabeth fühlt sich in ihrer Rolle als Mutter verwirklicht, doch Elisabeths Tochter stirbt recht früh: „Der Tod hat mir alle meine Hoffnung, meine ganze Glückseligkeit,

meine Agnes entrissen!“ (Stägemann, I: 152). Elisabeth versucht ihre Schmerzen zu stillen, indem sie – wie sie es nach der Entfernung von ihrer Mutter und ihrer Freundin schon machte – sich der Kunst widmet, aber diesmal hilft es ihr nicht, wie es hier anhand der Lektüre gezeigt wird: „Ich nehme meine Zuflucht oft zum Lesen, um mich zu betäuben, und weiß dann nicht, was ich lese und ängste mich doch, wenn ich die letzten Blätter sehe.“ (Stägemann, I: 154) Die Trauer um die verstorbene Tochter, die anfangs unüberwindlich erscheint, mildert sich langsam, indem Elisabeth sich von Freunden umgeben lässt und indem sie sich allmählich mit der Pflege ihres künstlerischen Geistes beschäftigt:

Es ist wahr, das Leben in der Gesellschaft fängt an, mir Bedürfnis zu werden. Ich finde hier, was ich in meinem kleinen Bezirke nicht fand: Befriedigung, wenn nicht des Herzens so doch des Geistes, der Eigenliebe. (Stägemann, I: 166)

Nachdem die einzige Freude in der Erfüllung der weiblichen Bestimmung – d.h. ihre Rolle als Mutter – nicht mehr möglich ist, entscheidet Elisabeth, das Glück in bzw. für sich selbst zu suchen (also sich um ihre Eigenliebe zu kümmern) und ihre Rolle als Gattin verliert jetzt definitiv an (emotionaler) Wichtigkeit für sie. Die emotionale Distanzierung und der symbolische Tod der Ehe verwandelt sich in einen realen, als Elisabeths Ehemann stirbt. Nennenswert ist die Art und Weise, wie der Leser diese Information bekommt. Obwohl die veröffentlichten Briefe sich praktisch ohne Ausnahme auf den Briefwechsel zwischen Elisabeth und Meta beschränken, wird für die Nachricht von M-s Tod ein Brief von Gerson, Metas Cousin und künftiger Werber um Elisabeths Liebe, eingerückt. Diesen Brief schreibt Gerson an Meta, denn Elisabeth – trotz der kalten Beziehung der Ehepartner – ist schwer getroffen. Gerson teilt den Tod mit diesen Worten mit: „Der R. R. M- ist vorgestern in Lindenhain, wo er seiner abnehmenden Gesundheit wegen schon den ganzen Sommer wohnte, plötzlich gestorben.“ (Stägemann, I: 178) Gersons schreibende Hand ist an diesem Punkt mit zwei Argumenten zu begründen: Auf der einen Seite wird damit vorhergesagt oder zumindest suggeriert, dass Gerson später in der Handlung an Wichtigkeit gewinnen wird und dass der Tod M-s für ihn persönlich auch etwas bedeutet. Dabei soll nicht vergessen werden, dass Elisabeth selbst über den Tod ihrer Mutter und ihrer Tochter berichtet hatte. Auf der anderen Seite hätte Elisabeth sich so kurz nach dem Tod ihres Mannes über ihn und über die Umstände ihrer Ehe nicht so offen und kritisch äußern können:

Glauben Sie mir, sie hat oft mehr gelitten, als alle ihre Freunde erfahren haben; denn wenn M- gleich im Grunde des Herzens nicht böse war, so war doch ein so seltsames Gemisch von Schwäche und Härte, Pedanterie und Eigensinn in seinem Charakter, bei der die Geduld eines Engels ermüden musste. [...] sie [Elisabeth und M-] waren sich in allen ihren Neigungen und Eigenschaften so wenig ähnlich, daß, wenn das Schicksal absichtlich die beiden Extreme der Menschennatur zusammenbringen wollen, es nicht besser gelingen können. (Stägemann, I: 179-180)

Diese Nachricht, die zweifelsohne den Übergang in eine andere Etappe in Elisabeths Leben bedeutet, steht folglich ganz am Ende des ersten Buchteils.

Der zweite Teil der *Erinnerungen für edle Frauen* beschäftigt sich also mit dieser neuen Etappe in ihrem Leben als Witwe, einer Zeit von „zufriedenem Alleinsein, das durch die Beschäftigung mit Musik, Kunst und Literatur in freier Zeiteinteilung und ohne Zwang zur Rechtfertigung gegenüber einem anderen Menschen ausgefüllt wird“. (Eschenhagen, 161) Elisabeth fühlt sich wie ein befreiter Sklave und drückt es mit folgenden Worten aus:

Wie der Sklave, der seiner Ketten entledigt, zu den Freuden seiner Jugend wieder zurückeilt, so eile ich meinen alten Beschäftigungen, der Ruhe und dem Genusse einer Freiheit entgegen, die ich bisher noch nie gekannt. (Stägemann, I: 189)

Sie fühlt sich frei und durch diese Freiheit glücklich:

Laß mich dann eine Zeit lang mein Haupt emporheben, um wenigstens von einer Periode meines Lebens sagen zu können: ich habe gelebt und genossen, was die lebhafteste Empfänglichkeit für unschuldigen Lebensgenuß – was eine so glückliche Unabhängigkeit als die meinige uns gewähren mag. (Stägemann, I: 191)

Diese offene Kritik der weiblichen Bestimmung, dieses Verlangen nach Freiheit und Unabhängigkeit, bedeutet auch, dass eine Frau ohne einen Mann sich völlig realisiert und glücklich fühlen kann. Nachdem der Tod ihres Mannes, obwohl die Beziehung miteinander in der Tat schon zerbrochen war, sie so schockiert hat, dass sie nicht in der Lage war, selber darüber zu schreiben, erklärt Elisabeth: „So leicht vergisst man einen Mann!“ (Stägemann, I: 190) Diese Worte, statt die Überraschung des Lesers wegen der schnellen Erholung zu mildern, verursachen, dass die Verwunderung seitens des Lesers noch steigt.

Nach der Verteidigung der weiblichen Bestimmung, die Meta im ersten Teil des Buches durchgeführt hatte, erwartet der Leser, dass Meta sich gegen die Äußerungen ihrer Freundin einsetzt und dass sie ihr ihr neues Verhalten vorwirft. Die Überraschung

des heutigen Lesers – zumindest bei mir persönlich war das der Fall – spitzt sich noch mehr zu, als Meta sich gegenüber der Freundin verständnis- und respektvoll zeigt, indem sie andere Formen der Befriedigung außerhalb der weiblichen Bestimmung anerkennt:

Es ist wahr, ich finde mein Glück nur darin, ganz und ungetheilt Denen zu leben, mit denen das Schicksal und eine glückliche Wahl mich verband. [...] aber ich bin weit entfernt, zu verlangen, daß Andere die Befriedigung ihrer Wünsche da finden sollen, wo ich die meinigen fand. (Stägemann, I: 196)

Und Meta äußert sich freudig und einwandfrei über Elisabeths Glück außerhalb der weiblichen Bestimmung: „Ich kann Dir nicht genug wiederholen, wie sehr es mich freut, Dich im Besitz alles Dessen zu sehen, was Dein Herz braucht, um sich frei und glücklich zu fühlen.“ (Stägemann, I: 220-21) Nennenswert ist auch, dass Meta einige Klagen und etwas Müdigkeit über ihre sonst als glücklich beschriebene Rolle als Familienfrau durchblicken lässt, was als etwas Neid gegenüber Elisabeths Freiheit und Zufriedenheit betrachtet werden kann:

Ich fange in froher Begeisterung einen Brief an, bin aber noch keine halbe Seite herunter, so werde ich schon wieder unterbrochen, abgerufen, und so zerstreut, daß ich mißmüthig ihn bis zu einer andern Zeit aussetze, wo es eben nicht besser geht. (Stägemann, I: 198)

Der zweite Teil des Buches umfasst Elisabeths Zeit als Witwe sowie die Beziehung, die sich mit Gerson und Werdenberg als Werber um Elisabeths Liebe entwickelt. Von beiden muss von Anfang an gesagt werden, dass sie sich im Gegensatz zum ersten Ehemann für die Förderung von Elisabeths künstlerischen Talenten einsetzen. An folgenden Beispielen erzählt Elisabeth ihrer Freundin, wie Werdenberg die Malerei fördert:

Er [Werdenberg] hatte mich eben an meinem Zeichentische gefunden und wiederholte oft, wie Schade es sei, daß ich nicht im Stande wäre, an einem Orte, wo eine Akademie ist, nach besseren Modellen zeichnen zu können. (Stägemann, I: 210)

Gerson seinerseits fördert die Lektüre: „Gersons Leute trugen einen Korb ins Vorzimmer, worin ich Rousseau's sämtliche Werke vorzüglich schön gebunden fand.“ (Stägemann, II: 26) Leopold von Werdenberg ist ein Kindheitsfreund Elisabeths, dessen Eltern auch für ihn eine Konvenienzehe – mit Gräfin Valeska L. – arrangiert haben und Gerson ist Metas Cousin. Meta interessiert sich für Elisabeths Situation mit beiden Werbern und fragt sie: „Siehst du Werdenberg oft und was macht Gerson? Was sagt er

dazu, daß dieser Planet sich vom neuen zwischen ihn und seine Sonne stellt?“, (Stägemann, I: 213) wobei mit der Planetenmetapher auf ein Liebesdreieck hingewiesen wird. Hier Elisabeths Antwort darauf:

Ich muß Dir nothwendig noch mittheilen, daß unser bescheidener Freund Gerson es sich jetzt ordentlich anmaßt, zuweilen eifersüchtig zu sein. [...] Gerson trifft sehr oft bei uns mit ihm zusammen, und mich dünkt, daß nicht leicht zwei Nebenbuhler sich gescheidter und vernünftiger gegeneinander betragen können. (Stägemann, I: 217-219)

Die Tatsache, dass Gerson seine Eifersucht zu verstecken versucht und dass Elisabeth explizit das Wort „vernünftig“ nennt, weist darauf hin, dass Gerson in diesem Liebesdreieck die Rolle des vernünftigen Freundes übernommen hat. Als vorbildhaft für die Durchführung dieser Rolle gilt im Rahmen der Literatur des 18. Jahrhunderts Christian Fürchtegott Gellerts *Leben der schwedischen Gräfin von G.* (1747). In diesem Werk entsteht das Dreieck als der erste Ehemann der Gräfin in den Krieg gerufen wird und er sie unter den Schutz seines besten Freundes stellt. Als die Jahre verlaufen und der erste Mann nicht heimkehrt, gehen die Gräfin und ihr Beschützer davon aus, dass er gestorben ist. Sie verlieben sich und heiraten. Das Problem entsteht, als der erste Mann schließlich nach Hause zurückkehrt und das Recht auf seine Frau verlangt. Statt aus dieser Situation einen Konflikt zu machen, findet Gellert eine salomonische Lösung: Die Gräfin übernimmt die Ehe mit dem ersten Mann, während der zweite wieder die Rolle des „vernünftigen Freundes“ übernimmt und im selben Haus wohnt. So äußert sich die Gräfin über ihre Gefühle in dieser Situation:

Liebe und Scham machten mich sprachlos. Einen Mann hatte ich wiedergefunden, den ich ausnehmend liebte, und einen anderen sollte ich verlassen, den ich nicht weniger liebte. Man muß es fühlen, wenn man wissen will, was es heißt, von zween Affekten zugleich bestürmt zu werden, von denen einer so groß als der andere ist.¹⁶

Stägemann beendet den zweiten Teil der *Erinnerungen für edle Frauen*¹⁷ mit einer ähnlichen Anpreisung der Freundschaft als Aufhebung der Konflikte in einem Liebesdreieck. Dafür stellt Stägemann Elisabeth und Gerson in eine schäferidyllische

¹⁶ Gellert, Christian Fürchtegott. *Leben der schwedischen Gräfin von G*****. Stuttgart: Reclam, 1968 (1997), S. 63.

¹⁷ Eigentlich folgt noch ein Brief von Meta an Elisabeth am Ende des zweiten Teiles. In dem ist aber nicht die Rede über sie beide, sondern Meta erzählt über die Krankheit und Besserung einer anderen Freundin, was zu der Haupthandlung der Geschichte nichts Wesentliches beiträgt.

Szene in der Natur.¹⁸ Dabei soll auch berücksichtigt werden, dass Anna Louisa Karsch sich in ihren *Herzensgedanken* auch Bilder der Schäferliteratur aneignet, um Naivität und Harmlosigkeit zu vermitteln. Somit besteht Stägemann darauf, dass sich die Beziehung der beiden auf eine makellose Freundschaft beschränkt, die beide als solche empfinden:

Und wenn ich dann noch zuweilen der zufriedenen, gefälligen Miene meines Freundes Gerson und dem Frieden meiner eigenen Brust einen Blick gönnte, so kam es mir wohl so vor, als ob hier genug und übergenuß wäre, zwei Menschen glücklich zu machen. Aber anders denkt man unter städtischen Umgebungen, Gewöhnungen und Vergnügungen und anders wenn man eben im Angesicht einer reizenden Landschaft ein empfindsames Gedicht mit einem Freunde gelesen und eine Kruste schwarzes Brod mit ihm getheilt hat. Ich wette, Deinem Vetter geht es eben so. (Stägemann, I: 234)

Diesmal bedeutet das Ende eines Buchteils nicht Elisabeths Übergang in eine neue Etappe ihres Lebens, sondern diese Hervorhebung der Freundschaft kann als Zusammenfassung ihrer positiven Lebensgefühle im zweiten Teil schildern. Die Änderungen in ihrem Leben sind im dritten Teil der *Erinnerungen* zu finden, als das dargestellte idealisierte Bild der Freundschaft zu Gerson allmählich von Elisabeth in Frage gestellt wird. Dabei soll nicht vergessen werden, dass Werdenberg schon mit einer anderen Frau verlobt ist, was eine Liebesbeziehung zu Elisabeth schwierig macht. Elisabeth beginnt sich folglich zu fragen, ob Gerson für sie nicht nur ein Freund, sondern auch ein Liebhaber sein könnte:

Gerson könnte mir als Freund sehr viel sein – er ist außer Dir der Einzige, der mich ganz versteht, sich ganz in mein Wesen denken mag; aber zum Theil werde ich durch nichts außer mir zu einem besondern Vertrauen gegen ihn gedrungen, zum Theil hält mich die Furcht zurück, in dem Freunde zugleich einen Liebhaber zu finden [...]. (Stägemann, II: 22)

Meta, die sich im zweiten Teil des Buches gegenüber Elisabeths Freiheit und Unabhängigkeit verständnisvoll eingestellt hat, sieht jetzt in Elisabeths Zweifel, dass sie

¹⁸ „Wir machten, um uns die Zeit zu verkürzen, einen großen Spaziergang, verzehrten dann vor dem Hause, auf einer steinernen Bank, unser frugales Mittagessen und während ich nachher vor der Schmiede, an dem Ufer eines mit Weiden bekränzten Teichs strickte, las Gerson einige Seiten aus einem Buche mir vor, das er bei sich hatte. Es war ein wahres Idyllenleben; doch nein, dann hätte mein Schäfer statt des Buchs ein Haberrohr haben müssen, und auch fehlten die Küsse! – wiewohl Gerson ein so bescheidener Schäfer ist, daß gewiß auch ohne diese Ihm dieser Tag ein Fest gewesen ist. Und wahrlich gehörte er auch für mich nicht zu den unangenehmen. Ich ließ mein Auge über die in üppiger Schönheit prangende Natur umherschweifen, sah den Kindern zu, die am Wasser spielten, dann wieder auf das ruhige Dorf, auf die reinliche, kleine Hütte vor mir und ihre thätigen Bewohner.“ (Stägemann, I: 233-234)

sich mit ihrer neuen Situation sich nicht mehr wohlfühlt, und meint, es fehle ihr eine Bestimmung:

Du bist nicht zufrieden, die frohe Spannung, mit der Du dein kleines Etablissement eingerichtet, – hat nachgelassen und Dich drückt nach allen Deinen Aeüßerungen das Gefühl, daß Allem, was du unternimmst, immer noch ein ernstlicher Zweck und Deinem Leben seine eigene Bestimmung fehle. (Stägemann, II: 30)

Die Meta des ersten Teils mit ihrer Verteidigung der weiblichen Bestimmung kehrt hier zurück und versucht, Elisabeth von der Notwendigkeit einer zweiten Ehe zu überzeugen:

Und die Ehe – erschrick nicht bei diesem Dir verhassten Worte! – ist trotz allen Ungemächlichkeiten, denen wir uns dabei unterziehen, doch immer die zweckmäßigste Einrichtung in der bürgerlichen Welt, unsere Ruhe und Sicherheit und selbst den Frieden unseres Herzens zu schützen. (Stägemann, II: 32)

Und für diese zweite Ehe stellt sich Meta zur Auswahl ihres Cousins Gerson, da sie sich um Elisabeths Beziehung zu Werdenberg Sorgen macht, weil es nicht gut angesehen ist, dass sie sich mit einem schon verlobten Mann trifft, was ihren immer noch guten Ruf vor der Gesellschaft schaden könnte.

Beschuldige mich nicht der Parteilichkeit, wenn ich Dich darauf weise, an Gerson zu bemerken, wie wahre Liebe, eine Liebe, die unser ganzes Wesen durchdringt und sich auch in den kleinsten Handlungen beweist, sich von der des Grafen unterscheidet, die heftig und lose zugleich ihm immer noch zu andern Dingen und Neigungen Raum lässt. (Stägemann, II: 31-32)

Metas Worte bringen Elisabeth dazu, an die Möglichkeit einer zweiten Ehe zu denken,¹⁹ aber sie zeigt sich immer noch ironisch darüber, dass Meta sich bemüht, ihr von den Vorteilen der Ehe zu überzeugen: „Es kostet mich immer ein Lächeln, meine Meta, wenn ich sehe, welche Mühe Du Dir gibst, mich zu einer Proselytin des Ehestandes zu machen.“ (Stägemann, II: 38) Elisabeth verteidigt immer noch ihre Ansicht gegen die Ehe, vor allem wenn es sich um Konvenienzehen handelt, in denen es keine wahre Liebe zwischen den Ehepartnern gibt, wie es z.B. der Fall wäre, wenn sie einen Heiratsantrag von einem fast unbekanntem Mann annehmen würde: „Jetzt kann ich Dir wohl sagen, daß mir durch die Warrendorfs vor Kurzem eine Art Heirathsantrag von

¹⁹ „Alles, was Du mir sagst, weist deutlich auf eine zweite Heirath hin, und ich gestehe Dir, dieser Gedanke ist mir so neu, als ob er durchaus unmöglich für mich gewesen wäre.“ (Stägemann, II: 37)

einem reichen Gutsbesitzer in L- gemacht wurde, den ich dort kaum gesehen.“
(Stägemann, II: 41)

Bei Elisabeth haben wir schon gesehen, wie das ideale Bild der Freundschaft zu Gerson sich langsam verflüchtigt. Ihre neuen Gefühle ihm gegenüber und die Furcht,²⁰ die sie aus diesem Grund empfindet, verursachen, dass sie sich manchmal von ihm entfernen will. Folglich fällt es Gerson immer schwieriger, die Rolle des vernünftigen Freundes zu spielen, da er sich abgelehnt fühlt:

Er findet jetzt Stolz und Beleidigung in Allem, was ich sage. Eine rasche Antwort, die Verweigerung des Besuchs, eines Spazierganges erregen Misstrauen und Bitterkeit in ihm. Er bemerkt mein Bemühen, mich loszuwinken von den Fesseln, welche seine Freundschaft mir angelegt.
(Stägemann, II: 78)

Elisabeth von Stägemann weist das Ideal der freundschaftlichen Dreiecksbeziehung zurück; Gerson erfüllt nicht länger die Rolle des vernünftigen Freundes. Auf diese Weise distanziert sie sich von Gellerts besprochenem Werk *Leben der schwedischen Gräfin von G**** oder La Roches *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* und lässt ihren Text authentischer erscheinen und die Figuren menschlicher wirken. Gerson beendet seine Freundschaftsbeziehung zu Elisabeth in einem Brief, den der Leser in ganzer Länge lesen kann, da Elisabeth ihn an Meta schickt. Er schreibt:

ich habe von Ihrer Freundschaft ja blos die Pflichten behalten; die Rechte habe ich an Sie zurückgegeben [...]. Sie demüthigen mich durch den Verdacht, nichts als den gemeinen Liebhaber bei Ihnen gespielt zu haben. – Ich liebe Sie unaussprechlich; ich liebe Sie mit Leidenschaft; aber eben darum unterscheidet sich mein Gefühl von dem des gewöhnlichen Liebhabers; dieser würde sagen: ich habe Sie geliebt; und ich sage: ich liebe Sie. (Stägemann, II: 89-90)

Gerson beendet in diesem Brief die Freundschaft. Zugleich ist es aber auch ein Liebesbrief, der Elisabeth zum Geständnis ihrer wahren Gefühle für ihn bewegt:

Es ist geschehen! Ein förmlicher Freundschaftsbruch zwischen mir und Gerson. [...] Ich habe ihn in mehreren Tagen nicht gesehen und fühlte mich, warum sollte ich's Dir leugnen, – seitdem unruhiger und unglücklicher als jemals. – O, wie hätte ich auch ahnen können, daß eine Empfindung wie die, welche ich für ihn zu haben glaubte, so tiefe Wurzeln fassen sollte?
(Stägemann, II: 86)

²⁰ Vgl. Zitat oben: Stägemann, II: S. 22.

Der Tod der Tante Elisabeths und die Einsamkeit, die sie daraufhin empfindet, sind der definitive Wendepunkt, damit sie anerkennt, dass sie Gerson an ihrer Seite braucht, um glücklich zu sein:

Ich bin jetzt nicht im Stande, mehr zu sagen, denn ich bin müde – sehr müde – aber glücklich und gepflegt und unendlich geliebt – und – endlich nicht länger missverstanden von dem edelsten, besten Menschenherzen. (Stägemann, II: 98)

Dass die Beziehung zwischen Gerson und Elisabeth künftig glücklich und erfolgreich sein wird, ist für den Leser spürbar, da Gerson an seine Kusine Meta einen Brief mit der Nachricht „Elisabeth, Ihre Elisabeth ist mein“ (Stägemann, II: 98) schickt, in dem er ähnliche Gefühle wie Elisabeth selbst beschreibt. Nach einem unbestimmten weiten Zwischenraum ist als Abschluss des Buches ein undatiertes Brief von Elisabeth an Meta zu finden, in dem sie ihr Familienglück reflektiert, das von einem Freundschaftsbündnis mit Leopold und Valeska von Werdenberg begleitet wird. In diesem Brief gesteht Elisabeth, dass Meta mit ihren Ratschlägen zur Ermunterung zur Übernahme der weiblichen Rolle Recht hatte:

Ich bin nach einem langen und gefährlichen Umwege an das Ziel gelangt, das die Vorsehung Dich früher als mich finden, und Dein richtiger Sinn Dich eher als mich erkennen ließ. [...] Selbst die Erziehung meiner Kinder sehe ich nicht bloß als eine mühsame Vorbereitung zum Gewinn und Genuß für spätere Jahre, sondern als die höchste Befriedigung eines liebenden Herzens für die Gegenwart an [...]. (Stägemann, II: 102-103)

Die Zeit ihrer Freiheit, ihrer Ungebundenheit beschreibt sie als „gefährlich“, weil sie ihr von ihrem Weg abgelenkt hat. Elisabeth freut sich, ihre Unabhängigkeit in der Durchführung der weiblichen Bestimmung gefunden zu haben:

Ich träumte von Ungebundenheit und lerne, daß das Weib ihre wahre Unabhängigkeit, das heißt, den schönsten und freiesten Gebrauch ihrer Kräfte, nur in einem geordneten Leben, selbst unter den beschwerlichen Pflichten findet. (Stägemann, II: 103)

6.4. Textenteilung und Briefform

Die Darstellung der Handlung im Buch mit Hinsicht auf die Einteilung in drei Teile lässt durchblicken, dass diese Einteilung keineswegs willkürlich, sondern geplant ist, da sie eine Entwicklung der Gedanken über die weibliche Bestimmung beinhaltet.

Der erste Teil schildert, wie zwei junge Frauen sich im Prinzip nicht gegen die etablierten Konventionen wehren wollen: Meta heiratet den geliebten Mann, der die Bildung seiner Frau fördert,²¹ so dass sie sich in der Durchführung ihrer Bestimmung zufrieden fühlt. Im Gegensatz dazu muss Elisabeth eine Konvenienzehe akzeptieren, was in ihr die ersten Gedanken und Gefühle gegen die Bestimmung und die resultierende Unterwerfung der Frau dem Mann gegenüber erweckt, die bei ihr außerdem nicht selber entschieden sondern aufgezwungen ist. Der zweite Teil zeigt eine offene Kritik der weiblichen Bestimmung und eine Befürwortung der Freiheit einer Frau und ihres Rechtes, über das eigene Leben zu entscheiden. Der dritte Teil bezieht sich auf die Infragestellung der glücksbringenden Macht der vorher verteidigten Freiheit, die letzten Endes in der Annahme der weiblichen Unterordnung gefunden wird. Wie kann aber ein fremdes Wünschen unterordnetes Leben als frei und glücklich bezeichnet werden? Dieses „harmonische Ende“ wird dadurch erreicht, „daß mit dem richtigen Ehemann die Akrobatik zwischen weiblicher Anpassung und Aufopferung einerseits, Selbstverwirklichung andererseits, gelingen könne“. (Topf-Medeiros, 146) Ähnlicherweise hatte Elisa von der Recke ihre Kritik an die weibliche Bestimmung vor allem auf die Auswahl des falschen Mannes fokussiert.

Die Auswahl der Briefform bekräftigt anhand der dargestellten Überlegungen der Autorin über die weibliche Bestimmung die strategische Wahl desselben. Nur indem die Autorin ihr Ich in zwei Figuren teilt, kann sie ein Gespräch über die Vor- und Nachteile der weiblichen Bestimmung führen. Dieses Gespräch – vor allem im zweiten Teil des Buches – kann nicht nur als Gespräch mit sich selbst verstanden werden, sondern auch als Aufstand gegen die Konventionen, die durch Meta verkörpert werden. Das Ende ist als Versöhnung mit der Gesellschaft zu lesen. Diese Versöhnung ermöglicht bzw. vereinfacht die Herausgabe des Textes, da die Kritik an der gesellschaftlich aufgezwungenen weiblichen Bestimmung anscheinend auf die private Ebene der Briefe zweier Freundinnen beschränkt wird. Aber – unabhängig, ob das Ende Reue über den „gefährlichen Umweg“ zeigt – das Geschriebene kann nicht mehr zurückgenommen werden. Dieser Weg wird doch als „gefährlich“ beschrieben, aber die in der Überschrift erwähnten edlen Frauen werden von Stägemann ermuntert, diesen Weg selber zu gehen, um dann eine „lockere“ Version der weiblichen Bestimmung mit dem frei gewählten Mann zu verwirklichen. So hat Elisabeth von Stägemann dies selber erlebt und

²¹ Meta schreibt z.B.: „Die Bücher, welche mein Mann mir mitgebracht, haben mir große Freude verursacht.“ (Stägemann, II: 14)

empfunden. Trotz der Briefform und der kleinen, dokumentierbaren Abweichungen in der Darstellung ihres Lebens, ist *Erinnerungen für edle Frauen* Elisabeth von Stägemanns Autobiographie oder, zumindest, ihre Gefühlsautobiographie.

7. Schlussfolgerungen

Die Auswahl von Briefautobiographien von Frauen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als Untersuchungsstoff der vorliegenden Arbeit beruht auf der Vereinigung verschiedener Faktoren in dieser Zeit.

Das 18. Jahrhundert hat sich als gattungsgeschichtlich entscheidender Zeitraum für die Autobiographie erwiesen, gegen dessen Ende die Autobiographie ihre Konsolidierung als literarische Gattung und ihre Blütezeit erreicht. Zentral ist der Einfluss des Pietismus, der gesellschaftlich eine neue Phase in der Entwicklung der Autobiographie eröffnet, hauptsächlich dank der aktiv schriftlichen Tätigkeit, die die pietistischen Gläubigen zur Selbsterkenntnis und -analyse durchführten. Diese Texte dienten zunächst zur Reflexion über das eigene Leben, wobei man nach Gottes Willen fragen und nach Gottes Spuren suchen sollte. Im Gegensatz zur ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts kennzeichnet sich die zweite durch die Säkularisierung der autobiographischen Schriften. Erst um die Mitte des Jahrhunderts ist die Autobiographie in der Lage, einen Lebenszusammenhang darzustellen und zu deuten, ohne auf die Seelengeschichte zu verweisen.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erfährt der Vorgang der Selbstwahrnehmung eine wesentliche Zäsur als Folge der Aufklärung, indem der Mensch die Definition von sich selbst weniger im gesellschaftlichen Zusammenhang als in sich selbst sucht. Parallel dazu wird das Bewusstsein von der Autobiographie als einer eigenständigen literarischen Gattung in Deutschland in der Diskussion um die schon konsolidierte Gattung der Biographie vorbereitet.

Der Brief erlebt auch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Blütezeit, vor allem dank Gellerts Schriften über die Brieflehre aus den Jahren 1742 und 1751. Relevant für die vorliegende Studie ist die Überlegung, in wie weit die Wichtigkeit des Briefes den Weg für die Frauen in die schreibende Tätigkeit geöffnet hat und welche Umstände dazu beigetragen haben, das Briefschreiben in der zweiten Jahrhunderthälfte zu fördern. Pietismus, Empfindsamkeit und der Freundschaftskult haben das Briefschreiben zu einer intellektuellen Tätigkeit gemacht, bei der die Frauen allmählich eine immer wichtigere Rolle spielten und sie einen Ort für die Betonung ihrer Gefühle fanden.

Die Auseinandersetzung mit literaturwissenschaftlichen Theorien über die Gattungen Autobiographie und Brief zeigte zum einen, dass es Frauen im 18. Jahrhundert notwendig war, Strategien zu bilden, um ihre Lebensgeschichte der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, ohne ihre gesellschaftliche Stellung zu riskieren, da die Autobiographie traditionellerweise als eine spezifisch männliche Schriftform angesehen wurde. Zum anderen hat die Darstellung der Entwicklung des Briefschreibens mit seinem Höhepunkt im späten 18. Jahrhundert gezeigt, wie diese Gattung den Frauen den Zugang zur Schrift ermöglichte. Die Kombination von diesen zwei Aspekten führten zu einer neuen Gattung, nämlich der Briefautobiographie. Da die Lektüre wie das Schreiben eines Briefes zeitlich begrenzt sind und jederzeit unterbrochen und fortgesetzt werden können, scheint der Brief, das geeignete Medium zu sein, ein gesellschaftlich und intellektuell aktives Leben zu führen, ohne gegen die weibliche Bestimmung zur Gattin, Hausfrau und Mutter zu verstoßen. Ausgangspunkt dieser Arbeit war der Gedanke, dass die Frauen, die ihre eigene Autobiographie verfassen wollen, sich die Form des Briefes aneignen, um den gewünschten Inhalt zu vermitteln, ohne den Schein der Bescheidenheit und der Beschränkung auf die private Sphäre zu riskieren. Kay Goodman und Ortrun Niethammer hatten 1988 bzw. 2000 in diese Richtung gewiesen, aber keine von beiden ist zu einer endgültigen Schlussfolgerung gekommen. Ziel dieser Untersuchung war, die Briefautobiographie anhand einiger Einzelanalysen als spezifisch weibliche Gattung zu etablieren.

Die vier autobiographischen Briefe von Anna Louisa Karsch (1722-1791) an J.G. Sulzer waren das erste analysierte Werk. Danach folgten Elisa von der Reckes (1754-1833) *Herzensgeschichten einer baltischen Edelfrau*, die aus zwei Teilen bestehen: Die *Erinnerungen* schildern ihre Kindheit und Jugend, während die *Briefe* ihr Leben als verheiratete Frau darstellen. An dritter und letzter Stelle wurde die Briefautobiographie von Elisabeth von Stägemann (1761-1835), *Erinnerungen für edle Frauen*, untersucht. Es handelt sich um den fiktiven Briefwechsel von zwei Freundinnen: Elisabeth und Meta. Der Briefwechsel schildert die Zeit, in der Elisabeth als alleinstehende junge Frau ein freies, unabhängiges Leben führt, bis sie einen Freund heiratet.

Diese drei Werke widerspiegeln die drei Voraussetzungen, die in der Definition von Briefautobiographie enthalten sind: Briefautobiographien müssen wie die Autobiographie über die notwendige Distanz zum Geschehenen verfügen, um dieses mit Sinn zu beladen, sonst handelt es sich um die Kategorie Briefwechsel und nicht Briefautobiographie. Dieser Überlegung nach können nur die folgenden Fälle als

Briefautobiographien gelten: (a) Briefe, die aus einer späteren Perspektive eine schon abgeschlossene Etappe beschreiben; (b) ein Briefwechsel als Ganzes wird aus einer späteren Perspektive betrachtet und insofern modifiziert, dass er auf die interpretatorische Notwendigkeit des gegenwärtigen Momentes antwortet; (c) oder im Schreibmoment werden eine Reihe von Briefen geschaffen, die die Vergangenheit anhand eines interpretatorischen, sinngebenden Antriebs in der Gegenwart darstellen.

Auf die drei erwähnten Werke wurden die Kriterien angewendet, die im methodologischen Ansatz dieser Arbeit entwickelt wurden:

(1) An erster Stelle ist die schreibende Instanz, das autobiographische Subjekt zu beobachten, und zwar in Bezug darauf, was für eine Rolle dieses Subjekt im Erzählgang hat. Anna Louisa Karsch als autobiographisches Subjekt stellt ihr Leben in den Mittelpunkt des Textes. Sie übernimmt nicht die Rolle einer Nebenfigur, sondern sie ist die absolute Protagonistin der Texte. Dabei ist zu berücksichtigen, dass das Interesse an der Karschin sich noch zu ihren Lebzeiten vom Werk auf ihr Leben verschoben hatte. Auf der Suche von Reckes Rolle als Autobiographin im Erzählvorgang findet man sie zweifelsohne im Mittelpunkt des Textes. Logischerweise ist von anderen Figuren aus ihrer Umgebung und von ihren Adressaten auch die Rede, aber primär handelt es sich um die Darstellung ihres Lebens und ihrer Gefühle. Im Fall Stägemanns könnte die Frage nach der Schreibinstanz problematisch scheinen, denn es gibt zwei Figuren. Jedoch sind beide die Personifikation von verschiedenen Aspekten einer einzelnen Frau: Elisabeth verkörpert die Seele und Meta – die Meta-Elisabeth – die Vernunft. Mit Hilfe dieser Strategie befinden sich die Gefühle und Überlegungen der Autorin im Mittelpunkt des Erzählgangs.

(2) Dem vorigen Aspekt folgend stellt sich die Frage nach dem Bewusstsein der Autobiographin als spezifisch weibliches – und nicht allgemein menschliches oder geschlechtneutrales – Subjekt. Anna Louisa Karsch ist sich der weiblichen Bestimmung zur Hausfrau, Gattin und Mutter bewusst, aber das Frau-Sein ist nicht das prinzipielle Thema ihrer Autobiographie. Sulzer hatte in ihr eine Verkörperung seiner Theorie des Naturtalents entdeckt. Deswegen betont sie nachdrücklich die Episoden, bei denen ihre Beziehung zur Natur und zu der von ihr empfangenen schöpferischen Kraft an Wichtigkeit gewinnen. Karsch litt unter den Einschränkungen als Frau, aber auch als Mitglied des niedrigen Standes. In den Briefen gelang es Karsch, zum Teil den Einschränkungen als Frau zu entgehen, indem sie sich prinzipiell zum Naturgenie

stilisierte. Elisa von der Recke war sich ebenso ihrer Lage und der Beschränkungen als Frau bewusst. Inhaltlich ist der Text auf die häusliche, private Dimension beschränkt und die kritische Auseinandersetzung mit der Bestimmung zur Gattin, Hausfrau und Mutter ist bei ihr zentral. Überraschenderweise für eine Frau aus dem 18. Jahrhunderts meint sie, dass die Schuld des Scheiterns der Ehe nicht bei ihr, sondern bei der Wahl eines ungeeigneten Mannes lag. Wie die beiden anderen Autorinnen ist sich auch Elisabeth Stägemann der Pflichten des weiblichen Geschlechts bewusst, das Meta makellos verkörpert. Elisabeth andererseits ist eine Zeit lang eine Ausnahme und führt ihr Leben außerhalb der weiblichen Bestimmung. Am Ende erreicht sie ein Gefühl innerer Ruhe, da die gesellschaftlichen Konventionen ihr nicht von außen aufgezwungen sondern im Gespräch mit der Freundin – d.h. mit ihrem „vernünftigen“ Ich – langsam eingepägt werden.

(3) Als drittes Kriterium wurde der Rolle der Leserinstanz nachgegangen um zu klären, inwieweit die Berücksichtigung einer bestimmten Leserschaft für die Verfassung des Textes von Belang ist. Anna Louisa Karsch schreibt ihre Briefe an Sulzer, indem sie sich bewusst ist, was er zur Verkörperung seiner These des Naturtalents lesen will. Sulzers Interesse zufrieden zu stellen, erweist sich als lebenswichtig für die Karschin, da sie seine Gönnerschaft braucht, um als Dichterin Geld für den Lebensunterhalt ihrer Familie verdienen zu können. Ihre Akzeptanz durch das allgemeine Lesepublikum, die zweite Leserschaft, war auch von wesentlicher Wichtigkeit für sie, denn so konnte sie ihr Einkommen als Gelegenheitsdichterin – eigentlich als Attraktion – in wohlhabenden Kreisen verdienen. Reckes Briefe sind prinzipiell, aber nicht nur, an Karoline Stoltz gewidmet. Die Vielzahl an Adressaten in ihren Briefen ermöglicht dem Leser einen Einblick in verschiedene Versionen, die die Autorin über die gleichen Passagen ihres Lebens den unterschiedlichen Briefempfängern mitteilt. Mit dieser Verdopplung der Fassungen – einmal für die Seelenfreundin und ein anderes Mal für ihre Eltern bzw. die Welt – schafft sie, ihre unkonventionellen Gedanken zu äußern, ohne ihre Bescheidenheit zu riskieren. Geht man davon aus, dass solche Briefe nicht ausschließlich für Karoline Stoltz, sondern für ein größeres, öffentliches Lesepublikum (und möglicherweise überhaupt nie für Karoline Stoltz) gedacht waren, erweist sich diese Sammlung als eine Strategie, um ein bestimmtes Bild von sich – das der gütigen, unschuldigen Frau – zu geben. Bei der Frage nach der Leserschaft muss bei Stägemann berücksichtigt werden, dass der direkte Leser der Briefe, also der Empfänger, hier nicht

existiert, sondern es gibt nur das allgemeine Lesepublikum, für das Stägemann schreibt: *für edle Frauen*.

(4) Als Fortsetzung in der Betrachtung der Beziehung zwischen der autobiographischen und der lesenden Instanz ist ins Auge zu fassen, ob anhand der Identifikation von Autor, Erzähler und Figur der autobiographische Pakt in Lejeunes Sinne geschlossen wird. In den Briefen der Karschin befinden sich Elemente, die gegen die Prinzipien der Glaubwürdigkeit stoßen. Trotz allem sind und bleiben diese vier Briefe an Sulzer ihre Autobiographie, da die Identifikation von Autor, Erzähler und Figur mit einem selben Namen den autobiographischen Pakt sowohl mit Sulzer als Briefempfänger und primärem Leser als auch mit dem sekundären Leser, d.h. das breite Lesepublikum, etabliert. In den Briefen Elisa von der Reckes an Stoltz und die restlichen Adressaten identifizieren sich die drei genannten Instanzen in Lotte und auf dieser primären Leserebene findet man einen autobiographischen Pakt. Für den sekundären Leser schreibt Elisa – die als solche erst nach der Scheidung existiert – über Lotte. Dieser Namenswechsel hat den autobiographischen Pakt vernichtet und an seiner Stelle ist ein romanesker Pakt entstanden, so dass Lotte zu einer literarischen Figur geworden ist. Persönlich finde ich den Namenswechsel nicht relevant in Bezug auf die Gültigkeit des Textes als Autobiographie, sondern dieser deutet vielmehr auf den Moment des Erinnerns. Mit dem Lesepublikum schließt Stägemann einen autobiographischen Pakt, da Autor, Erzähler und Figur in einer einzigen Person, Elisabeth (von Stägemann) zu identifizieren sind. Stägemann will ihren Text der Öffentlichkeit nicht als romanhaft sondern als autobiographisch zeigen. Auf der einen Seite entscheidet sie sich für Elisabeth als Namen der Protagonistin, nachdem diese in einer ersten Fassung Luise geheißen hatte, und schließt folglich den autobiographischen Pakt. Auf der anderen Seite schreibt sie einen Vorbericht – in dem sie die Erfindung Metas gesteht – damit das Publikum nicht glaubt, dass die Briefe authentisch sind, wie der Titel des Werkes, *Erinnerungen*, vermuten lässt.

(5) Ein wichtiges Kriterium für die Untersuchung der ausgewählten Texte ist die Betrachtung des Moments des Erinnerns, d.h. in welcher Etappe und mit welcher Motivation die Autobiographie verfasst wird. Obwohl die Motivation für die Niederschrift von Karschs Autobiographie aus keinem primären Bedürfnis nach Selbstreflexion und Rückschau entspringt, enthält ihr Werk einen vollständigen, interpretierenden Blick auf ihre Vergangenheit. Geht man von ihrem schweren und unglücklichen Lebensweg aus, kann man leicht verstehen, dass sie eine gewisse Freude,

eine gewisse Befriedigung darin findet, sich als Naturtalent, stilisieren zu können. Merkwürdigerweise hat Anna Louisa Karsch im hohem Alter noch zwei weitere autobiographische Texte verfasst, aber beide wiederholen praktisch die gleichen Szenen wie in den vier Briefen und hören zum gleichen Zeitpunkt auf, obwohl sie viele Jahre später entstanden sind. Die Karschin signalisiert hiermit, dass sie als das Naturtalent aus jüngeren Jahren erinnert werden will. Und – anhand von diesem sinngebenden Rückblick auf ihr eigenes Leben – beweist sie sich erneut, dass sich ihr hartes Leben gelohnt hat. Auch die Erfahrungen und Gefühle der jungen Elisa von der Recke – Lotte – werden aus der Perspektive der reif gewordenen Frau dargestellt, die nach fünfzehn Jahren ihrer Jugend und ihrem Unglück als verheiratete Frau einen Sinn geben will. In diesem Text bietet sie eine Art sozialer Rechtfertigung für ihr Scheitern als Gattin, Hausfrau und Mutter. Ganz anders Stägemann. Sie schrieb 1799, also mit 38 Jahren, die erste Fassung des Werks (daher wird sie in dieser Studie eingeschlossen, obwohl die definitive Veröffentlichung viel später zustande kam). 1804 war es abgeschlossen, 1810 wurde es wieder bearbeitet und bis zu ihren letzten Tagen hat Stägemann an die Veröffentlichung gedacht. Nennenswert dabei ist, dass sie sich in allen Fassungen auf die gleiche Lebensperiode bezieht, statt auch über weitere Erfahrungen zu erzählen. Der rückblickende, sinngebende Charakter, über den jede Autobiographie verfügen soll, ist präsent. Kurz nach ihrer zweiten Heirat hat sie sich mit der dargestellten Lebensetappe beschäftigt und in ihr einen Sinn für ihr Leben gefunden. Da ihr späteres Leben sich wegen ihres familiären Glücks und ihrer intellektuellen Anerkennung gekennzeichnet ist, war der Vorgang der Rückschau nicht wieder nötig.

(6) Als weiteres Kriterium sind den Bezügen über den soziohistorischen Kontext nachzugehen und ob diese die Haltung der Autorinnen gegenüber ihrer Umgebung schildern. In Anna Louisa Karschs Briefe finden wir Bezüge auf König Friedrich II., die aber nicht zur Rekonstruktion ihrer Zeit im historizistischen Sinne dienen, wie es der übliche Fall bei kanonischen Autobiographien von geschichtlich und gesellschaftlich relevanten Männern ist. Ihre Epoche ist die Kulisse, vor der sie ihr Leben in den Vordergrund stellt. Bei Elisa von der Recke ist die Auseinandersetzung mit der weiblichen Bestimmung zum zentralen Thema ihrer Autobiographie und insofern ist der Text sozialgesellschaftlich kontextualisiert. Sonst gibt es keine Hinweise auf den historischen Moment und ihr Text kann keineswegs zur geschichtlichen Rekonstruktion dienen. Bei Stägemann spielen die historischen Ereignisse auch keine relevante Rolle

bei der Handlung. Wichtig an der Epoche ist nur die Bestimmung zur Gattin, Hausfrau und Mutter.

(7) Das letzte Kriterium bezieht sich auf die Struktur der Texte, ob diese einer chronologischen Reihenfolge folgen und ob hinter dieser der Einfluss von anderen Gattungen – vor allem vom Roman – entdeckt werden kann. Die Briefe der Karschin werden in derselben Reihenfolge präsentiert wie sie verfasst wurden, und inhaltlich werden die Ereignisse chronologisch dargestellt. Sie schreibt sogar über die Vorgeschichte ihrer Familie und ähnelt dadurch den Aufbau der Familienchronik und des Romans, obwohl sie sich bald als Protagonistin der Erzählung stellt. Diese Vorgeschichte soll die armen Verhältnissen, aus denen sie stammt, schildern und folglich ihre Gültigkeit als Naturtalent ohne Zugang zur Bildung bestätigen. Zu diesem gleichen Zweck benutzt sie Bilder aus der Schäferdichtung, um ihre durch die Natur erreichte Begabung zu emphatisieren. Unter Berücksichtigung von Reckes Absicht zur Veröffentlichung ihrer Autobiographie und von den Grenzen des damaligen Literaturmarktes für Frauen suggeriert die Wahl der Briefform eine bewusste Anpassung an die Strukturen der erfolgreichen Briefromane von Frauen. Außerdem hat Elisa von der Recke ihre Briefe so ausgewählt (oder sogar neu geschrieben), dass sie eine fast romanhafte Geschichte bilden. Und inhaltlich wird ein literarisches Motiv der damals modischen Romane eingerückt, und zwar die Erscheinung eines Liebesdreiecks. Stägemanns Text ähnelt den damals beliebten Briefromane erst mal dadurch, dass die Antworten der Briefempfängerin – eigentlich einer Spaltung von sich selbst – auch mitenthalten sind, im Gegensatz zu Karsch und Recke. In dieser Annäherung an den Briefroman ist auch nennenswert, dass Stägemann die Identifikation der Leserin mit Elisabeth erleichtert, indem sie die Hauptfigur als ein widersprüchlicher Mensch mit Fehlern und Schwächen vorstellt. Wie es auch der Fall bei Recke war, erscheint im Laufe der Geschichte ein Liebesdreieck.

Nach der detaillierten Analyse der Werke in drei Kapiteln und nach der gerade durchgeführten Anwendung der Kriterien wurden folgende Gemeinsamkeiten als Schlussfolgerungen dieser Untersuchung gefunden:

In allen drei Werken stellen sich die Autorinnen als absolute Protagonistinnen der Handlung vor. Ihre Leben, Gefühle, Gedanken und Bestrebungen stehen im Mittelpunkt. Nennenswert ist dabei, dass in keinem von den drei Werken eine andere Stimme zu hören ist, die nicht der Autorin gehört.

Konkrete historische Ereignisse sind die Kulisse der Handlung, aber sind für die Entwicklung der Geschehen nicht von Belang. Was doch von großer Relevanz für das Leben der drei Autorinnen ist, ist die Bestimmung zur Gattin, Hausfrau und Mutter, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts den Frauen auferlegt wurde. Diese Bestimmung wird zum zentralen Thema ihrer Autobiographien.

Alle drei haben ihre Rolle als unterdrückend empfunden und suchen Auswege, um sich von ihr zu befreien oder um sich einen breiteren Aktionsraum zu schaffen. Um dies zu erreichen, benutzen sie die Briefstruktur strategisch, um den gewünschten Inhalt in einer anscheinend harmlosen Form vermitteln zu können. D.h. sie haben beim Schreiben die Veröffentlichung ihres Werks berücksichtigt und waren sich der Wichtigkeit der gesellschaftlichen Akzeptanz bewusst.

Die Beliebtheit anderer literarischen Formen in dieser Zeit – v.a. Romane bzw. Briefromane – und der Wille, dem Publikumsgeschmack im Falle einer erfolgreichen Veröffentlichung zu entsprechen, führen zu der Anwesenheit in den Werken von Merkmalen, die eigentlich für andere Gattungen charakteristisch sind.

Die Tendenz zur Literarisierung zeigt sich dadurch, dass die Autorinnen ihre dokumentierbaren Lebenswege nicht treu wiedergeben sondern eher modellieren, indem sie einige Aspekte betonen und andere verheimlichen. Durch diese Mechanismen achten sie auf das Publikum, zum einen in Bezug auf ihre gesellschaftliche Akzeptanz und zum anderen um einen attraktiven, möglichst spannenden Text anzubieten.

Diese Abweichungen in der Darstellung des eigenen Lebensweges können aber auch in Bezug auf die Autorinnen selbst verstanden werden. Primär bei einer Autobiographie ist der rückblickende Charakter, die Absicht in der eigenen Vergangenheit einen Sinn für das Leben zu finden. Und um eine gewisse Ruhe und Zufriedenheit mit sich selbst zu finden, braucht man ein Bild von sich selbst, in dem das Positive überwiegt.

Dieses rückblickende, sinngebende Verhalten als wesentliches Merkmal der Autobiographie kann dadurch nicht beeinträchtigt werden, dass der Text aus Briefen besteht. Wie gesagt, verkörpern diese drei Briefautobiographien die drei Optionen, anhand derer das möglich ist: (a) Briefe, die aus einer späteren Perspektive eine schon abgeschlossene Etappe beschreiben; (b) ein Briefwechsel als Ganzes wird aus einer späteren Perspektive betrachtet und insofern modifiziert, dass er auf die interpretatorische Notwendigkeit des gegenwärtigen Momentes antwortet; (c) oder im

Schreibmoment werden eine Reihe von Briefen geschöpft, die die Vergangenheit anhand eines interpretatorischen, sinngebenden Antriebs in der Gegenwart darstellen.

Diese Bemerkungen zur Arbeitsdefinition in Bezug auf die Briefform und die Definition von Autobiographie erweisen sich als gültig: Eine Autobiographie ist die Beschreibung des Lebens eines einzelnen Menschen durch diesen selbst, wobei Autor, Erzähler und Figur in derselben Person identifiziert sind. Diese Beschreibung findet statt an einem Zeitpunkt, an dem das eigene Leben bzw. die nacherzählte Etappe rückblickend betrachtet und als Prozess der persönlichen Bewusstwerdung dargestellt wird. Als Hauptquelle für diesen Rückblick fungiert das Gedächtnis. Von seiner für die schreibende Instanz psychologischen unbewussten Kraft ist auszugehen, d.h. Erinnerungen – mit ihren Abweichungen von der nachweisbaren Vergangenheit – sind als Prämisse zu verstehen. Eine Autobiographie ist somit keine Rekonstruktion der Vergangenheit, sondern eine interpretatorische, sinngebende Lektüre davon.

8. Resümée auf Spanisch der vorliegenden Arbeit

La elección de las autobiografías epistolares de autoras de habla alemana de la segunda mitad del siglo XVIII como materia de investigación del presente trabajo radica en la confluencia de diversos factores en esta época que me han hecho considerar que se trataba de un tema interesante sobre el que desarrollar mi tesis doctoral.

El siglo XVIII resultó ser el periodo decisivo para el establecimiento de la autobiografía como género literario y fue hacia finales del mismo cuando ésta vivió su época de esplendor, su consolidación como género y cuando recibió su denominación.

Fue determinante en ello la influencia del Pietismo, un movimiento religioso que se posicionó en contra del dogmatismo y autoritarismo de la Iglesia y a favor de la vuelta a una religiosidad sentida desde la intimidad. Pero, además de la vertiente religiosa, el Pietismo tuvo también una social, en tanto en cuanto su aparición y difusión se desarrolló en paralelo al creciente fortalecimiento de la burguesía y su toma de conciencia como clase. Esto posibilitó el inicio de una nueva fase en el desarrollo de la autobiografía gracias, principalmente, al activo uso que le daban los fieles pietistas a la escritura como método hacia el conocimiento y análisis de sí mismos. Estos textos servían, en primer término, para la reflexión sobre la propia vida, en la que tenían que buscar la voluntad y las huellas de Dios. En contraposición con estas prácticas habituales en la primera mitad del siglo XVIII, la segunda mitad se caracteriza por el desplazamiento del foco de interés desde la experiencia religiosa hacia lo mundano. Es hacia mitad de siglo cuando la autobiografía está en situación de poder describir e interpretar un camino vital sin tener que apoyarse en lo espiritual. Es digno de mención que la importancia de la mujer en el mundo pietista no sólo se limitaba a la producción de testimonios autobiográficos, sino que también desempeñaban un papel destacado en su jerarquía.

En la segunda mitad del siglo XVIII, el proceso de toma de la propia conciencia individual recibe un espaldarazo fundamental como consecuencia de la Ilustración. Este cambio en la historia del pensamiento conduce a que el ser humano busque la definición de sí mismo no tanto en el contexto social sino, principalmente, en sí mismo.

Mientras que la autobiografía todavía no es un género reconocido como tal, durante la primera mitad del siglo XVIII se despierta la conciencia de la autobiografía como género literario autónomo en contraposición al género ya consolidado de la

biografía. La progresiva literarización de la autobiografía se manifiesta, entre otros, en el acercamiento de los testimonios autorreferenciales a otros géneros ya existentes, principalmente a la novela.

El género epistolar vive también en la segunda mitad del siglo XVIII un periodo de esplendor, principalmente gracias a los escritos de Gellert sobre teoría epistolar de los años 1742 y 1751. Christian Fürchtegott Gellert, que llegó a ser calificado como el “padre de la carta en alemán”, se posicionó por un cambio de los antiguos principios de brevedad, orden, claridad, delicadeza y costumbre por los más recientes de adecuación, naturalidad, viveza e individualidad. Las mujeres personifican el concepto antinormativo de Gellert sobre la escritura de cartas. Su constructo de feminidad juega un papel decisivo en el desarrollo de la – hasta ahora deficiente – carta en lengua alemana y en el proceso de literarización de la misma en el siglo XVIII. Para el presente estudio resulta relevante la reflexión acerca de en qué medida la importancia de la correspondencia epistolar abre a las mujeres el camino hacia la escritura y de qué circunstancias contribuyeron a fomentar la escritura de cartas en la segunda mitad del siglo.

El Pietismo favoreció, en consonancia con los principios de la Ilustración, la difusión de la enseñanza así como la utilización de ciertas formas de escritura para la autorrepresentación, como la correspondencia, los diarios y otros testimonios autobiográficos.

La segunda tendencia que possibilitó el auge de la escritura epistolar en el siglo XVIII, principalmente en su segunda mitad, fue una nueva corriente filosófica que puso el acento sobre los sentimientos: se habla de Sentimentalismo (*Empfindsamkeit*). Las obras redactadas por mujeres en las que tratan sus experiencias personales se consideran ejemplares dentro de los géneros autobiográficos, como la carta y el diario. Otro espacio vacío en el que las mujeres podían desarrollarse como escritoras fue la novela, un género nuevo y, consecuentemente, poco reconocido que trataba principalmente asuntos domésticos o relacionados con los sentimientos.

Por medio de estas tendencias descritas, la escritura epistolar se convirtió en un ámbito intelectual en el que las mujeres fueron desempeñando progresivamente un papel cada vez más importante y en el que encontraron un espacio para la plasmación de sus sentimientos. Esta “feminización” del género epistolar puede basarse en dos pilares. Por una parte, siguiendo el pensamiento de Gellert, las mujeres están predestinadas para

la redacción de cartas. Su sentido natural de armonía e instinto para una presentación adecuada también se hacía palpable en sus misivas. Por otra parte, las cartas deberían servir como instrumento transmisor de la ideología de género burguesa. De las cartas aprendían el comportamiento esperable específico de su género y, a su vez, lo transmitían y divulgaban en sus propias misivas.

En este punto se hace necesario indagar en qué imagen de la mujer se difundía en esta época como socialmente adecuada. El máximo exponente de la corriente mayoritaria fue Jean Jacques Rousseau, quien partía de la base de que la mujer había sido creada para complacer al hombre y para subordinarse. Contra esta corriente principal también hubo voces críticas como las de Amalia Holst, Theodor Gottlieb von Hippel o Mary Wollstonecraft, que sin embargo no tuvieron excesivo eco en su época y que fueron redescubiertas posteriormente por el feminismo. El pensamiento de Johann Heinrich Campe hizo posibles nuevas opciones para el desarrollo de las mujeres y para su educación sin llegar a contradecir directamente las convenciones establecidas. Recomendaba a las mujeres subordinación y abnegación en el matrimonio, lo que sin embargo podía conducir a una potencial mejora de su situación y a la asunción de nuevas competencias pedagógicas como difundió, entre otros, Sophie von La Roche en su revista para mujeres *Pomona*. Ella se refería a tres distintos niveles en los que la educación desempeñaba un papel relevante. En primer lugar, una esposa debe estar en disposición de mantener una conversación inteligente con su marido. En segundo lugar, la adquisición de conocimientos es necesaria para administrar correctamente la economía doméstica. Y en tercer lugar, la madre tiene un papel importantísimo como figura capaz de crear vida y de encargarse de la educación. Con esta división en tres niveles logra suavizar el conflicto entre las inquietudes intelectuales de las mujeres y la pretensión social de que se limiten a las tareas de ama de casa, esposa y madre.

El estudio detallado de las teorías literarias sobre los géneros autobiográfico y epistolar ha desembocado en las siguientes conclusiones:

Por un lado, la autobiografía es tradicionalmente una forma de escritura masculina, puesto que en las autobiografías encontramos los testimonios autorreferenciales de aquellas personalidades, cuyo papel público ha contribuido al desarrollo social e histórico. Por este motivo, para la mujeres del siglo XVIII se hizo

necesario desarrollar estrategias para poder plasmar negro sobre blanco la conciencia de su propia valía sin poner en riesgo su posición y aceptación social.

Por otro lado, la exposición del desarrollo de la escritura epistolar con su momento culminante en el siglo XVIII tardío ha mostrado cómo este género les permitió a las mujeres abrir las puertas de la escritura. En este orden de cosas, no hay que olvidar que el reconocimiento de que la carta era un género para el que las mujeres estaban mejor dotadas por naturaleza propició una ocasión para poder escribir, pero al mismo tiempo les supuso también una limitación, puesto que se les cerró el acceso a otros géneros.

La combinación de los dos aspectos expuestos confluye y da origen a la autobiografía epistolar. Puesto que tanto la lectura como la escritura de una carta tiene una limitación temporal y permite ser interrumpida y retomada en cualquier momento, la carta parece el medio adecuado para llevar una vida social e intelectualmente activa sin enfrentarse al rol asignado de ama de casa, esposa y madre. El punto de partida de esta investigación es el pensamiento de que las mujeres que quieren escribir su autobiografía se apropian de la forma de la carta para transmitir el contenido deseado sin poner en riesgo la apariencia de humildad y de restricción a la esfera privada.

La discusión acerca de la elección del formato epistolar para la narración de autobiografías la inició Kay Goodman, quien propuso el término de *Briefautobiographie* (autobiografía epistolar). En el año 1988, Goodman afirmó: “As far as I am aware, epistolary autobiography is unique to women.”¹ Y un año después publicó la siguiente reflexión: “Wie sollen Frauen, die sich nicht öffentlich zeigen dürfen, ihr Leben öffentlich erzählen? [...] Tatsächlich scheint die Briefautobiographie (zum Teil mit ausgeprägt romanhaften Zügen) eine den Frauen eigentümliche Form zu sein.”² Ortrun Niethammer siguió trabajando en esta dirección y manifestó en el año 2000: “Insgesamt lässt sich feststellen, daß die Frauen – im Gegensatz zu den männlichen Kollegen – die reale oder fiktive Briefform gegen Ende des 18.

¹ “En la medida en que soy conocedora, la autobiografía epistolar es exclusiva de las mujeres.” Goodman, Katherine R. “Elisabeth to Meta: Epistolary Autobiography and the Postulation of the Self”. En: Brodzki, Bella y Celeste Schenck (eds.). *Life/Lines: Theorizing Women's Autobiography*. Ithaca: Cornell University Press, 1988, p. 317.

² “¿Cómo deben contar su vida públicamente las mujeres, que no podían mostrarse públicamente? [...] De hecho, la autobiografía epistolar (en parte con características marcadamente novelescas) parece ser una forma propia de las mujeres.” Goodman, Kay. “Weibliche Autobiographien”. En: Gnüg, Hiltrud y Renate Möhrmann (eds.). *Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Frankfurt: Suhrkamp, 1989, pp. 291-294.

Jahrhunderts in ihren Autobiographien bevorzugen.”³ Los pensamientos de Goodman se quedan en el ámbito de la suposición y el argumento de Niethammer se basa en la consideración de Günter Niggel de que a finales del siglo XVIII no habría autobiografías epistolares de autores masculinos, puesto que éstos tenderían a plasmar sus vivencias o bien en un formato más culto o bien en uno de tono aventurero, por lo que se preferirían géneros prosísticos. La obra de Niethammer trata en términos generales sobre la autobiografía, por lo que deja sin resolver lo específicamente femenino de la autobiografía epistolar, según lo había iniciado Goodman una década antes. Éste era el estado de la cuestión en la teoría literaria sobre la relación entre autobiografía epistolar y autoría femenina antes del inicio de mi investigación. Confirmar esta relación constituye mi punto de partida.

El primer capítulo ofrece una visión general de la teoría sobre el género de la autobiografía desde una perspectiva triple. En el primer apartado se plasma el desarrollo histórico desde los inicios hasta la consolidación del género. Este aspecto resulta especialmente relevante en el marco de la presente investigación, puesto que los textos seleccionados para ser analizados – y que hoy en día se considerarían incuestionablemente autobiográficos – pertenecen a una época en la que el género de la autobiografía todavía no estaba consolidado. Por decirlo de algún modo, aquí se explora la “autobiografía antes de la autobiografía”. El objetivo de esta primera descripción es la contextualización del corpus de textos en un tiempo de intensos cambios que contribuyeron a su culminación. En una segunda fase se plasman las teorías literarias sobre la autobiografía que se convirtieron en el canon para el género. En su práctica totalidad fueron desarrolladas por hombres y se refieren principalmente a textos de autoría masculina. Con este apartado del capítulo se pretende fijar términos que puedan ser aplicados de manera general al análisis de cualquier autobiografía y descubrir cuáles, por el contrario, no son aplicables en esta investigación por excluir la perspectiva femenina. En tercer lugar, en oposición a estas teorías canónicas, se muestran las teorías feministas sobre la autobiografía, que son útiles en el marco de esta investigación aunque, a menudo, resultan insuficientes o imprecisas. Del trabajo

³ “En líneas generales puede determinarse que las mujeres – en contraposición con los colegas masculinos – hacia finales del siglo XVIII prefieren la forma epistolar real o ficticia para sus autobiografías.” Niethammer, Ortrun. *Autobiographien von Frauen im 18. Jahrhundert*. Tübingen: Francke, 2000, p. 93.

pormenorizado con el aparato teórico surgen mis propias reflexiones críticas acerca de los principales conceptos presentados.

Además, este capítulo ofrece una descripción teórica del género epistolar, en primer lugar sobre su desarrollo histórico, a continuación sobre la feminización de la escritura de cartas en el siglo XVIII y, por último, sobre la forma híbrida de la autobiografía epistolar.

Tras haber estudiado intensivamente y haber observado desde un prisma crítico las posturas de diferentes teóricos de la literatura sobre autobiografía y escritura epistolar, conformé mi propia definición: Una autobiografía es la descripción de la vida de un ser humano llevada a cabo por él mismo, de tal manera que autor, narrador y personaje se identifican en una misma persona. Esta descripción tiene lugar en un momento, desde el que se observa la propia vida, o al menos el periodo narrado, de manera retrospectiva y que se muestra como un proceso de toma de conciencia personal. Como fuente principal de esa mirada hacia atrás se encuentra la memoria. Para ello hay que partir de una fuerza psicológica inconsciente para la instancia que escribe, esto es que los recuerdos son la premisa, aun con sus desviaciones respecto de lo demostrablemente sucedido. Una autobiografía tampoco es una reconstrucción del pasado sino una lectura que interpreta y da sentido al mismo. Las autobiografías epistolares también deben disponer de esa distancia respecto de lo acontecido para poderlo dotar de significado. De lo contrario no estaríamos hablando de la categoría de autobiografía epistolar sino meramente de una carta o una correspondencia. Atendiendo a esta reflexión sólo pueden considerarse autobiografías epistolares: (a) aquellas cartas que describen una etapa ya cerrada desde un punto cronológico posterior; (b) una correspondencia como conjunto es observada desde la perspectiva de un momento posterior y modificada de tal manera que responda a las necesidades interpretativas de ese último momento; (c) o en el momento de la escritura se crean una serie de cartas que exponen el pasado en base al impulso interpretativo y dotador de sentido del presente.

Los tres textos que componen el corpus de esta investigación reflejan estos tres casos, por lo que fueron escogidos para un análisis detallado. El segundo y el tercer capítulo sirven a modo de contextualización para los textos del corpus. El segundo capítulo se ocupa de las autobiografías de otras autoras en lengua alemana de la segunda mitad del siglo XVIII como Friderika Baldinger, Angelika Rosa, Johanna Isabella

Eleonora von Wallenrodt, Sophie von La Roche, Friderike Brun y Charlotte von Einem. En este capítulo también se ahonda en el origen del interés de la teoría literaria por las autobiografías de mujeres en el ámbito germanoparlante, en cuáles fueron las predecesoras de la autobiografía alemana de mujeres y en las características de ésta en la segunda mitad del siglo XVIII. El tercer capítulo muestra la situación de la mujer en el contexto sociocultural también de la segunda mitad del XVIII. Aunque la tendencia imperante en el época era la determinación de la mujer para desempeñar las funciones de esposa, ama de casa y madre, también hubo otras que concedieron cierto margen para el desarrollo intelectual de las mujeres. Es por ello que en este capítulo se trata también el acceso a la educación de niñas y mujeres en escuelas o a través de institutrices, así como el papel educativo de las revistas femeninas.

Los capítulos cuarto, quinto y sexto de este trabajo incluyen los análisis detallados de los tres textos del corpus, las autobiografías epistolares de Anna Louisa Karsch, Elisa von der Recke y Elisabeth von Stägemann.

Como primera obra a analizar se seleccionaron las cuatro cartas autobiográficas de Anna Louisa Karsch (1722-1791) dirigidas a J.G. Sulzer. No se conoce que hubiera correspondencia entre ambos más allá de las cuatro cartas que aquí se tratan. Sulzer buscaba alguien con quien ejemplificar su teoría del talento natural y encontró a Karsch por mediación de J.W.L. Gleim. Quería publicar las *Auserlesene Gedichte* de la Karschin y le pidió a ésta que le narrara su vida, de tal modo que él pudiera utilizar algunos pasajes para el prólogo. Como respuesta a esta petición, Sulzer recibió estas cuatro cartas, de las cuales tres están fechadas en el otoño de 1761 y la última, en septiembre de 1762.

En líneas generales puede decirse de la autobiografía de Anna Louisa Karsch que la elección de la forma epistolar puede calificarse de estratégica atendiendo a estos dos aspectos: Anna Louisa Karsch, inculta y pobre, escribe sobre sí misma a un reconocido filósofo y pedagogo, ante el cual ella debe mostrar su talento procedente de la naturaleza. Escribe, sin embargo, utilizando un género que se limita a la esfera íntima y privada. La utilización de otro género para plasmar sus vivencias podría haber sido interpretado por éste como una desvergüenza. Por otra parte, Karsch partió a la hora de redactar su autobiografía del hecho que ésta iba a ser presentada de alguna manera ante la opinión pública en el prólogo a sus *Auserlesene Gedichte*. Esta colección de poemas

debía abrirle las puertas de la sociedad berlinesa y su aceptación como figura literaria dependía del favor y el gusto del público. Por este motivo, Karsch elige de manera deliberada el género de la carta: todo se trataría de la comunicación privada entre amigos, lo que no pondría en cuestión el sostenimiento de las convenciones sociales relativas a la mujer. La elección del género epistolar es, consecuentemente, una decisión consciente de la autora para protegerse de la crítica del público. Se trata, por tanto, de una estrategia para mostrar un contenido no aceptado en un formato aceptado.

La segunda obra del corpus es *Herzensgeschichten einer baltischen Edelfrau* de Elisa von der Recke (1754-1833). De Anna Louisa Karsch la separa su origen social, pero ambas fueron mujeres poco convencionales para su tiempo. Después de su divorcio, Elisa von der Recke se convirtió en una conocida poetisa, que desempeñó un papel político relevante en la corte. El texto se compone de dos partes: Las *Erinnerungen* (recuerdos) muestran la vida de Recke desde su nacimiento hasta 1771 y las *Briefe* (cartas) de los años 1771 hasta 1778 son la continuación de la primera parte. La propia autora cuenta de la siguiente manera cómo se gestó la colección de cartas que conforman el texto: Ella misma habría dado las cartas a su amiga Karoline Stoltz para que las custodiara como documentos sobre su vida. Ésta, que trabajaba como institutriz de su hermana menor en la casa familiar, se presenta como la destinataria principal. En 1793, Elisa visita la casa de su amiga y encuentra las cartas, las relee, quema buena parte de ellas y copia las restantes. El manuscrito resultante constituye la colección de cartas que nos llega.

La sola división temática confirma que la utilización del formato epistolar en autobiografías posee un carácter estratégico para crear un marco de verosimilitud y para poder contar su historia de la manera más libre posible. En las *Erinnerungen* se cuenta el periodo de su nacimiento (incluyendo una breve prehistoria familiar) e infancia hasta su boda con Georg von der Recke, una etapa que Elisa vive feliz y sin manifestar confrontación contra las normas sociales establecidas. El verdadero objeto de estudio para este trabajo son las cartas. Pero la lectura de la primera parte resulta fundamental para contextualizarlas cronológicamente y para conocer más de cerca la personalidad de Elisa. La forma epistolar se torna fundamental cuando el contenido contradice las convenciones sociales de la época, puesto que en las *Briefe* aparece la discusión problemática y crítica con el papel de esposa, ama de casa y madre. Elisa von der Recke debió de ser consciente de que la misma crítica contra las convenciones sociales en otro

formato, por ejemplo a modo de ensayo, podría haberse interpretado como una exigencia inaceptable por su parte. Por el contrario, las cartas son un género específicamente femenino según el planteamiento de Gellert, de tal manera que ningún autor o intelectual masculino podría sentirse desafiado por la publicación de las mismas. Por otra parte, la escritura epistolar pertenece a la esfera privada e íntima, por lo que las manifestaciones de Elisa no pueden considerarse una generalización o un cuestionamiento de los principios patriarcales, sino como una narración a una íntima amiga sobre una experiencia concreta de su vida.

En tercer y último lugar se analiza la autobiografía epistolar de Elisabeth von Stägemann (1761-1835) *Erinnerungen für edle Frauen*. Como hija de una acomodada familia de comerciantes, vivió una infancia feliz hasta que, con 19 años, tuvo que contraer matrimonio de conveniencia con el funcionario de justicia prusiano Graun. Pronto fue madre de dos hijos pero la relación con su marido era tan distante que en 1787 decidió quedarse a vivir con sus hijos en casa de su madre y, por tanto, separada de su marido cuando éste fue trasladado a Berlín por motivos profesionales. Durante este tiempo de separación de hecho, aunque no legal, ella se convirtió en el centro de un círculo social y cultural de Königsberg. En 1795 se trasladó a Berlín con su marido, poco después obtuvo el divorcio oficial y en septiembre de 1796 contrajo segundas nupcias con Friedrich August von Stägemann. Todo lo contrario que en su primer matrimonio, en esta segunda ocasión se trató de una boda por amor. Ambos cónyuges se entendían bien, él fomentó el talento artístico de su mujer y compartió con ella su interés por la literatura. De este matrimonio nacieron dos hijos más.

Erinnerungen für edle Frauen es la correspondencia ficticia entre dos amigas: Elisabeth, que encarna la emoción, y Meta, la razón. La correspondencia comienza cuando Elisabeth debe separarse de su madre y de su amiga para trasladarse a la casa de su padre, puesto que ambos progenitores viven separados. Meta se encuentra próxima a su boda con su prometido desde hace años. Cuando muere su madre, Elisabeth accede a contraer matrimonio con el hombre elegido por su padre, aunque ella ni lo ama ni lo valora. Tienen una hija que fallece pronto. La posterior muerte de su marido le permite retomar sus intereses y el contacto con sus amigos. Un noble se enamora de ella y pronto su relación se convierte en objeto de rumores. Ella rechaza su proposición. Su amiga Meta, que ya es madre de varios hijos, le aconseja volver a contraer matrimonio lo antes posible. Gerson, primo de Meta, ama a Elisabeth desde hace tiempo, pero para

ella es sólo un amigo, aunque finalmente accede a sus proposiciones y forman un matrimonio feliz.

Acerca de la elección de la forma epistolar para la autobiografía de Stägemann cabe destacar que el desdoblamiento de la autora en dos personajes – de hecho, en el prólogo reconoce que Meta es un producto de su imaginación – permite desarrollar ese diálogo acerca de las ventajas e inconvenientes de las convenciones sociales sobre el papel de la mujer. Ese diálogo, principalmente en la segunda parte de la obra, no puede entenderse meramente como un diálogo consigo misma, sino como una rebelión contra las convenciones representadas por Meta. El final de la obra se muestra como una reconciliación con la sociedad, lo que posibilita o facilita la publicación de la obra, puesto que la crítica al papel asignado socialmente a la mujer aparentemente no trasciende la esfera privada de las cartas entre dos amigas. Sin embargo – independientemente de que el final muestra cierto arrepentimiento por el “peligroso rodeo” recorrido – lo escrito ya no puede ser retirado. Ese camino se califica de peligroso pero, de algún modo, Stägemann está animando a las nobles mujeres a las que dedica su obra a que también lo recorran, para después poder desempeñar de manera más laxa las funciones atribuidas a la mujer junto al hombre que ellas hayan elegido libremente.

El séptimo capítulo incluye las conclusiones del presente trabajo, en el que se aplican los criterios a las tres obras seleccionadas. Éstos se refieren a los siguientes aspectos: (1) la posición que ocupa la autobiógrafa dentro de la narración, (2) la conciencia de la autora como sujeto específicamente femenino, (3) el papel del lector, (4) el cierre de un pacto autobiográfico según el término acuñado por Philippe Lejeune, (5) el momento y la motivación del recuerdo, (6) referencias al contexto sociohistórico y (7) la estructura del texto. De la aplicación de dichos criterios a las tres obras, se extraen las siguientes similitudes:

En las tres obras, las autoras se colocan como protagonistas absolutas de la trama. Sus vidas, sentimientos, pensamientos y anhelos se sitúan en el centro de la misma. Digno de mención es que en ninguna de las tres obras se oye ninguna voz aparte de la de la autobiógrafa.

Ciertos hechos históricos concretos son el escenario de fondo para la acción pero no son significativos para el desarrollo de la trama. Lo que sí resulta de gran relevancia para la vida de las tres autoras es la imposición hacia la mujer característica de la

segunda mitad del siglo XVIII, según la cual debían ser esposas, amas de casa y madres. La imposición de estas funciones se convierte en tema central de sus autobiografías.

Las tres sintieron la asunción de estas funciones como un acto de subordinación y buscaron escapatorias bien para liberarse de ellas o bien para conseguirse un campo de actuación más amplio.

Para poder conseguirlo, utilizaron la estructura epistolar de manera estratégica, de tal modo que se pudiera transmitir el contenido deseado con un formato aparentemente inofensivo. Es decir, al escribir sus autobiografías tuvieron en cuenta la posibilidad de que su obra fuera publicada y eran conscientes de la importancia de la aceptación por parte de la opinión pública.

La popularidad de otras formas literarias en aquella época, principalmente de novelas y novelas epistolares, y la voluntad de corresponder al gusto de los lectores en caso de ser publicadas conducen a que en sus obras estén presentes características habitualmente atribuidas a otros géneros.

La tendencia hacia la literarización también se demuestra con el hecho de que las autoras no transmiten sus experiencias vitales de manera fidedigna según lo documentable, sino que más bien las modelan enfatizando algunos aspectos y ocultando otros. A través de estos mecanismos muestran que prestan atención al público, por un lado para conseguir la aceptación social y por otro lado para ofrecer un texto atractivo e interesante.

Estas desviaciones en la manera de presentar su vida pueden, además, entenderse en referencia a la propia autora, independientemente de la influencia del lector. Es característica fundamental de una autobiografía el carácter retrospectivo, la intención de encontrar en el propio pasado un sentido para la vida. Y para poder alcanzar cierta paz y satisfacción consigo mismo, se necesita una imagen de uno mismo en la que prevalezca lo positivo.

Tras el análisis pormenorizado de los textos del corpus, puede confirmarse a modo de conclusión absoluta que queda confirmada la afirmación que servía como punto de partida a esta investigación: en el ámbito de la lengua alemana de la segunda mitad del siglo XVIII, la autobiografía epistolar es un subgénero de la autobiografía específicamente femenino.

9. Bibliographie

9.1. Primärliteratur

Baldinger, Friderika. *Lebensbeschreibung von Friderika Baldinger von ihr selbst verfasst*. Herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von Sophie, Wittwe von La Roche. Offenbach: bei Ulrich Weiß und Carl Ludwig Brede, 1791.

<http://sophie.byu.edu/sites/default/files/editor_uploadsfile/texts/BaldingerFriderike/Baldinger_Lebensbeschreibung.pdf> (letzter Zugriff: 27.06.2015)

Brun, Friederike. *Wahrheit aus Morgenträumen*. Aarau: bei Heinrich Remigius Sauerländer, 1824.

<<http://sophie.byu.edu/node/3444>> (letzter Zugriff: 27.06.2015)

Einem, Charlotte von. „Jugendgeschichte“. In: Heuser, Magdalene, Ortrun Niethammer, Marion Roitzheim-Eisfeld und Petra Wulbusch (Hrsg.). *„Ich wünschte so gar gelehrt zu werden“: Drei Autobiographien von Frauen des 18. Jahrhunderts*. Göttingen: Wallstein, 1994, S. 25-62.

Gellert, Christian Fürchtegott. *Leben der schwedischen Gräfin von G****. Stuttgart: Reclam, 1968 (1997).

Gottsched, Luise Adelgunde Victorie. *„Mit der Feder in der Hand“*. Briefe aus den Jahren 1730-1762. Hrsg. Inka Kording. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1999.

Karsch, Anna Luise. *Herzgedanken: Das Leben der „deutschen Sappho“ von ihr selbst erzählt*. Hrsg. Barbara Beuys. Frankfurt: Societaets-Verlag, 1981.

Karschin, Anna Louisa. *Gedichte und Lebenszeugnisse*. Herausgegeben von Alfred Anger. Stuttgart: Reclam, 1987.

Karschin, Anna Luise. „Vorläufige Lebensbeschreibung der Dichterin Anna Luise Karschin, geb. Dürbach“. In: Jördens, Karl Heinrich (Hrsg.). *Berlinischer Musenalmanach für 1792*. Berlin: bei Karl Matzdorff, 1792, S. 163-173.

Karschin, Louise. *Auserlesene Gedichte*. Herausgegeben von Johann Wilhelm Gleim mit einer Vorrede von Johann Georg Sulzer. Berlin: bey Georg Ludwig Winter, 1764.

<<http://sophie.byu.edu/texts/auserlesene-gedichte-poetry-collection-1764>> (letzter Zugriff: 27.06.2015)

- La Roche, Sophie von. *Geschichte des Fräuleins von Sternheim*. 2 Bände. Leipzig: Weidmanns Erben und Reich, 1771 (Hrsg. Barbara Becker-Cantarino. Stuttgart: Reclam, 1983 (2000)).
- La Roche, Sophie von. *Mein Schreibetisch*. 2 Bände. Leipzig: Gräff, 1799 (Hrsg. Barbara Becker-Cantarino. Karben/Frankfurt: Petra Wald Verlag, 1997).
<<http://sophie.byu.edu/texts/mein-schreibtisch-volumes-1-2>> (letzter Zugriff: 27.06.2015)
- La Roche, Sophie von. *Melusinens-Sommerabende*. Hrsg. Christoph Martin Wieland. Halle: Societäts-Buch- und Kunsthandlung, 1806.
<<http://sophie.byu.edu/texts/melusinens-sommer-abende>> (letzter Zugriff: 27.06.2015)
- Recke, Elisa von der. *Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendtagen*. Hrsg. Paul Rachel. Leipzig: Dieterich'sche Verlags-Buchhandlung, 1900.
- Recke, Elisa von der. *Herzens-Geschichten einer baltischen Edelfrau. Erinnerungen und Briefe*. Stuttgart: Robert Lutz, 1921.
<<http://sophie.byu.edu/node/3562>> (letzter Zugriff: 27.06.2015)
- Rosa, Angelika. „Lebensschicksale einer deutschen Frau im 18. Jahrhundert in eigenhändigen Briefen“. In: Heuser, Magdalene, Ortrun Niethammer, Marion Roitzheim-Eisfeld und Petra Wulbusch (Hrsg.). *„Ich wünschte so gar gelehrt zu werden“: Drei Autobiographien von Frauen des 18. Jahrhunderts*. Göttingen: Wallstein, 1994, S. 63-179.
- Stägemann, Elisabeth von. *Erinnerungen für edle Frauen. Nebst Lebensnachrichten über die Verfasserin und einem Anhang von Briefen*. Hrsg. Wilhelm Dorow. 2 Bände. Leipzig: J. C. Hinrichs, 1846.
<<http://gdz.sub.uni-goettingen.de/dms/load/toc/?PPN=PPN312746792>> (letzter Zugriff: 27.06.2015)
- Wallenrodt, Johanna Isabella Eleonora von. *Das Leben der Frau von Wallenrodt in Briefen an einen Freund. Ein Beitrag zur Seelenkunde und Weltkenntniß*. Band 1 mit dem Porträt der Verfasserin nach der Jugend. Band 2 mit dem Porträt der Verfasserin, itzt als Wittwe. Leipzig, 1797.

9.2. Sekundärliteratur

9.2.1. Theoretischer Apparat

- Aichinger, Ingrid. „Probleme der Autobiographie als Sprachkunstwerk“. In: Niggli, Günter (Hrsg.). *Die Autobiographie: zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998, S. 170-199.
- Anderegg, Johannes. *Schreibe mir oft! Zum Medium Brief zwischen 1750 und 1830*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2001.
- Anton, Annette. *Authentizität als Fiktion. Briefkultur im 18. und 19. Jahrhundert*. Stuttgart: Metzler, 1995.
- Araújo, Nara. „La autobiografía femenina, ¿un género diferente?“. In: *Debate Feminista* 8.15 (1997), S. 72-84.
- Arriaga Flórez, Mercedes. *Mi amor, mi juez. Alteridad autobiográfica femenina*. Rubí (Barcelona): Anthropos, 2001.
- Arto-Haumacher, Rafael. *Gellerts Briefpraxis und Brieflehre. Der Anfang einer neuen Briefkultur*. Wiesbaden: DUV, 1995.
- Babka, Anna. „Die (autobiographische) Provokation der Genres. Geschlecht und Gattung rhetorisch verfasst“. In: Hof, Renate (Hrsg.). *Inszenierte Erfahrung. Gender und Genre in Tagebuch, Autobiographie, Essay*. Tübingen: Stauffenburg, 2008, S. 39-60.
- Becker-Cantarino, Barbara. „Leben als Text. Briefe als Ausdrucks- und Verständigungsmittel in der Briefkultur und Literatur des 18. Jahrhunderts“. In: Gnüg, Hiltrud und Renate Möhrmann (Hrsg.). *Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Frankfurt: Suhrkamp, 1989, S. 83-103.
- Benstock, Shari (Hrsg.). *The Private Self. Theory and Practice of Women's Autobiographical Writings*. Chapel Hill & London: The University of North Carolina, 1988.
- Bluhm, Lothar und Andreas Meier (Hrsg.). *Der Brief in Klassik und Romantik. Aktuelle Probleme der Briefedition*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 1993.
- Bruss, Elizabeth. „Actos literarios“. In: Loureiro, Ángel G. (Hrsg.). *La autobiografía y sus problemas teóricos: estudios e investigación documental*. Barcelona: Anthropos, 1991, S. 62-79.

- Bruss, Elizabeth W. „Die Autobiographie als literarischer Akt“. In: Niggel, Günter (Hrsg.). *Die Autobiographie: zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998, S. 258-279.
- Bürger, Christa. „Methodengeschichte (auto-)biographisch: Von der Ideologiekritik zur feministischen Literaturwissenschaft“. In: *Querelles* 6 (2001), S. 177-189.
- Burke, Peter. „Historicizing the self, 1770-1830“. In: Baggerman, Arianne et al. (Hrsg.). *Controlling time and shaping the self. Developments in autobiographical writing since the sixteenth century*. Leiden: Brill, 2011, S. 13-32.
- Clauss, Elke. *Liebeskunst. Der Liebesbrief im 18. Jahrhundert*. Stuttgart: Metzler, 1993.
- Cosslett, Tess, Celia Lury und Penny Summerfield. „Introduction“. In: Cosslett, Tess, Celia Lury und Penny Summerfield (Hrsg.). *Feminism and Autobiography. Texts, Theories, Methods*. London & New York: Routledge, 2001, S. 1-21.
- Dilthey, Wilhelm. „Das Erleben und die Selbstbiographie“. In: Niggel, Günter (Hrsg.). *Die Autobiographie: zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998, S. 21-32.
- Eakin, Paul John. *Fictions in Autobiography. Studies in the Art of Self-Invention*. Princeton: Princeton University Press, 1988.
- Eakin, Paul John. „Autoinención en la autobiografía: el momento del lenguaje“. In: Loureiro, Ángel G. (Hrsg.). *La autobiografía y sus problemas teóricos: estudios e investigación documental*. Barcelona: Anthropos, 1991, S. 79-93.
- Eakin, Paul John. *En contacto con el mundo. Autobiografía y realidad*. Madrid: Megazul-Endymion, 1994.
- Ebrecht, Angelika, Regina Nörtemann und Herta Schwarz (Hrsg.). *Brieftheorie des 18. Jahrhunderts. Texte, Kommentare, Essays*. Stuttgart: Metzler, 1990.
- Esselborn, Hans. „Erschriebene Individualität und Karriere in der Autobiographie des 18. Jahrhunderts“. In: *Wirkendes Wort* 46.2 (1996), S. 193-210.
- Finck, Almut. „Subjektbegriff und Autorschaft: Zur Theorie und Geschichte der Autobiographie“. In: Pechlivanos, Miltos et al. (Hrsg.). *Einführung in die Literaturwissenschaft*. Stuttgart: Metzler, 1995, S. 285-294.
- Fortunati, Vita und Gabriella Morisco (Hrsg.). *The Representation of the Self in Women's Autobiography*. Bologna: Erasmus Publications, 1993.
- Frangk, Fabian. *Ein Cantzley und Titel buechlin*. Wittenberg, 1531. Nachdruck Hildesheim, 1979.

- French, Loreley. *German Women as Letter Writers: 1750-1850*. London: Associated University Presses, 1996.
- Frerichs, Petra. *Bürgerliche Autobiographie und proletarische Selbstdarstellung*. Frankfurt/Main: Haag + Herchen, 1979.
- Glagau, Hans. „Das romanhafte Element der modernen Selbstbiographie im Urteil des Historikers“. In: Niggel, Günter (Hrsg.). *Die Autobiographie: zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998, S. 33-54.
- Gusdorf, Georges. „Condiciones y límites de la autobiografía“. In: Loureiro, Ángel G. (Hrsg.). *La autobiografía y sus problemas teóricos: estudios e investigación documental*. Barcelona: Anthropos, 1991, S. 9-18.
- Gusdorf, George. „Voraussetzungen und Grenzen der Autobiographie“. In: Niggel, Günter (Hrsg.). *Die Autobiographie: zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998, S. 121-147.
- Heilbrun, Carolyn G. „No-autobiografías de mujeres ‚privilegiadas‘: Inglaterra y América del Norte“. In: Loureiro, Ángel G. (Hrsg.). *La autobiografía y sus problemas teóricos: estudios e investigación documental*. Barcelona: Anthropos, 1991, S. 106-112.
- Hentschel, Uwe. „‚Briefe sind Spiegel der Seelen.‘ Epistolare Briefkultur des 18. Jahrhunderts zwischen Privatheit und Öffentlichkeit“. In: *Lessing Yearbook* 33 (2001), S. 183-200.
- Hilmes, Carola. *Das inventarische und das inventorische Ich: Grenzfälle des Autobiographischen*. Heidelberg: Winter, 2000.
- Hoffmann, Christian. *Die Konstitution der Ich-Welt. Untersuchung zum Strukturzusammenhang von persönlicher Identität und autobiographischem Schreiben*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2000.
- Holdenried, Michaela. *Autobiographie*. Stuttgart: Reclam, 2000.
- Jaeger, Michael. *Autobiographie und Geschichte: Wilhelm Dilthey, Georg Misch, Karl Löwith, Gottfried Benn, Alfred Döblin*. Stuttgart: Metzler, 1995.
- Jelinek, Estelle C. „Introduction: Women’s Autobiography in the Male Tradition“. In: Jelinek, Estelle C. (Hrsg.). *Women’s Autobiography. Essays in Criticism*. Bloomington: Indiana University Press, 1980, S. 1-20.
- Jelinek, Estelle C. *The Tradition of Women’s Autobiography: From Antiquity to the Present*. Boston: Twayne Publishers, 1986.

- Jung, Werner. „Zur Reform des deutschen Briefstils im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zu C.F. Gellerts Epistolographie“. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 114 (1995), S. 481-498.
- Kohan, Silvia Adela. *De la autobiografía a la ficción. Entre la escritura autobiográfica y la novela*. Barcelona: Grafein Ediciones, 2000.
- Kordics, Noémi. „Identitätsfindung und Gedächtnis in der Autobiographie“. In: Puchianu, Carmen Elisabeth (Hrsg.). *Erinnern und Vergessen*. Kronstadt: Aldus, 2009, S. 96-105.
- Lejeune, Philippe. *El pacto autobiográfico y otros estudios*. Madrid: Megazul-Endymion, 1994.
- Lejeune, Philippe. „Der autobiographische Pakt“. In: Niggel, Günter (Hrsg.). *Die Autobiographie: zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998, S. 214-257.
- Loureiro, Ángel G. (Hrsg.). *La autobiografía y sus problemas teóricos: estudios e investigación documental*. Barcelona: Anthropos, 1991.
- Loureiro, Ángel G. „Problemas teóricos de la autobiografía“. In: Loureiro, Ángel G. (Hrsg.). *La autobiografía y sus problemas teóricos: estudios e investigación documental*. Barcelona: Anthropos, 1991, S. 2-8.
- Mahrholz, Werner. „Der Wert der Selbstbiographie als geschichtliche Quelle“. In: Niggel, Günter (Hrsg.). *Die Autobiographie: zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998, S. 72-74.
- Marquard, Odo. „Autobiographie – Identität – Verantwortung“. In: Heckmann, Herbert (Hrsg.). *Literatur aus dem Leben. Autobiographische Tendenzen in der deutschsprachigen Gegenwartsdichtung*. München: Hanser, 1984, S. 58-67.
- Metzler, Regine. „Privatbriefe aus dem 16. und dem 18. Jahrhundert. Ein empirischer Vergleich zur Textsortengeschichte“. In: Hertel, Volker (Hrsg.). *Sprache und Kommunikation im Kulturkontext. Beiträge zum Ehrenkolloquium aus Anlass des 60. Geburtstages von Gotthard Lerchner*. Frankfurt: Lang, 1996, S. 359-381.
- Meyer Spacks, Patricia. „Female Rhetorics“. In: Smith, Sidonie und Julia Watson (Hrsg.). *Women, Autobiography, Theory. A Reader*. Madison: The University of Wisconsin Press, 1998, S. 232-238.
- Misch, Georg. *Geschichte der Autobiographie*. Bern: Francke, 1949.

- Misch, Georg. „Begriff und Ursprung der Autobiographie“. In: Niggel, Günter (Hrsg.). *Die Autobiographie: zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998, S. 33-54.
- Misch, Manfred (Hrsg.). *Autobiographien als Zeitzeugen*. Tübingen: Stauffenburg Verlag, 2001.
- Müller, Klaus-Detlef. *Autobiographie und Roman. Studien zur literarischen Autobiographie der Goethezeit*. Tübingen: Niemeyer, 1976.
- Müller, Klaus-Detlef. „Zum Formen- und Funktionswandel der Autobiographie“. In: Wessels, Hans-Friedrich (Hrsg.). *Aufklärung: Ein literaturwissenschaftliches Studienbuch*. Königstein: Athenäum, 1984, S. 137-160.
- Neuber, Wolfgang. „„Jch habe mich fast in keiner Sache so sehr bemühet, als in den Episteln“. Christian Weises Brieftheorie und die Tradition“. In: *Daphnis* 27.2/3 (1998), S. 419-442.
- Neumann, Bernd. *La identidad personal: autonomía y sumisión (Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie)*. Buenos Aires: Editorial Sur, 1973.
- Nickisch, Reinhard M.G. „Die Frau als Briefschreiberin im Zeitalter der deutschen Aufklärung“. In: *Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung* 3 (1976), S. 29-65.
- Nickisch, Reinhard M.G. „Briefkultur: Entwicklung und sozialgeschichtliche Bedeutung des Frauenbriefs im 18. Jahrhundert“. In: Brinker-Gabler, Gisela (Hrsg.). *Deutsche Literatur von Frauen, Erster Band: Vom Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts*. München: Beck, 1988, S. 389-409.
- Nickisch, Reinhard M.G. *Brief*. Stuttgart: Metzler, 1991.
- Niemeyer, Beatrix. „Der Brief als weibliches Bildungsmedium im 18. Jahrhundert“. In: Kleinau, Elke und Claudia Opitz (Hrsg.). *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Vom Mittelalter bis zur Aufklärung*. Frankfurt: Campus, 1996, S. 440-452.
- Niggel, Günter. *Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert: Theoretische Grundlegung und literarische Entfaltung*. Stuttgart: Metzler, 1977.
- Niggel, Günter (Hrsg.). *Die Autobiographie: zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998.
- Nussbaum, Felicity A. „Eighteenth-Century Women's Autobiographical Commonplaces“. In: Benstock, Shari (Hrsg.). *The Private Self. Theory and*

- Practice of Women's Autobiographical Writings*. Chapel Hill & London: The University of North Carolina, 1988, S. 147-172.
- Olney, James. „Algunas versiones de la memoria / Algunas versiones del *bios*: la ontología de la autobiografía“. In: Loureiro, Ángel G. (Hrsg.). *La autobiografía y sus problemas teóricos: estudios e investigación documental*. Barcelona: Anthropos, 1991, S. 33-47.
- Pascal, Roy. *Die Autobiographie: Gehalt und Gestalt*. Stuttgart: Kohlhammer, 1965.
- Pascal, Roy. „Die Autobiographie als Kunstform“. In: Niggel, Günter (Hrsg.). *Die Autobiographie: zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998, S. 148-157.
- Paulsen, Wolfgang. „Das Ich im Spiegel der Sprache: Autobiographie als Genre der literarischen Moderne und Postmoderne“. In: *Amsterdamer Beiträge zur Neueren Germanistik* 27 (1988), S. 1-69.
- Pilling, John. *Autobiography and Imagination. Studies in Self-Scrutiny*. London: Routledge & Kegan Paul, 1981.
- Radstone, Susannah. „Autobiographical times“. In: Cosslett, Tess, Celia Lury und Penny Summerfield (Hrsg.). *Feminism and Autobiography. Texts, Theories, Methods*. London & New York: Routledge, 2001, S. 201-219.
- Reinlein, Tanja. *Der Brief als Medium der Empfindsamkeit. Erschriebene Identitäten und Inszenierungspotentiale*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2003.
- Schlösser, Hermann. „Subjektivität und Autobiographie“. In: Briegleb, Klaus und Sigrid Weigel (Hrsg.). *Gegenwartsliteratur seit 1968*. München/Wien: Deutscher Taschenbuchverlag, 1992, S. 404-423.
- Schönborn, Sibylle, Tanja Reinlein und Ulrike Bardt. „Korrespondierendes Leben: Mediale Vernetzung am Beispiel des Briefwechsels zwischen Christiane Caroline Lucius, Karoline Juliane Kirchhof und Christian Fürchtegott Gellert. Zu vier veröffentlichten Briefen C.F. Gellerts und C.J. Kirchhof“. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 27.2 (2002), S. 20-44.
- Segebrecht, Wulf. „Über Anfänge von Autobiographien und ihre Leser“. In: Niggel, Günter (Hrsg.). *Die Autobiographie: zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998, S. 158-169.
- Siegel, Kristi. *Women's Autobiographies, Culture, Feminism*. New York: Lang, 1999.

- Smith, Sidonie. *A Poetics of Women's Autobiography. Marginality and the Fictions of Self-Representation*. Bloomington und Indianapolis: Indiana University Press, 1987.
- Smith, Sidonie. „Hacia una poética de la autobiografía de mujeres“. In: Loureiro, Ángel G. (Hrsg.). *La autobiografía y sus problemas teóricos: estudios e investigación documental*. Barcelona: Anthropos, 1991, S. 93-105.
- Smith, Sidonie und Julia Watson (Hrsg.). *De/Colonizing the Subject. The Politics of Gender in Women's Autobiography*. Minneapolis: University of Minneapolis Press, 1992.
- Smith, Sidonie und Julia Watson (Hrsg.). *Women, Autobiography, Theory. A Reader*. Madison: The University of Wisconsin Press, 1998.
- Smith, Sidonie und Julia Watson. „Introduction: Situating Subjectivity in Women's Autobiographical Practices“. In: Smith, Sidonie und Julia Watson (Hrsg.). *Women, Autobiography, Theory. A Reader*. Madison: The University of Wisconsin Press, 1998, S. 3-52.
- Spengemann, William C. *The Forms of Autobiography. Episodes in the History of a Literary Genre*. London: Yale University Press, 1980.
- Sprinker, Michael. „Ficciones del ‚yo‘: el final de la autobiografía“. In: Loureiro, Ángel G. (Hrsg.). *La autobiografía y sus problemas teóricos: estudios e investigación documental*. Barcelona: Anthropos, 1991, S. 118-128.
- Stanford Friedman, Susan: „Women's Autobiographical Selves. Theory and Practice“. In: Benstock, Shari (Hrsg.). *The Private Self. Theory and Practice of Women's Autobiographical Writings*. Chapel Hill & London: The University of North Carolina Press, 1988, S. 34-62.
- Stanford Friedman, Susan: „Women's Autobiographical Selves: Theory and Practice“. In: Smith, Sidonie und Julia Watson (Hrsg.). *Women, Autobiography, Theory. A Reader*. Madison: The University of Wisconsin Press, 1998, S. 72-82.
- Stanley, Liz. *The auto/biographical I. The Theory and Practice of Feminist auto/biography*. Manchester: Manchester University Press, 1995.
- Stanley, Liz. „From ‚self-made women‘ to ‚women's made-selves‘? Audit selves, simulation and surveillance in the rise of public woman“. In: Cosslett, Tess, Celia Lury und Penny Summerfield (Hrsg.). *Feminism and Autobiography. Texts, Theories, Methods*. London & New York: Routledge, 2001, S. 40-60.

- Stanton, Domna C. (Hrsg.). *The Female Autograph. Theory and Practice of Autobiography from the tenth to the twentieth Century*. Chicago: The University of Chicago Press, 1987.
- Stanton, Domna C. „Autogynographie: Is the Subject Different?“. In: Smith, Sidonie und Julia Watson (Hrsg.). *Women, Autobiography, Theory. A Reader*. Madison: The University of Wisconsin Press, 1998, S. 131-144.
- Stüssel, Kerstin. *Poetische Ausbildung und dichterisches Handeln. Poetik und autobiographisches Schreiben im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer, 1993.
- Swindells, Julia (Hrsg.). *The Uses of Autobiography*. Bristol: Taylor & Francis, 1995.
- Tarot, Rolf. „Die Autobiographie“. In: Weissenberger, Klaus (Hrsg.). *Prosa ohne Erzählen. Die Gattungen der nicht-fiktionalen Kunstprosa*. Tübingen: Niemeyer, 1985, S. 27-43.
- Tebben, Karin. *Literarische Intimität*. Tübingen: Francke, 1997.
- Torras Francès, Meri. *Tomando cartas en el asunto. Las amistades peligrosas de las mujeres con el género epistolar*. Zaragoza: Prensas Universitarias, 2001.
- Vellusig, Robert. *Schriftliche Gespräche: Briefkultur im 18. Jahrhundert*. Wien: Böhlau, 2000.
- Voskamp, Wilhelm. „Dialogische Vergegenwärtigung beim Schreiben und Lesen. Zur Poetik des Briefromans im 18. Jahrhundert“. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift* 45.1 (1971), S. 80-116.
- Wagner-Egelhaaf, Martina. *Autobiographie*. Stuttgart: Metzler, 2000.
- Waltz, Matthias. „Zur Topologie und ‚Grammatik‘ der Abbildung des Lebens in der Autobiographie“. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 63 (1989), S. 201-218.
- Weintraub, Karl J. „Autobiografía y conciencia social“. In: Loureiro, Ángel G. (Hrsg.). *La autobiografía y sus problemas teóricos: estudios e investigación documental*. Barcelona: Anthropos, 1991, S. 18-33.
- Wolff, Gerhart. „Sprach- und Stilpflege in Briefstellern aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“. In: Fix, Ulla und Gotthard Lerchner (Hrsg.). *Stil und Stilwandel. Bernhard Sowinski zum 65. Geburtstag gewidmet*. Frankfurt: Lang, 1996, S. 395-409.

9.2.2. Zum soziokulturellen Stand der Frauen

- Arocas Martínez, Nuria C. „De la justificación a la reivindicación: De Sophie von La Roche a Mary Wollstonecraft“. In: *Estudios filológicos alemanes* 12 (2006), S. 233-242.
- Becker-Cantarino, Barbara. *Der lange Weg zur Mündigkeit. Frau und Literatur (1500-1800)*. Stuttgart: Metzler, 1987.
- Bovenschen, Silvia. *Die imaginierte Weiblichkeit*. Frankfurt: Suhrkamp, 1979 (2003).
- Grimminger, Rolf. *Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution*. München: Hanser, 1984.
- Heuser, Magdalene. „Das Musenchor mit neuer Ehre zieren. Schriftstellerinnen zur Zeit der Frühaufklärung“. In: Brinker-Gabler, Gisela (Hrsg.). *Deutsche Literatur von Frauen, Erster Band: Vom Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts*. München: Beck, 1988, S. 293-313.
- Honegger, Claudia. *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib*. Frankfurt: Campus, 1991.
- Kim-Park, Hee-Kyung. *Mutter-Tochter-Beziehungen in den Romanen von Frauen im ausgehenden 18. Jahrhundert*. Königstein/Ts: Helmer, 2000.
- Kleinau, Elke und Claudia Opitz (Hrsg.). *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Vom Mittelalter bis zur Aufklärung*. Frankfurt: Campus, 1996.
- Loster-Schneider, Gudrun. *Sophie La Roche: Paradoxien weiblichen Schreibens im 18. Jahrhundert*. Tübingen: Narr, 1995.
- Mayer, Christine. „Die Anfänge einer institutionalisierten Mädchenerziehung an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert“. In: Kleinau, Elke und Claudia Opitz (Hrsg.). *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Vom Mittelalter bis zur Aufklärung*. Frankfurt: Campus, 1996, S. 373-392.
- Naumann, Ursula. „Das Fräulein und die Blicke: Sophie von La Roche“. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 107 (1988), S. 488-516.
- Neumann, Helga. *Zwischen Emanzipation und Anpassung: Protagonistinnen des deutschen Zeitschriftenwesens im ausgehenden 18. Jahrhundert (1779-1795)*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 1999.
- Niemeyer, Beatrix. „Ausschluß oder Ausgrenzung? Frauen im Umkreis der Universitäten im 18. Jahrhundert“. In: Kleinau, Elke und Claudia Opitz (Hrsg.). *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Vom Mittelalter bis zur Aufklärung*. Frankfurt: Campus, 1996, S. 275-294.

- Nolden, Thomas. „An eine junge Dichterin' – Der poetologische Diskurs über die Schriftstellerin des 18. Jahrhunderts“. In: *Lessing Yearbook* 24 (1992), S. 97-120.
- Schmid, Pia. „Weib oder Mensch, Wesen oder Wissen? Bürgerliche Theorien zur weiblichen Bildung um 1800“. In: Kleinau, Elke und Claudia Opitz (Hrsg.). *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Vom Mittelalter bis zur Aufklärung*. Frankfurt: Campus, 1996, S. 327-345.
- Sotiropoulos, Carol Strauss. „Pomona, für Teuschlands Tochter: Sophie von La Roche as Editor, Educator, and Narrator“. *Colloquia Germanica: Internationale Zeitschrift für Germanistik* 33.3 (2000), S. 213-238.
- Tebben, Karin. „Soziokulturelle Bedingungen weiblicher Schriftkultur im 18. und 19. Jahrhundert. Zur Einleitung“. In: Tebben, Karin (Hrsg.). *Beruf: Schriftstellerin. Schreibende Frauen im 18. und 19. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1998, S. 10-46.
- Toppe, Sabine. „Mutterschaft und Erziehung zur Mütterlichkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“. In: Kleinau, Elke und Claudia Opitz (Hrsg.). *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Vom Mittelalter bis zur Aufklärung*. Frankfurt: Campus, 1996, S. 346-359.
- Weckel, Ulrike. „Der Fieberfrost des Freiherrn. Zur Polemik gegen weibliche Gelehrsamkeit und ihre Folgen für die Geselligkeit der Geschlechter“. In: Kleinau, Elke und Claudia Opitz (Hrsg.). *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Vom Mittelalter bis zur Aufklärung*. Frankfurt: Campus, 1996, S. 360-372.

9.2.3. Zu Autobiographien von deutschsprachigen Frauen

- Bach, Adolf. „Sophie La Roche und ihre Stellung im deutschen Geistesleben des 18. Jhdts.“. In: *Zeitschrift für Deutschkunde* 3 (1926), S. 165-182.
- Bäurle, Margret. „„Ich muß mich selber künden'. Über Mechthild von Magdeburg und ihr Buch *Das fließende Licht der Gottheit*“. In: Holdenried, Michaela (Hrsg.). *Geschriebenes Leben. Autobiographik von Frauen*. Berlin: Erich Schmidt, 1995, S. 21-32.
- Becker-Cantarino, Barbara. „„Muse' und ‚Kunstrichter': Sophie La Roche und Wieland“. In: *Modern Language Notes* 99.3 (1984), S. 571-588.

- Brinker-Gabler, Gisela. „Metamorphosen des Subjekts. Autobiographie, Textualität und Erinnerung“. In: Heuser, Magdalene (Hrsg.). *Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte*. Tübingen: Niemeyer, 1996, S. 393-404.
- Brombach, Sabine und Bettina Wahrig (Hrsg.). *LebensBilder. Leben und Subjektivität in neueren Ansätzen der Gender Studies*. Bielefeld: transcript, 2006.
- Bürger, Christa. *Leben Schreiben: Die Klassik, die Romantik und der Ort der Frauen*. Stuttgart: Metzler, 1990.
- Davies, Mererid Puw (Hrsg.). *Autobiography by women in German*. Frankfurt/Main: Lang, 2000.
- Gallas, Helga und Anita Runge. *Romane und Erzählungen deutscher Schriftstellerinnen um 1800. Eine Bibliographie*. Stuttgart: Metzler, 1993.
- Goodman, Kay. „Weibliche Autobiographien“. In: Gnüg, Hiltrud und Renate Möhrmann (Hrsg.). *Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Frankfurt: Suhrkamp, 1989, S. 289-299.
- Guentherodt, Ingrid. „Autobiographische Auslassungen: Sprachliche Umwege und nichtsprachliche Verschlüsselungen zu autobiographischen Texten von Maria Cunitz, Maria Sibylla Merian und Dorothea Christiane Erxleben, geb. Leporin“. In: Heuser, Magdalene (Hrsg.). *Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte*. Tübingen: Niemeyer, 1996, S. 135-151.
- Hanstein, Adalbert. *Die Frauen in der Geschichte des Deutschen Geisteslebens des 18. und 19. Jahrhunderts*. Leipzig: Freund & Wittig, 1899-1900.
- Heipcke, Corinna Julia. „Frau versus Dichterin? Konkurrierende Selbstentwürfe deutschsprachiger Autorinnen des 18. Jahrhunderts“. In: Henn, Marianne und Britta Hufeisen (Hrsg.). *Frauen: MitSprechen – MitSchreiben*. Stuttgart: Akademischer Verlag, 1997, S. 83-106.
- Heipcke, Corinna. *Autorhetorik. Zur Konstruktion weiblicher Autorschaft im ausgehenden 18. Jahrhundert*. Frankfurt: Lang, 2002.
- Heuser, Magdalene, Ortrun Niethammer, Marion Roitzheim-Eisfeld und Petra Wulbusch (Hrsg.). „*Ich wünschte so gar gelehrt zu werden*“: *Drei Autobiographien von Frauen des 18. Jahrhunderts*. Göttingen: Wallstein, 1994.
- Heuser, Magdalene. „Nachwort“. In: Heuser, Magdalene, Ortrun Niethammer, Marion Roitzheim-Eisfeld und Petra Wulbusch (Hrsg.). „*Ich wünschte so gar gelehrt zu werden*“: *Drei Autobiographien von Frauen des 18. Jahrhunderts*. Göttingen: Wallstein, 1994, S. 255-273.

- Heuser, Magdalene (Hrsg.). *Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte*. Tübingen: Niemeyer, 1996.
- Heuser, Magdalene. „Zwischen Kochtopf und Verstandeserziehung, Briefen und Gelehrtenautobiographie: Dorothea Friderika Baldinger“. In: Heuser, Magdalene (Hrsg.). *Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte*. Tübingen: Niemeyer, 1996, S. 152-174.
- Heuser, Magdalene. „Dorothea Friderika Baldinger. Lebensbeschreibung von Friderika Baldinger von ihr selbst verfaßt (1791)“. In: Loster-Schneider, Gudrun und Gaby Pailer (Hrsg.). *Lexikon deutschsprachiger Epik und Dramatik von Autorinnen (1730-1900)*. Tübingen: Narr Francke Attempto, 2006, S. 35-36.
- Hoff, Karin. *Die Entdeckung der Zwischenräume*. Göttingen: Wallstein, 2003.
- Holdenried, Michaela (Hrsg.). *Geschriebenes Leben. Autobiographik von Frauen*. Berlin: Erich Schmidt, 1995.
- Holdenried, Michaela. „Einleitung“. In: Holdenried, Michaela (Hrsg.). *Geschriebenes Leben. Autobiographik von Frauen*. Berlin: Erich Schmidt, 1995, S. 9-20.
- Holdenried, Michaela. „„Ich, die schlechteste von allen‘. Zum Zusammenhang von Rechtfertigung, Schuldbekennnis und Subversion in autobiographischen Werken von Frauen“. In: Holdenried, Michaela (Hrsg.). *Geschriebenes Leben. Autobiographik von Frauen*. Berlin: Erich Schmidt, 1995, S. 402-421.
- Holdenried, Michaela. „Autobiographik von Frauen – eine eigene Geschichte? Anmerkungen zum Forschungsstand“. In: Davies, Mererid Puw (Hrsg.). *Autobiography by women in German*. Frankfurt/Main: Lang, 2000, S. 17-33.
- Honegger, Claudia. „Weibliche Selbstreflexion um 1800“. In: *Feministische Studien* 7.2 (1989), S. 7-22.
- Jirku, Brigitte E. „Wollen Sie mit Nichts... ihre Zeit versplittern?“ *Ich-Erzählerin und Erzählstruktur in von Frauen verfassten Romanen des 18. Jahrhunderts*. Frankfurt: Lang, 1994.
- Jirku, Brigitte E. „El deseo de (sobre)vivir como mujer: El discurso autobiográfico femenino en el siglo XVIII“. In: *Quaderns de Filologia. Estudis Literaris III* (1997), S. 191-209.
- Jirku, Brigitte E. und Marion Schulz. „Autobiografische Diskurse von Frauen“. In: Jirku, Brigitte E. und Marion Schulz (Hrsg.). *Performativität statt Tradition - autobiografische Diskurse von Frauen*. Frankfurt: Lang, 2012, S. 7-24.

- Jung, Martin H. (Hrsg.). *„Mein Herz brannte richtig in der Liebe Jesu“.* *Autobiographien frommer Frauen aus Pietismus und Erweckungsbewegung. Eine Quellensammlung bearbeitet, erläutert und herausgegeben von Martin H. Jung.* Aachen: Shaker, 1999.
- Kaiser, Gerhard. *Aufklärung, Empfindsamkeit, Sturm und Drang.* Tübingen: Francke, 1976 (1996).
- Kammler, Eva. *Zwischen Professionalisierung und Dilettantismus. Romane und ihre Autorinnen um 1800.* Opladen: Westdeutscher Verlag, 1992.
- Kammler, Eva. „Theophrastus Gradmann, einer von den seltenen Erdensöhne. Ein Roman für Denker und Edle (1794)“. In: Loster-Schneider, Gudrun und Gaby Pailer (Hrsg.). *Lexikon deutschsprachiger Epik und Dramatik von Autorinnen (1730-1900).* Tübingen: Narr Francke Attempto, 2006, S. 450-451.
- Kormann, Eva. „„Und solliche Grimbnuß hab ich alleweil.’ Autobiographik bürgerlicher Frauen des 17. Jahrhunderts am Beispiel des ‚Pichls’ der Maria Elisabeth Stampfer“. In: Holdenried, Michaela (Hrsg.). *Geschriebenes Leben. Autobiographik von Frauen.* Berlin: Erich Schmidt, 1995, S. 80-94.
- Kormann, Eva. „Haus, Kirche, Stadt und Himmel: Geschlechter-Räume in Autobiographien von Frauen des 17. Jahrhunderts“. In: Hubrath, Margarete (Hrsg.). *Geschlechter-Räume. Konstruktionen von ‚gender’ in Geschichte, Literatur und Alltag.* Köln: Böhlau, 2001, S. 69-85.
- Kormann, Eva. „Gattung, Geschlecht und gesellschaftliche Konstruktion. Das Beispiel der Autobiographik des 17. Jahrhunderts“. In: Wiesinger, Peter (Hrsg.). *Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. Band 10: Geschlechterforschung und Literaturwissenschaft.* Frankfurt: Lang, 2003, S. 87-93.
- Kormann, Eva. *Ich, Welt und Gott. Autobiographik im 17. Jahrhundert.* Köln: Böhlau, 2004.
- Loster-Schneider, Gudrun. „„[...] einen sehr genauen Grundriß von meinem Kopf und meinen Neigungen geben.’ Autobiographische Selbstdarstellung und poetologische Selbstreflexion in Sophie von La Roches ‚Mein Schreibtisch’“. In: Heuser, Magdalene (Hrsg.). *Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte.* Tübingen: Niemeyer, 1996, S. 214-232.
- Meise, Helga. „Bildungslust und Bildungslast in Autobiographien von Frauen um 1800“. In: Kleinau, Elke und Claudia Opitz (Hrsg.). *Geschichte der Mädchen-*

und Frauenbildung. Vom Mittelalter bis zur Aufklärung. Frankfurt: Campus, 1996, S. 453-466.

Naumann, Ursula. „Das Fräulein und die Blicke. Eine Betrachtung über Sophie von La Roche“. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 107 (1988), S. 488-516.

Niethammer, Ortrun. „Verschriftlichungsprozesse. Überlegungen zur Darstellung von Identität in Autobiographien von Frauen anhand von Sophie von La Roches *Melusinens Sommer-Abende*“. In: Henn, Marianne und Britta Hufeisen (Hrsg.). *Frauen: MitSprechen – MitSchreiben*. Stuttgart: Akademischer Verlag, 1997, S. 291-308.

Niethammer, Ortrun. *Autobiographien von Frauen im 18. Jahrhundert*. Tübingen: Francke, 2000.

Pelz, Annegret. „Der Schreibtisch. Ausgrabungsort und Depot der Erinnerungen“. In: Heuser, Magdalene (Hrsg.). *Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte*. Tübingen: Niemeyer, 1996, S. 233-246.

Ramm, Elke. „Warum existieren keine ‚klassischen‘ Autobiographien von Frauen?“ In: Holdenried, Michaela (Hrsg.). *Geschriebenes Leben. Autobiographik von Frauen*. Berlin: Erich Schmidt, 1995, S. 130-141.

Ramm, Elke. *Autobiographische Schriften deutschsprachiger Autorinnen um 1800: „es ist überhaupt schwer, sehr schwer, von sich selbst zu reden“ (Sophie von La Roche)*. Hildesheim: Olms-Weidmann, 1998.

Ramm, Elke. „Schreiben aus ‚Brodnoth‘ – Johanna Isabella Eleonore von Wallenrodt (1740-1819)“. In: Tebben, Karin (Hrsg.). *Beruf: Schriftstellerin. Schreibende Frauen im 18. und 19. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1998, S. 78-102.

Ramm, Elke. „‚Der Name allein genügt, um in der Welt zu sein‘. Autobiographische Schriften deutschsprachiger Autorinnen um 1800“. In: Caemmerer, Christiane, Walter Delabar und Marion Schulz (Hrsg.). *Autorinnen in der Literaturgeschichte. Konsequenzen der Frauenforschung für die Literaturgeschichtsschreibung und Literaturdokumentation*. Osnabrück: Zeller, 1999, S. 63-73.

Ramm, Elke. „Johanna Isabella Eleonora von Wallenrodt. Das Leben der Frau von Wallenrodt in Briefen an einen Freund. Ein Beitrag zur Seelenkunde und Weltkenntniß“. In: Loster-Schneider, Gudrun und Gaby Pailer (Hrsg.). *Lexikon*

- deutschsprachiger Epik und Dramatik von Autorinnen (1730-1900)*. Tübingen: Narr Francke Attempto, 2006, S. 446-447.
- Rau, Peter. „Prinz Hassan der Hochherzige, bestraft durch Rache und glücklich durch Liebe. Eine morgenländische Urkunde (1796)“. In: Loster-Schneider, Gudrun und Gaby Pailer (Hrsg.). *Lexikon deutschsprachiger Epik und Dramatik von Autorinnen (1730-1900)*. Tübingen: Narr Francke Attempto, 2006, S. 449-450.
- Roitzheim-Eisfeld, Marion. „Realität und Fiktion in der Autobiographie der Angelika Rosa“. In: Heuser, Magdalene (Hrsg.). *Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte*. Tübingen: Niemeyer, 1996, S. 194-213.
- Runge, Anita. „„Leben‘ – ‚Werk‘ – Profession. Zum Umgang mit biographischen Dokumenten bei Schriftstellerinnen“. In: *Querelles* 6 (2001), S. 70-84.
- Sagarra, Eda. „Quellenbibliographie autobiographischer Schriften von Frauen im deutschen Kulturraum 1730-1918“. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 8 (1986), S. 175-231.
- Schlientz, Gisela. „Bevormundet, enteignet, verfälscht, vernichtet. Selbstzeugnisse württembergischer Pietistinnen“. In: Holdenried, Michaela (Hrsg.). *Geschriebenes Leben. Autobiographik von Frauen*. Berlin: Erich Schmidt, 1995, S. 61-79.
- Schmaus, Marion. „Karl Moor und seine Genossen nach der Abschiedsszene beim alten Thurm. Ein Gemälde erhabner Menschennatur als Seitenstück zum Rinaldo Rinaldini (1801)“. In: Loster-Schneider, Gudrun und Gaby Pailer (Hrsg.). *Lexikon deutschsprachiger Epik und Dramatik von Autorinnen (1730-1900)*. Tübingen: Narr Francke Attempto, 2006, S. 447-448.
- Seibert, Peter. „Henriette Herz: Erinnerungen. Zur Rekonstruktion einer frühen Frauenautobiographie“. In: *Der Deutschunterricht* 41.2 (1989), S. 37-50.
- Steinhorst, Heike. „Autobiographisches und fiktionales Schreiben von Frauen um 1800“. In: Bland, Caroline (Hrsg.). *Schwellenüberschreitungen. Politik in der Literatur von deutschsprachigen Frauen 1780 - 1918*. Bielefeld: Aisthesis, 2007, S. 117-133.
- Steinhorst, Heike. „Aspekte weiblichen autobiographischen Schreibens im frühen 19. Jahrhundert“. In: *Immermann-Jahrbuch* 4 (2003), S. 85-97.
- Swanson, Christina. „Textual Transgression in the Epistolary Mode: Sophie von La Roche’s *Geschichte des Fräuleins von Sternheim*“. In: *Michigan Germanic Studies* 22.2 (1996), S. 144-161.

- Touaillon, Christine. *Der Deutsche Frauenroman des 18. Jahrhunderts*. Wien/Leipzig: Wilhelm Braumüller, 1919.
- Vogel, Juliane. „Freundinnen bedeutender Männer. Fatale Strategien ihrer Autobiographie“. In: Amann, Klaus und Karl Wagner (Hrsg.). *Autobiographien in der österreichischen Literatur*. Innsbruck, Wien: Studienverlag, 1998, S. 93-111.
- Vogt, Marianne. *Autobiographik bürgerlicher Frauen. Zur Geschichte weiblicher Selbstbewußtwerdung*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 1981.
- Wulbusch, Petra. „Die ‚Jugendgeschichte‘ Charlotte von Einems. Ein Selbstbild, seine Brüche, Folgen und Funktionen“. In: Heuser, Magdalene (Hrsg.). *Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte*. Tübingen: Niemeyer, 1996, S. 175-193.

9.2.3.1. Zu Anna Louisa Karsch

- Arocas Martínez, Nuria C. „Gläserne Decken in Briefautobiographien von Frauen im ausgehenden 18. Jahrhundert: Anna Louisa Karsch und Elisa von der Recke“. In: Sabaté, Dolores und Marion Schulz (Hrsg.). *Die Gläserne Decke: Fakt oder Fiktion? Eine literarische Spurensuche in deutschsprachigen Werken von Autorinnen*. Frankfurt: Lang, 2010, S. 33-50.
- Barndt, Kerstin. „‚Mein Dasein ward unvermerkt das allgemeine Gespräch‘. Anna Louisa Karsch im Spiegel zeitgenössischer Popularphilosophie“. In: Bennholdt-Thomsen, Anke und Anita Runge (Hrsg.). *Anna Louisa Karsch (1722-1791). Von schlesischer Kunst und Berliner Natur*. Göttingen: Wallstein, 1992, S. 162-176.
- Bauer, Marieluise. „Zum Zeitverständnis landadeliger Schäferromane“. In: Vosskamp, Wilhelm (Hrsg.). *Schäferdichtung. Referate der fünften Arbeitsgruppe beim zweiten Jahrestreffen des Internationalen Arbeitskreises für deutsche Barockliteratur vom 28. bis 31. August 1976 in Wolfenbüttel*. Hamburg: Hauswedell, 1977, S. 20-38.
- Becker-Cantarino, Barbara. „Die ‚deutsche Sappho‘ und ‚des Herzogs Spießgesell‘. Anna Louisa Karsch und Goethe“. In: Bennholdt-Thomsen, Anke und Anita Runge (Hrsg.). *Anna Louisa Karsch (1722-1791). Von schlesischer Kunst und Berliner Natur*. Göttingen: Wallstein, 1992, S. 110-131.
- Becker-Cantarino, Barbara. „‚Belloisens Lebenslauf‘. Zu Dichtung und Autobiographie bei Anna Luisa Karsch“. In: Gutjahr, Ortrud, Wilhelm Kühlmann und Wolf

- Wucherpfeffig (Hrsg.). *Gesellige Vernunft. Zur Kultur der literarischen Aufklärung*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 1993, S. 13-22.
- Bennholdt-Thomsen, Anke und Anita Runge (Hrsg.). *Anna Louisa Karsch (1722-1791). Von schlesischer Kunst und Berliner Natur*. Göttingen: Wallstein, 1992.
- Böschenstein-Schäfer, Renate. *Idylle*. Stuttgart: Metzler, 1967 (1977).
- Helgason, Jon. *Schriften des Herzens: Briefkultur des 18. Jahrhunderts im Briefwechsel zwischen Anna Louisa Karsch und Johann Wilhelm Ludwig Gleim*. Göttingen: Wallstein, 2012.
- Heuser, Magdalene. „Stationen einer Karsch-Nachfolge in der Literatur von Frauen des 18. Jahrhunderts: Caroline von Klencke, Helmina von Chezy und Therese Huber“. In: Bennholdt-Thomsen, Anke und Anita Runge (Hrsg.). *Anna Louisa Karsch (1722-1791): Von schlesischer Kunst und Berliner ‚Natur‘*. Göttingen: Wallstein, 1992, S. 149-161.
- Jaumann, Herbert. „Bürgerlicher Alltag im barocken Schäferroman? Gattungsgeschichtliche Thesen zu ‚Damon und Lisille‘“. In: Vosskamp, Wilhelm (Hrsg.). *Schäferdichtung. Referate der fünften Arbeitsgruppe beim zweiten Jahrestreffen des Internationalen Arbeitskreises für deutsche Barockliteratur vom 28. bis 31. August 1976 in Wolfenbüttel*. Hamburg: Hauswedell, 1977, S. 39-58.
- Kambas, Chryssoula. „Zwischen Kosmopolitismus und Nation. Helmina von Chézy als Pariser Chronistin“. In: Heuser, Magdalene (Hrsg.). *Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte*. Tübingen: Niemeyer, 1996, S. 247-264.
- Knowlton, James. „Inventing an Author. The (Self-)Constructed Authorship of Anna Louisa Karsch as Reflected in an Autobiographical Poem“. In: *Colloquia Germanica: Internationale Zeitschrift für Germanistik* 27.2 (1994), S. 101-121.
- Kording, Inka. „(V)erschriebenes Ich“: *Individualität in der Briefliteratur des 18. Jahrhunderts – Louise Gottsched, Anna Louisa Karsch, Heinrich von Kleist*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2014.
- Krzywon, Ernst Josef. „Tradition und Wandel. Die Karschin in Schlesien (1722-1761)“. In: Bennholdt-Thomsen, Anke und Anita Runge (Hrsg.). *Anna Louisa Karsch (1722-1791): Von schlesischer Kunst und Berliner ‚Natur‘*. Göttingen: Wallstein, 1992, S. 12-56.
- Kunze, Michael. „Grenzen der gesellschaftlichen Funktionstauglichkeit der englischen Renaissancebukolik am Beispiel von Andrew Marvell“. In: Vosskamp, Wilhelm (Hrsg.). *Schäferdichtung. Referate der fünften Arbeitsgruppe beim zweiten*

- Jahrestreffen des Internationalen Arbeitskreises für deutsche Barockliteratur vom 28. bis 31. August 1976 in Wolfenbüttel.* Hamburg: Hauswedell, 1977, S. 85-95.
- Meid, Volker. „Ungleichheit gleich Ordnung. Zur ‚Macarie‘ (1669-1673) von Heinrich Arnold und Maria Katharina Stockfleth“. In: Vosskamp, Wilhelm (Hrsg.). *Schäferdichtung. Referate der fünften Arbeitsgruppe beim zweiten Jahrestreffen des Internationalen Arbeitskreises für deutsche Barockliteratur vom 28. bis 31. August 1976 in Wolfenbüttel.* Hamburg: Hauswedell, 1977, S. 59-66.
- Mödersheim, Sabine. „Igel oder Amor? Zum Briefwechsel zwischen Anna Louisa Karsch und Johann Wilhelm Ludwig Gleim“. In: Kertscher, Hans-Joachim (Hrsg.). *G.A. Bürger und J.W.L. Gleim.* Tübingen: Niemeyer, 1996, S. 29-39.
- Nickisch, Reinhard M.G. „‚daß sind ... sehr unbeträchtliche Papiere.‘ Über die Epistel-Dichtung und die lyrischen Brief-Einlagen der Anna Louisa Karsch“. In: Bennholdt-Thomsen, Anke und Anita Runge (Hrsg.). *Anna Louisa Karsch (1722-1791). Von schlesischer Kunst und Berliner Natur.* Göttingen: Wallstein, 1992, S. 66-80.
- Nörtemann, Regina. „Verehrung, Freundschaft, Liebe: Zur Erotik im Briefwechsel zwischen Anna-Louisa Karsch und Johann Wilhelm Ludwig Gleim“. In: Bennholdt-Thomsen, Anke und Anita Runge (Hrsg.). *Anna Louisa Karsch (1722-1791): Von schlesischer Kunst und Berliner ‚Natur‘.* Göttingen: Wallstein, 1992, S. 81-93.
- Pott, Ute. „Berlin – Halberstadt – Berlin: Anna Louisa Karsch und Caroline Luise von Klencke als Autorinnen im Briefwechsel mit Johann Wilhelm Ludwig Gleim“. In: Bennholdt-Thomsen, Anke und Anita Runge (Hrsg.). *Anna Louisa Karsch (1722-1791): Von schlesischer Kunst und Berliner ‚Natur‘.* Göttingen: Wallstein, 1992, S. 94-109.
- Pott, Ute. „Die Freundschaft und die Musen: Gleim in seinen Briefen an die Dichterin Anna Louisa Karsch und ihre Tochter Caroline Luise von Klencke“. In: Kertscher, Hans-Joachim (Hrsg.). *G. A. Bürger und J. W. L. Gleim.* Tübingen: Niemeyer, 1996, S. 40-57.
- Pott, Ute. *Briefgespräche. Über den Briefwechsel zwischen Anna Louisa Karsch und Johann Wilhelm Ludwig Gleim.* Göttingen: Wallstein, 1998.
- Prandi, Julie D. „Sexual imagery in the verse epistles of Robert Burns and Anna Louisa Karsch“. In: *Comparative Literare Studies* 43.1/2 (2006), S. 153-170.

- Schaffers, Uta. *Auf überlebtes Elend blick ich nieder. Anna Louisa Karsch – Literarisierung eines Lebens in Selbst- und Fremdzeugnissen*. Göttingen: Wallstein, 1997.
- Schlaffer, Hannelore. „Naturpoesie im Zeitalter der Aufklärung. Anna Luisa Karsch (1722-1791). Ein Portrait“. In: Brinker-Gabler, Gisela (Hrsg.). *Deutsche Literatur von Frauen, Erster Band: Vom Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts*. München: Beck, 1988, S. 313-324.
- Scholz, Hannelore. „Doch mein Herz, ... dieses ist ganz Gefühl, ganz Freundschaft, so wie es den Dichtern geziemt’. Die Karschin im Kontext der Volkspoesiedebatte in Deutschland“. In: Bennholdt-Thomsen, Anke und Anita Runge (Hrsg.). *Anna Louisa Karsch (1722-1791). Von schlesischer Kunst und Berliner Natur*. Göttingen: Wallstein, 1992, S. 132-148.
- Scholz-Lübbering, Hannelore. „O meine Phantasie ist heftig’. Anna Louisa Karsch: von der schlesischen Nachtigall zur preußischen Sappho“. In: Halub, Marek (Hrsg.). *Sprache – Literatur – Kultur im germanistischen Gefüge. Bd. 4. Identitäten und kulturelles Gedächtnis*. Dresden: Neisse, 2013, S. 169-182.
- Wappler, Gerlinde. „Editionspraxis im 18. Jahrhundert. Die verlegerischen Bemühungen im Gleimkreis im Zusammenhang mit Anna Louisa Karsch“. In: Bennholdt-Thomsen, Anke und Anita Runge (Hrsg.). *Anna Louisa Karsch (1722-1791). Von schlesischer Kunst und Berliner Natur*. Göttingen: Wallstein, 1992, S. 57-65.

9.2.3.2. Zu Elisa von der Recke

- Barniškienė, Sigita. „Orts- und Personenreferenz in den Tagebuchaufzeichnungen der Elisa von der Recke“. In: Brandt, Gisela (Hrsg.). *Texte – Zeugnisse des produktiven Sprachhandelns von Frauen in privaten, halböffentlichen und öffentlichen Diskursen vom Mittelalter bis in die Gegenwart: internationale Fachtagung Paderborn 04.-07.09.2011*. Stuttgart: Heinz, 2012, S. 139-150.
- Gajdis, Anna. „Genderforschung im südlichen Ostseeraum um 1800: Fallbeispiel Elisa von der Recke (1754-1833)“. In: Czarnačka, Mirosława (Hrsg.). *Sprache – Literatur – Kultur im germanistischen Gefüge. Bd. 3. Genderforschung – Leistungen und Perspektiven in der Germanistik*. Dresden: Neisse, 2013, S. 141-150.

- Goodman, Katherine R. „Poetry and Truth. Elisa von der Recke's Sentimental Autobiography“. In: The Personal Narrative Group (Hrsg.). *Interpreting Women's Lives. Feminist Theory and Personal Narratives*. Bloomington: Indiana University Press, 1989, S. 118-128.
- Hilmes, Carola. „'Jetzt bin ich negativ glücklich'. Die autobiographischen Schriften und Reisetagebücher Elisa von der Reckes“. In: Pavidis, Silvija und Thomas Taterka (Hrsg.). *Triangulum. Germanistisches Jahrbuch für Estland, Lettland und Litauen 2003/04*. Riga und Bonn: DAAD, 2005, S. 37-59.
- Schulz, Günter. „Christian Garve im Briefwechsel mit Friedrich Nicolai und Elisa von der Recke“. In: *Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung* 1 (1974), S. 222-327.
- Schulz, Günter. „Elisa von der Recke, die Freundin Friedrich Nicolais“. In: *Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung* 3 (1976), S. 159-173.
- Söhn, Gerhart. *Die stille Revolution der Weiber. Frauen der Aufklärung und Romantik: 30 Porträts*. Leipzig: Reclam, 2003.
- Topf-Medeiros, Katharina. „Selbstdarstellung und narrative Autorität in den Briefautobiographien Elisa von der Reckes und Elisabeth Stägemanns“. In: Holdenried, Michaela (Hrsg.). *Geschriebenes Leben. Autobiographik von Frauen*. Berlin: Schmidt, 1995, S. 142-154.
- Wurst, Karin A. „'Begreifst du aber / wie viel andächtig schwärmen leichter, als / Gut handeln ist?' Elisa von der Recke (1754-1833)“. In: *Lessing Yearbook* 25 (1993/1994), S. 97-116.

9.2.3.3. Zu Elisabeth von Stägemann

- Eschenhagen, Bettina. „Ohne Scheuklappen“. In: Wallinger, Sylvia und Monika Jonas (Hrsg.). *Der Widerspenstigen Zähmung*. Innsbruck: Institut für Germanistik, 1986, S. 157-168.
- Goodman, Katherine R. „Elisabeth to Meta: Epistolary Autobiography and the Postulation of the Self“. In: Brodzki, Bella und Celeste Schenck (Hrsg.). *Life/Lines: Theorizing Women's Autobiographie*. Ithaca: Cornell University Press, 1988, S. 306-319.
- Loster-Schneider, Gudrun. „Elisabeths Stägemanns ‚Erinnerungen für edle Frauen‘“. In: *Mannheimer Berichte aus Forschung und Lehre an der Universität Mannheim* 36 (1989), S. 19-27.

- Stegemann, Jessica. „Elisabeth von Stägemann. Erinnerungen für edle Frauen (1846)“.
In: Loster-Schneider, Gudrun und Gaby Pailer (Hrsg.). *Lexikon deutschsprachiger Epik und Dramatik von Autorinnen (1730-1900)*. Tübingen: Narr Francke Attempto, 2006, S. 408-409.
- Topf-Medeiros, Katharina. „Selbstdarstellung und narrative Autorität in den Briefautobiographien Elisa von der Reckes und Elisabeth Stägemanns“. In: Holdenried, Michaela (Hrsg.). *Geschriebenes Leben. Autobiographik von Frauen*. Berlin: Schmidt, 1995, S. 142-154.